

Hermann Sparr

Feldpostbriefe 1914-1915

Second Edition

Feldpostbriefe

1914–1915

Berichte und Stimmungsbilder
von
Mitkämpfern und Miterlebenden

Gesammelt und herausgegeben von
H e r m a n n S p a r r

Zweite, ergänzte Auflage



Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH 1915

ISBN 978-3-662-23706-9

ISBN 978-3-662-25795-1 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-662-25795-1

Copyright 1915 by Springer-Verlag Berlin Heidelberg
Ursprünglich erschienen bei Otto Spamer, Leipzig 1915

(Gesetzlich erforderlicher Schutzvermerk gegenüber
den Vereinigten Staaten)



Druck
der Spamer'schen
Buchdruckerei in Leipzig

Vorwort zur ersten Auflage.

Aus der unerschöpflichen Fülle von „Feldpostbriefen“ und ähnlichen Mitteilungen ist in diesem schmalen Bändchen versucht worden, das Wertvollste und Charakteristischste in anschaulicher Gruppierung zusammenzufassen. Mitfühlen lassen, wie der Einzelne, ob einfacher Soldat oder Offizier, den weltbewegenden Ereignissen gegenübersteht, wie er die gewaltigsten aller Eindrücke in sich aufnimmt und verarbeitet, ist eine Aufgabe von besonderem Reiz. Möge das vorliegende Buch dieser Aufgabe gerecht werden.

Der Herausgeber.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die zweite Auflage ist zeitlich aus dem inzwischen neu hinzugekommenen Stoffe ergänzt, weist daher zum erheblichen Teil einen anderen Inhalt auf. Im übrigen ist die Bearbeitung im bisherigen Sinne erfolgt, so daß das Buch auf die gleiche freundliche Aufnahme rechnen darf, deren sich die erste Auflage zu erfreuen hatte.

Der Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Sur Einführung: Warum ich deutscher Kriegsfreiwilliger wurde	1
Im Lande der Franktireurs	
Vorwärts in Feindesland (Leipz. N. Nachr.)	3
Im Nachtkampf mit Franktireurs (Frankf. Stg.)	9
Der Sturm auf Lüttich (Köln. Stg.)	14
Die Schreckensnacht in Löwen (Köln. Stg.)	18
Die ungläubigen Belgier (Leipz. Tagebl.)	23
Vor Antwerpens Fall (Tägl. Rundsch.)	26
Brummersymphonie (Tägl. Rundsch.)	29
Ein Braver (Köln. Volksztg.)	33
Bei Hooge im Schützengraben (Leipz. N. Nachr.)	35
Sturmangriff bei Ypern (Tägl. Rundsch.)	39
Langemark (Leipz. N. Nachr.)	41
Al: Deutschland nach Frankreich hinein	
Bei Mülhausen (Leipz. N. Nachr.)	51
Im Straßenkampf in St. Dié (Münch. N. Nachr.)	57
Wie ich die Bagage suchte und fand (Leipz. N. Nachr.)	62
Eine Nachtpatrouille (Berl. Lokalanz.)	66
Aus schweren Tagen (Leipz. Tagebl.)	74
Von der „fleißigen Berta“ (Leipz. N. Nachr.)	77
Im Feuer (Köln. Volksztg.)	81
Gefangenenehend (Leipz. N. Nachr.)	86
O du fröhliche . . .! (Nachr. d. Allg. Turnvereins zu Leipzig)	93
Aus der Schlacht bei Soissons (Kieler N. Nachr.)	96
Ein nächtlicher Pionierstreich (Kieler N. Nachr.)	99

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Deutsche Pfingsten in Frankreich (Der Bund, Bern)	105
Lorettohöhe (Köln. Stg.)	108
Zehn Meter vom Feind in den Argonnen (Leipz. N. Nachr.)	111
Gegen die russischen Nordbrenner	
Gumbinnen beim Kriegsausbruch (Leipz. N. Nachr.)	117
Wie sie gehaust haben (Berl. Lokalanz.)	119
„Schwesterchen“ (Leipz. N. Nachr.)	123
Ein Pastorsbrief aus Ostpreußen (Der Tag)	128
Wie die Russen umzingelt wurden (Berl. Tagebl.)	131
Eine Sprengpatrouille in Polen (Der Pfadfinder)	136
Russisch-Polen (Frankf. Stg.)	148
Russische Weihnacht (Kieler N. Nachr.)	151
Ein Soldatenbrief aus den Karpathen (Tägl. Rundsch.)	153
Die Jagd durch Galizien (Leipz. N. Nachr.)	162
Im Kosakensturm (Leipz. N. Nachr.)	167
Die Herren der Luft	
Eine Erkundungsfahrt durch die Luft (Woss. Stg.)	172
„Mahaufklärung“ (Frankf. Stg.)	174
Ein „Wurschtiger“ (Tägl. Rundsch.)	176
Ein Kampf in den Lüften (Leipz. N. Nachr.)	180
Im Flugzeug über Tsingtau (Ostasiat. Lloyd)	182
Bomben auf Warschau (Frankf. Stg.)	186
Der Grobian, Langheinrich und der stille Herr (Leipz. N. Nachr.)	191
Unsere blauen Jungen zu Wasser und zu Lande	
Die deutsche Wacht zur See (Leipz. N. Nachr.)	194
Husarenstreiche auf See (Magdeb. Stg.)	196
Wie die Ariadne unterging (Üb. Land u. Meer)	198
Coronel (Nordd. Allg. Stg.)	199
Die Helden der Falklandinseln (Deutsche Stg. für Chile)	204
Fräulein Kugelspritze, des Seesoldaten Braut (Kieler N. Nachr.)	208
Unsere Waffenbrüder	
Die Schlacht (N. Fr. Presse)	213
„Echt österreichisch“ (Grazer Tagespost)	219

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Die Osterschlacht in den Karpathen (Tägl. Rundsch.)	222
Mit den Türken auf der Dardanellenwacht (Frankf. Ztg.)	232
Was jeder von sich selbst erzählt	
Die Jagd zur Schlacht (Leipz. N. Nachr.)	236
Frische Wurst für Hindenburg (Berl. Lok.-Anz.)	240
Ein Pionierstückchen (Stett. Gen.-Anz.)	243
Ein unfreiwilliges Bad (Tägl. Rundsch.)	247
Eine Kriegslift (Woff. Ztg.)	251
Nächtliche Fahrt mit der Munitionskolonne (Leipz. N. Nachr.)	253
Wie ich verwundet wurde (Tgl. Rundsch.)	257
Stimmungen. Beschauliches	
Aus einer stillen Stunde (Tägl. Rundsch.)	266
Die Wohnhöhle (Zeitzer N. Nachr.)	269
Aus dem Schützengraben (Schaumb.-Lipp. Landesztg.)	271
Nachdenkliches aus dem Schützengraben (Leipz. Tagebl.)	275
Die belagerte Landwehr (Leipz. Tagebl.)	278
Der Normaltag des Automobilisten im Felde (Der Tag)	280
Von Plüschfesseln, Puls- und Seelenwärmern (Kieler N. Nachr.)	284
Landsturm (Magdeb. Ztg.)	288
Was der Leipziger Landsturm alles zu tun hat— und was er sonst noch tut (Leipz. N. Nachr.)	289
Ein Pfadfinderbrief (Der Pfadfinder)	299
Mütter (Frankf. Ztg.)	303
Berliner Mädels (Berl. Lokal-Anz.)	306

Zur Einführung.

Warum ich deutscher Kriegsfreiwilliger wurde.

(Ein Brief des bekannten Berliner Schauspielers Alexander Moissi, eines Italieners, der auch jetzt noch dem deutschen Heere angehört.)

Mein Entschluß, ins deutsche Heer einzutreten, ist keineswegs nur eine Geste der Dankbarkeit gegenüber einer gastfreundlichen Nation, in deren Mitte ich als Ausländer eine gewiß seltene Laufbahn zurücklegen durfte. Vielleicht hätte mich mein Talent in Frankreich, Rußland oder England ebenso erfolgreich durchgesetzt und doch hätte ich die Sache dieser Nationen nie zu der meinigen gemacht. Nicht Gastfreundschaft, sondern das ungeheure Bild moralischer und menschlicher Kraft, das sich in diesen Tagen vor mir entrollt, hat mich bewogen. Trotz der Gewalt dieser allgemeinen Erhebung gegen drei mächtige Verbündete — kein fanatischer Chauvinismus; trotz ungeheurer Siegeszuversicht — kein blinder Rausch; trotz Inanspruchnahme aller nationalen Kräfte — menschlichste Schonung des einzelnen wie der Gesamtheit. In den amtlichen Bekanntmachungen nichts als die reine Tatsache. Hier nur ein Satz: Lüttich ist gefallen. Dort auf der gegnerischen Seite: prunkhafte Siegesnachrichten noch nach dem Fall. Hier ein Volk, das sich jedem Wink der Führenden mit dem würdigen Gehorsam des politisch

Reifen unterwirft. Dort Auflehnung, Desorganisation und die entfesselten Banden der Franktireurs. Wer dieses ernste Volk mitten im Kriegslärm bei seiner werktätigen Ruhe einmal gesehen hat, der weiß, daß es moralisch den Sieg schon heute errungen hat. Ist es denkbar, daß sich von dem Siege der Moral der Sieg der Waffen trennt? Wo ruhiger Fleiß für den letzten Knopf auf der Montur eines Infanteristen sorgt und zugleich unbekümmert, tollkühn abenteuerliche Schiffe nach der Themsemündung, nach den Shetlandsinseln, nach Algier entsendet — Muß nicht diese Zusammenarbeit von Bürgerlichkeit und Genie die höchsten Leistungen hervorbringen? Der beschränkte Despotismus des Zarentums hat sich nach innen und außen als bankrott erwiesen. Die große, aber überreife Kulturnation der Franzosen ist dem Verfall geweiht. Das friedliche Volk der Briten wird gegen seinen Willen von einer wankenden Regierung zum Kriege geführt. Deutschlands Aufgabe ist es nunmehr, die Ideen der Menschlichkeit und der Ordnung zugleich auch für alle übrigen Völker zu verfechten. Hätte ich Worte, unserer edlen italienischen Nation, die sich stets auf die Seite der Menschlichkeit gestellt hat, das, was ich hier gesehen habe, mit der gleichen Blut zu schildern, mit der es mich als Erlebenden überwältigt! Ich bin überzeugt, kein italienisches Herz würde zögern, sich gleich mir ohne Besinnen der großen Partei des Rechts und der Ideale anzuschließen.

Im Lande der Franktireurs.

Vorwärts in Feindesland.

... Als wir Luxemburg verlassen, hatten wir auch die Grenze der Zivilisation überschritten. Nun ging's weiter über Kopstal-Dandelingen, Bour, Simmern (der letzte deutschsprechende Ort, freundliche Leute, nettes Quartier), Elmer, Nieder-Colpach, Atterte. Hinter Nieder-Colpach passierten wir mit lautem Hurra die belgische Grenze. Auch fanden wir nun schon abgeschossene Patronenhülsen, Käppis, Helme, Tornister, Berhaue an den Straßen, verbarrikierte und zugeworfene Brunnen. Hier und da ein Haus abgebrannt. Die letzten drei Orte sprachen flämisch. Nun weiter nach Mullier-Léglise. Es wurde nun schon immer bunter. Vor allen Dingen sein Französisch herausgekrant. Und nach einer ruhigen Anfrage nach Lebensmitteln in der Muttersprache der Bewohner habe ich für meine Person nie Widerstand oder feindliches Auftreten gefunden. Kam ich allein in ein solches Haus, dann habe ich für alle Fälle meinen Browning in der Hand gehabt. Und es kam oft vor, daß ich auf der Suche ein Glas Gelee fand. „Ah, madame, très joli, très joli, merci bien; avez-vous aussi quelque chose du pain? Ah, merci!“ Und mit befriedigtem Gesicht setzte ich mich hin, den Stuhl an die Wand in

eine Ecke, daß der Rücken gedeckt war und ich alles übersehen konnte. Vor mir der Tisch, darauf Brot, Gelee und ganz dicht vor mir mein Browning. Und so wurde gefuttert, bis das Gläschen Gelee alle war. Kam noch ein anderer Soldat dazu, der ebenfalls nach so was suchte, dann wollte der gewöhnlich wieder rasch fort, oder er nahm sich ein Herz, nahm die Hacken zusammen, und: „Gestatten, Herr Wachtmeister?“ „Komm her, setz dich hin“, sagte ich dann. Denn der arme Kerl sehnte sich gerade so mal nach was anderem. Während der Zeit unterhielt ich mich fast immer sehr lebhaft mit den Bewohnern. Erzählte ihnen, daß wir keine Menschenfresser seien, daß uns nur das Land ernähren müsse. Und wenn die Bevölkerung freundlich und loyal ist, dann machen wir auch nichts. Und die Leute, die sich ein Herz nehmen und dableiben, die sehen es ja auch ein. Ist natürlich ein Haus herrenlos, dann ist schwer Ordnung zu halten. Und die Leute erzählten mir übereinstimmend, daß die Franzosen alles Eßbare sofort an sich genommen haben, ohne Bezahlung! Was sollen wir da machen!

Nachdem ich die Marmelade als „la plus meil-leure dans les derniers quatorze jours“ befunden hatte, verließ ich rückwärts gehend, die Pistole in der Rechten, mit einem „Mille fois merci“ das Haus. — Ja, Vorsicht ist angebracht! Mancher bekam alles schön vorgesetzt und verließ nicht mehr lebend das Haus. Andererseits muß ich sagen, haben mir viele Leute, wenn ich fortging, die Hand gegeben. Es ist eben überall Unterschied. Wenn die Bevölkerung nicht so systematisch aufgehetzt worden wäre, dann stände manches Dorf noch. Meine Beispiele für gute Behand-

lung beziehen sich alle auf Frankreich. In Belgien war meistens glühender Haß. Ausnahme machte die flämische Stadt Florenville, die sehr loyal war.

Im allgemeinen kann man sagen: 1. „Unser guter Ruf flog vor uns her.“ Er bahnte uns immer mehr die Wege. 2. Die französische Bevölkerung hatte sich mehr in der Gewalt als die belgische, und wo in Frankreich Übertretungen vorkamen, waren sie doch nicht so bestialisch. 3. Die Regierung hatte Gewehre und Waffen an die Bevölkerung verteilt. Dies erzählte mir ein Bewohner in Naur, Dept. Ardennes, fünf Kilometer östlich Mouzon-sur-Meuse. Der vorsichtige Bürgermeister hatte jedoch alle Waffen einsammeln lassen und wieder aufs Rathaus gebracht, und so entging der Ort seinem Verhängnis. 4. Die französischen Truppen haben wie die Schweine gehaust, so daß die Bewohner mit Recht sagen mußten: „Wie müssen da erst die Feinde sein?“

Doch nun weiter! Ich war in Léglise auf der Landstraße, Richtung nordwestlich nach Neufchateau (Belgien). Zirka sechs Kilometer vor Neufchateau Halt und Essen. Raun war das Essen ausgegeben — Marm. Rasch alles in die Feldküche zurück. Und mancher tapfere Soldat, der sein Essen zurückschüttete, hat es nicht mehr empfangen, er brauchte keins mehr. — Im Nu standen die Bataillone, und nun ging's links schwenkt, marsch! Richtung „Affinois“ vor. Unser Regiment als linker Flügel. Rechts davon sieben Regimenter als rechter Flügel gegen Neufchateau. Wir hatten wenig Arbeit. Dafür aber der rechte Flügel in Neufchateau und zwei Regimenter im Zentrum, eins verlor den Tag im Straßenkampfe zirka 40 Prozent.

Neufchateau selbst wurde dem Boden gleich gemacht, da von der Bevölkerung aus allen Häusern geschossen worden war. Der Feind wurde nach Gefangennahme von 2500 Mann kräftig zurückgejagt unter Hinterlassung von sehr vielen Toten. Alles Kolonialinfanterie und Marineinfanterie, also französische Elitetruppen. Doch die französische Infanterie hat kein Rückgrat. Solange sie in Dörfern und hinter Deckungen sitzen, schießen sie wie toll. Doch sowie die erste Wirkung unserer Artillerieschüsse in ihre Reihen kommt, laufen sie, werfen alles weg, oder „Hände hoch“. Doch vor der französischen Artillerie Hut ab! Sie schießt sehr gut. Nur etwas zu nervös. Man merkt, das Unsichere der Infanterie verfehlt auch dort seine Wirkung nicht. Fast jedes große Gefecht verläuft so. Unsere Artillerie schießt auf die französische, weil jene unsere Infanterie beschießt. Und die französische Infanterie schießt auch auf unsere Infanterie. Es wird also unsere Infanterie von der französischen Artillerie und der Infanterie beschossen, und unsere Artillerie gar nicht oder wenig. Die französische Infanterie wird von unserer Infanterie beschossen. Trotzdem hatten die französischen Infanterielinien bedeutend mehr Tote. Wir verhältnismäßig wenig, aber mehr Verwundete. Doch die wenigsten Verletzungen bei uns sind Infanterieverletzungen, die meisten brachte uns die Artillerie bei. Die französische Infanterie schießt schlecht, viel zu hoch. Oft wurden ganze französische Schützengräben weggefezt, Mann an Mann tot, nicht verwundet, oder doch nur wenige, und alles waren Kopf- und Halschüsse. In unserer Infanterie steckt eben eine eiserne Ruhe, sie schießt wie auf dem Schießstand.

Für die Franzosen verhängnisvoll sind die roten Hosen und die roten Käppis. Dann wirkt ihr blauer Rock als deutlicher schwarzer Punkt schon aus weiter Entfernung, und unsere Feldgrauen sieht man erst aus kleiner Entfernung. Und dann wie kläglich: — die wenigsten Franzosen können Dir sagen, warum sie in den Krieg ziehen. Aber auch gar keinen Grund können sie angeben! Sie zucken die Achseln: „Je ne sais rien. On nous a dit, nous allons dans la manœuvre.“ („Ich weiß gar nichts. Man hat uns gesagt, es ginge ins Manöver.“) Das war bereits im Frühjahr, im April und Mai! Dann lagen sie solange auf den Schießplätzen herum, und auf einmal gab's scharfe Patronen und „Deutschland hat uns den Krieg erklärt“ war die Erklärung für alles. Voilà tout. Nun gab's täglich Kämpfe. Immer dasselbe Bild. Unsere Artillerie schießt erst das besetzte feindliche Dorf zusammen, wirft die französische Infanterie hinaus. Dann zwingt unsere Artillerie die französische Artillerie, das Feuer zu erwidern. Unsere Infanterie jagt hinter der französischen Infanterie her bis zum nächsten Dorf, und so weiter von Dorf zu Dorf, von Höhe zu Höhe und von Wald zu Wald. Das ging vom 22. bis 28. August so. Am 25. geriet unsere 10. und 12. Kompagnie in starkes Feuer. Da wurden zirka 15 aus meiner Heimat Nauheim kampfunfähig gemacht. Im ganzen sind bis jetzt von hier zehn Mann gefallen. Ich war am 22. bei Assenois stehengeblieben. Es ging weiter über Les Fossées, Suzy. Les Bulles und Ezel wurden gestürmt und vernichtet. Hier mußten wir sechs Zivilisten erschießen, weil sie auf uns geschossen hatten.

Ezel stand in hellen Flammen, als wir durchrausten. Man sah kaum die Hand vor den Augen. Dicker schwarzer und gelber stinkender und stickiger Qualm. Pfosten stürzten, Fenster klirrten. Die ganze Stelle, die sich in Schillers „Glocke“ auf den Brand bezieht, ist hier angebracht. Nur daß ein ganzer Ort auf einmal brennt und niemand rettende Hand anlegen kann. Naß geschwitzt, schwarz vom Rauch, kommt man durch. Und nirgends ein Bewohner zu sehen. Alles steckt in den Wäldern. Wir müssen die Orte mit Artillerie zusammenschießen, sonst könnten wir, wie 1870 die Bayern in Bazeilles, in jedem Neste ganze Kompagnien opfern, und es dauerte zu lange. Die Zeit ist kostbar. Immer vorwärts — vorwärts! Mag sich auch dieser oder jener Franzmann im Walde verstecken. Laßt ihn, wir müssen weiter, dem Gros des Feindes nach. Die Trainkolonnen haben ja soviel Zeit, die Wälder ab und finden noch manche Rothose, die froh ist, auch etwas zu essen zu bekommen.

So kommen wir nach Florenville. Hier waren nur einige Häuser am Ortseingange zusammengeschossen worden, dann zog sich der Feind gegen die Maas zurück. Von Florenville, wo unser Essen wieder einmal durch Alarm gestört wurde, ging's über Billiers, d. h. kurz vorher über die französische Grenze mit lautem dreifachen Hurra und entfalteter Fahne. Der Koch der 10. Kompagnie hing eine Kuhhaut an sein Gewehr und schwang sie in tollem Übermut. Von Billiers ging es im ständigen Kampfe gegen Tremblois am 25. 8. Letzterer Ort wurde genommen. Kein Haus blieb ganz und wir erbeuteten 36 Geschütze.

Am meisten litt unsere 10. Kompagnie; wir nannten sie nur die Nauheimer Kompagnie, weil zirka 30 Nauheimer dabei waren. Von diesen fand ich spät in der Nacht einige am Verbandplatze. Einer war schwer verwundet. Ich wollte ihn mal sehen und ihm die Hand geben, aber er war nicht mehr bei Besinnung und erlangte sie auch nicht mehr. Er ruht in fremder Erde.

Ich sah den Menschen an, ein Stück Vergangenheit zieht vorbei über sein friedliches Leben daheim. Dann aber steigt's in einem hoch, stark und wild, erstickt alle weichen Regungen. Fort, weg, immer vorwärts, räche ihn! ruft's in einem, räche sie alle, übe Vergeltung! Und in diesem Sinne geht's immer wieder von neuem los, wobei das Andenken an gefallene Kameraden den Zorn und die Wut immer wieder anstachelt.

Im Nachtkampf mit Franktireurs.

Unser Reservekorps hatte den Befehl erhalten, die Festung Namur zu belagern und zu diesem Zweck am 20. und 21. August die Maas bei der Fabrikstadt Andenne zu überschreiten. Zurückgehende feindliche Truppen hatten die recht ansehnliche steinerne Brücke, die beide Teile der Maas verbindet, gesprengt. Unter dem Schutz von Infanterie hatten die Pioniere eine neue Brücke geschlagen, deren Fertigstellung am Nachmittag des 20. August erfolgt war, so daß gegen 5 Uhr mit dem Durchmarsch der Truppen durch die Stadt und dem Überschreiten der Maas begonnen werden konnte.

Es war gegen halb 7 Uhr abends, als die leichten Munitionskolonnen der Artillerie, die ich führte, etwa zehn Kilometer vor Andenne angelangt waren, um sich

in die Kolonne des Gros einzuschieben. Wir machten vor einem Dorf, an dem die Landstraße nach Andenne vorbeiführt, Rast. Andenne selbst war unseren Blicken durch vorgestreckte bewaldete Anhöhen entzogen. Plötzlich vernahmen wir in der Richtung nach Andenne heftiges Gewehrfeuer, das etwa eine Stunde lang anhielt und von dem Donner einiger Kanonenschüsse begleitet war. Dann wurde es still. Wir zogen langsam durch das Dorf nach der Landstraße. Vor einzelnen Häusern mit Brunnen standen Trinkeimer. Da wurde von vorne der Befehl durch die Truppen weitergegeben: „Nicht aus den Brunnen trinken; die Brunnen sind vergiftet.“ Gleich darauf pflanzte sich der weitere Befehl durch die Truppen durch: „Revolver heraus, Achtung auf Franktireurs!“ Diese Warnung war nur zu berechtigt. Denn wenige Minuten später galoppierte ein Unteroffizier mit der Meldung heran, daß er mit seinen Leuten aus einem Haus beschossen worden sei. Sofort drang die begleitende Infanterie in das Anwesen ein, erschoss die erwachsenen männlichen Einwohner und steckte das Haus in Brand.

Langsam vorrückend, näherten wir uns bei einbrechender Nacht Andenne. Über dem bewaldeten Höhenrücken, hinter dem die Stadt liegen mußte, glänzte in breiter Ausdehnung ein Feuerschein, bald stärker, bald schwächer werdend, das sichere Anzeichen eines gewaltigen Brandes. Um 11 Uhr nachts waren wir auf der Höhe angelangt. Da bietet sich unseren Augen ein wunderbar graufiger Anblick. Vor uns in der Maasebene liegt eine brennende Stadt — Andenne — brennend an allen Ecken und Enden. Der Brand mußte schon stundenlang gewütet haben. Denn von vielen Häusern, insbesondere

Fabriken, stehen nur noch die Mauern, zwischen denen brennende, glühende Balken mit lautem Krachen zusammenstürzen. An andern Stellen, an denen das Feuer besonders günstige Nahrung gefunden, lodern die Flammen zum Himmel empor, das furchtbare Schauspiel grell beleuchtend. Es war kein angenehmes Gefühl, in diese Stadt zwischen brennende Häuser einzureiten, immer gewärtig, von glühenden Balken getroffen zu werden. Unsere Vermutung, daß hier vor wenigen Stunden ein erbitterter Straßenkampf getobt haben mußte, wurde zur Gewißheit, als wir beim weiteren Einrücken die Leichen erschossener Franktireurs in wildem Durcheinander an den Rändern der Straße liegen sahen.

Die innere, nach der Maas zu belegene Stadt, in die wir kurz nach Mitternacht einrückten, war vom Brand zum großen Teil verschont. Die Läden der Häuser waren geschlossen. Kein Licht zeigte sich. Alles schien in vollkommener Ruhe zu sein. Wir biegen gerade nach einem freien Platz ein, als unter meinem Pferd ein harter Gegenstand aufschlägt. In demselben Augenblick erdröhnt ein fürchterliches Krachen und zwischen unter mir, Feuerstrahlen schießen knatternd rechts und links an meinem Pferd empor, das noch einen gewaltigen Satz in die Höhe macht, dann nach der Seite zusammenbricht und mich zum Teil unter sich vergräbt. Das Plätzen dieser Bombe war offenbar das verabredete Zeichen zum Beginn des Kampfes. Denn nun begann aus allen Häusern des Platzes ein geradezu ohrenbetäubendes Schießen auf die Fahrzeuge der Munitionskolonnen, die in kurzen Abständen im Galopp über den Platz eilten, um dieser gefährlichen Zone zu

entrinnen. Man schoß aus allen Fenstern, Kellerlöchern und Dachlukken; man schoß von den Balkons, aus Schießscharten und aus den halbgeöffneten Haustüren. Rechts und links neben mir prasselten die Kugeln funkensprühend auf das Pflaster. Ich versuchte, trotz der heftigsten Schmerzen, die ich infolge des Sturzes verspürte, meinen Schenkel unter dem Pferd herauszuziehen. Ich bildete hierbei für die Franktireurs jedenfalls ein bequemeres Zielobjekt, als die im Galopp dahinstürmenden Fahrzeuge. Endlich gelang es mir, mich freizumachen. Ich versuche, mich aufzurichten — da fällt aus unmittelbarer Nähe, aus einer Ecke des Platzes, ein Schuß. Ich sehe den Feuerschein, empfinde eine Erschütterung am Knie und spüre gleich darauf, wie Blut an meinem Schenkel herunterläuft. Ich raffe mich auf und taumle — begleitet von einem wüsten Kugelregen, aber begünstigt durch die Dunkelheit der Nacht — über den Platz nach der Straße, in welche die Fahrzeuge verschwunden waren, und sinke schließlich an der Treppe eines Gartens zusammen. Da knallt es auch schon hinter dem Gartentor und links und rechts hinter den Büschen und Bäumen und aus den Fenstern des Hauses auf der anderen Straßenseite gegen mich. Ich raffe mich noch einmal auf, schieße mit der Pistole nach den Richtungen, aus denen ich die Feuerstrahlen leuchten sah, und wanke auf die Straße. Hier höre ich, wie im Galopp ein Munitionswagen über die Straße faust. Ich schreie dem Vorderreiter ein „Halt!“ zu, die Fahrer reißen die Pferde zusammen — und der Wagen steht. Ich rufe den Kanonieren zu, ich sei verwundet. Sie erkennen ihren Hauptmann an der Stimme, und während die Kugeln um die Räder

saufen, werde ich langsam emporgehoben und auf der Proge des Munitionswagens gebettet.

In wenigen Minuten hatten wir die übrigen Fahrzeuge erreicht, die in einer ziemlich schmalen nach der Maas hin führenden Straße zu zweien, vielfach auch zu dreien nebeneinander aufgefahren waren. An dieser Stelle war es ruhig, so daß sich die Munitionskolonnen ordnen konnte, um den Übergang über die Brücke zu beginnen. Die Straße selbst wurde nur matt durch ein am Ende stehendes brennendes Gebäude erhellt. Da ertönt plötzlich aus dem Haus, vor dem ich halte, mitten in die Stille der Nacht ein Schuß, ihm folgt aus dem Nachbarhaus ein zweiter, dritter und im Augenblick entwickelt sich aus beiden Häuserreihen auf die Kolonne eine wahnsinnige Schießerei. In blindem Fanatismus schießen die Frantkireurs, ohne zu zielen und ohne nur einen Augenblick Ruhe zu geben, auf die Straße. Eine Feuergarbe neben der anderen sprüht aus den Häusern heraus. Die Mannschaften der Artillerie und Infanterie erwidern das Feuer; Fensterscheiben rasseln klirrend zu Boden; Haustüren werden eingeschlagen. So entsteht in der schmalen Gasse ein solcher Höllenlärm, daß niemand sein eigenes Wort versteht. Da im Dunkel der Nacht und bei der bedrückenden Enge die Beschießung eigener Truppen nicht ausgeschlossen ist, ergeht der Befehl, das Feuer einzustellen. Das Schießen der Frantkireurs dauert aber in gleicher Heftigkeit fort. Plötzlich ertönt von der Maas her, erst schwach, dann immer stärker werdend, der mit Jubel aufgenommene Ruf „Andenne“ — das Lösungswort des Tages, herrührend aus den Kehlen der zu unserem Schutz herbeieilenden Gardeschützen. Sie flankieren die Straßenseiten, schießen

nach jedem Fenster, hinter dem sich eine Bewegung zeigt, und bringen auf diese Weise das Feuer der Franktireurs sehr bald zum Schweigen. Unter diesem Schutz vollzog sich alsdann in den frühen Morgenstunden in aller Ruhe der Übergang über die Maas, der gegen 4 Uhr beendet war.

Als im Morgenrauen die schweren Nebel von der Maas aufstiegen, sah man Häuser der Innenstadt, in denen der Straßenkampf getobt hatte, in Flammen aufgehen. Gleichzeitig ertönte über den Fluß herüber in einzelnen Zwischenräumen das Kurze, aber furchtbare Knattern von Gewehrsalven. Das Strafgericht über Andenne hatte seinen Fortgang genommen.

Der Sturm auf Lüttich.

Dienstag, 4. August. Morgens früh durch den Aachen Wald, er ist herrlich! Gegen 11¹/₄ Uhr überschreiten wir die belgische Grenze, die Bevölkerung winkt mit deutschen Fahnen und stellt Wasser vor die Lüren. Weiter geht's, wir sind todmüde, aber der Feind soll in der Nähe sein. Stunden um Stunden verstreichen. Tausende von Soldaten sind im Marsch nach Belgien hinein. Man sieht an der Straße verendete Pferde liegen, Automobile mit Verwundeten sausen vorbei, die ersten Anzeichen des Krieges. Es gilt, noch rechtzeitig die Maasbrücke zu erreichen. Vergebens! Kurz ehe wir Bisé erreichen, fliegt die Brücke auf. Jetzt beginnt der eigentliche Kampf. Schlimmer als die Soldaten sind die Zivilisten, die hinterrücks aus den Häusern schießen. Unsere Reiter, vor denen die Bevölkerung eine Heidenangst hat, weil die Kerle wie die Teufel drauflos gehen, haben

auf die Art sechs Leute verloren. Das andere Ufer der Maas ist vom Feind besetzt, und ein heftiges Gewehrfeuer wüthet bis zum Abend. Am Abend wird ein feindlicher Flieger von unserer Artillerie heruntergeholt. Unser Essen ist vorzüglich, da wir aus den verlassenen Häusern alles herausholen. Nachdem ich mit zwei Kameraden die noch vorhandenen Kühe gemolken hatte, ging es ins Bivak.

Mittwoch, 5. August. Um 2¹/₂ Uhr heraus, da unsere Artillerie ein Dorf auf dem andern Ufer beschießen will. Es ist sehr kalt, überhaupt haben wir viel unter dem Regen und der Kälte zu leiden. Am Nachmittag ziehen wir nach X. Fortgesetzt wird an Behilfsfähren gearbeitet, um die Maas zu überschreiten. Mit einem Damenfahrrad fause ich umher, es ist funkelnagelneu. Als wir übergesetzt sind, fällt plötzlich aus einem Hause ein Schuß. Wir erwidern das Feuer. Da stürzt weinend eine Frau aus dem Hause und zeigt durch ihre Gebärden, daß sie von nichts weiß. Ein Offizier dringt mit mir und ein paar Leuten in das Haus, ohne etwas zu finden. Erst als kurz darauf wieder, und zwar aus dem Nebenhaus, geschossen wird, werden fünf Zivilisten im Kampf erschossen. Wir haben keinen Verwundeten. Am Abend mußten wieder eine Menge von Zivilisten standrechtlich erschossen werden, aber ich kann zur Ehre des deutschen Heeres behaupten, daß keine Frau, kein Mädchen und kein einziges Kind berührt worden sind bis zur Stunde, wo ich dies schreibe, ebensowenig das Eigentum eines Belgiens, der sich uns gegenüber nicht feindlich gezeigt hätte. Gegen die andern müssen wir rücksichtslos vorgehen, denn es gibt nichts Unheimlicheres, als hinterrücks überfallen zu werden. Am Abend

konnte ich mich an der Maas zum ersten Male wieder waschen, welche Wohltat. Hier am Ufer pfiffen zum ersten Male Schrapnellkugeln über uns weg, ohne jedoch Schaden anzurichten. Mein Hauptmann fragt mich, ob ich ihn auf einer gefährlichen Tour begleiten will. Natürlich stimme ich freudig zu. Nach Anbruch der Dunkelheit setzen wir über den Fluß und ziehen mit einer Truppenkolonne los. 2 bis 2½ Stunden dauert der Marsch, wie ich jetzt weiß, um Lüttich zu über-rumpeln. Ganz in die Nähe der Stadt sind wir gekommen, es ist 12½ Uhr.

Die Nacht von Mittwoch auf Donnerstag, den 6. August, beginnt, ich werde sie wohl in meinem Leben nicht vergessen. Während wir noch im Dorf stehen, schlagen plötzlich feindliche Schrapnells ein. Die meisten gehen zu weit, nur einige tun ihre furchtbare Arbeit, und der Tod hält seine Ernte. Ich will Euch nicht schildern, was ich alles sah. Einen verwundeten Infanteristen, der ein Bein verloren hatte, schleppte ich beiseite. Er schrie: „Nehmt mein Bein mit, nehmt mein Bein mit!“ Ich dachte mir im Feuer: Du kannst hier getroffen werden und da, und so bin ich immer bei meinem Hauptmann gewesen. Als es hieß: „Leute vor!“ um Hindernisse zu zerstören, und der Hauptmann mich neben sich sah, rief er: „Gut! Bleiben Sie nur immer vorn!“ Plötzlich bekamen wir von einem Busch von rechts ein lebhaftes Feuer. Hinwerfen und das Feuer erwidern, war das Werk eines Augenblicks. Dann ging es mit aufgepflanztem Seitengewehr und Hurra zum Sturm die Anhöhe hinan. Mein Border- oder richtiger Nebenmann fiel und riß mich mit, ich wieder auf und vorwärts, aber meine Leute hatte ich verloren.

Wir waren nun zwischen zwei Forts, Lüttich lag zu unsern Füßen. Von den Forts konnten wir nun nicht beschossen werden. Lüttich liegt in einem Tal, und die ganze östliche Seite von der Anhöhe hatten wir besetzt... Da ich immer mit den Offizieren vorne war, als wir langsam die Anhöhe hinabstiegen, wobei wir natürlich mehrfach Feuer erhielten, fragte mich ein Offizier nach meinem Regiment. Als ich ihn kurz darauf bat, mich seiner Truppe anschließen zu dürfen, sagte er, es wäre eine Ehre für ihn, wenn ich mit ihm ginge. Als ich das später meinem Hauptmann erzählte, sagte er, das werde er mir nicht vergessen...

So zogen wir singend in die Stadt hinein. Kein Mensch zeigte sich. Die Fenster standen offen zum großen Teil, und Rissen lagen auf den Fensterbänken usw., und auf den Straßen waren Holzstapel in Brand gesteckt. Das alles fiel mir auf, denn die Rissen waren die schönsten Gewehrauflagen. Als wir nun halb in der Stadt waren, brach auch richtig ein furchtbares Feuer aus allen Fenstern los, und wir mußten schnell zurück. Auch ich bekam einige kleine Geschößsplitter in das Knie. Das beiliegende Stückchen habe ich mir gestern aus dem Knie geholt. Bis wir die Anhöhe wieder erreichten, waren wir unter Feuer. Hier traf ich meinen Hauptmann, der mir erfreut die Hand reichte, als er mich wiedersah. Nun lagen wir kleiner Haufen auf dem Berg, abgeschnitten von jeder Verbindung nach rückwärts, so daß, als auch die feindliche Artillerie das Feuer auf uns begann, unser Führer sich ergeben mußte. Wir paar Mann wurden ohne Gewehr und Tornister durch die Stadt in das Gefängnis gebracht. Die Nacht haben wir trotz des Geschützfeuers vor Über-

müdung geschlafen. Freitag, den 7. August, öffnete sich plötzlich unsere Zellentür, und ein preußischer Generalstabsoffizier befreite uns. Er verkündete uns, daß die Stadt in deutschem Besitz wäre, vor allem die Zitadelle. Wir sitzen seit gestern darin, und wenn die Belgier sie wiederhaben wollen, bekommen sie ihre eigene Munition zu kosten, denn wir haben genug davon erobert.

Die Schreckensnacht in Löwen.

Nach der mit Jubel vernommenen Nachricht, daß Brüssel von deutschen Truppen besetzt sei, beschloß ich, mich so schnell wie möglich dorthin zu begeben und Frau und Kind zu holen, die ich dort hatte zurücklassen müssen. Ich erhielt auch die Erlaubnis der Militärbehörde zur Reise nach Brüssel. Nach zweitägigem Warten in Aachen ging es im mächtig anziehenden Kraftwagen nach Belgien hinein. Kurz vor Tongres mußten wir wegen eines Defektes an der Maschine anhalten; ein Wachtposten in der Nähe erzählte uns, daß in der Nähe ein deutscher Unteroffizier meuchlings von einer 17 jährigen Belgierin erstochen worden sei. Wir besuchten sein Grab. Die Fahrt bis Löwen verlief dann ohne Zwischenfall; gegen 4 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags kamen wir dort an. Löwen bot ein eigenartiges, aber vollkommen ruhiges Bild. Die Bürger standen an den Türen, Straßenecken oder saßen vor den Gasthäusern. Teilnahmslos schienen ihre Blicke über die unendlichen Truppenmengen aller Waffengattungen zu gleiten, die durch die Straßen zogen. Da ich als Zivilist die Nacht nicht im Auto zubringen durfte, wegen der ganz be-

sonderen Gefahr, durch einen Wachtposten irrtümlich erschossen zu werden, so suchte ich mir ein Nachtlager und irrte dabei einige Stunden in der Stadt umher. Hierbei ereigneten sich zwei besondere Vorgänge, die mir erst nachträglich in ihrer Folgeschwere klar wurden: 1. Als ich mich gegenüber dem alten, herrlichen Stadthaus unter die Menge mischte, hörte ich, daß man von einem Herannahen der Engländer sprach. Diesem Gerede legte ich aber keine Bedeutung bei; denn ich hatte gesehen, welche Prachtkerle da durch Löwen gezogen waren. 2. An der Infanteriekaserne bat ich den Posten um eine Auskunft. In einigen Schritten Entfernung befanden sich zwei junge Belgier, die eine Armbinde des Roten Kreuzes trugen und aus dem gegenüberliegenden Lazarett kamen. Plötzlich näherte sich den beiden ein junger Mensch, und da er mich Deutsch sprechen hörte, vermutete er wohl, daß ich kein Französisch verstände. Er rief dann schnell den beiden Leuten zu: „Arrachez de suite vos brassards et retournez immédiatement chez vous.“ (Entfernt sogleich eure Armbinden und kehrt sofort nach Hause zurück.) Eigentümlich wurde ich von dem Tonfall und dem Inhalt der Mitteilung berührt und fragte mich, was wohl das Abreißen der Binde mit dem sofortigen Nachhausegehen zu tun haben möge.

Da in der Infanteriekaserne kein Platz für mich übrig war, ging ich nach dem Hotel Metropole, wo, wie ich später hörte, auch der Stab wohnte. Zunächst wies man mich ab; denn obwohl ich mich gewaschen hatte, sah ich nach der langen Fahrt nicht sehr vertrauenerweckend aus, zumal ich meine beiden Handtaschen im Auto hatte liegen lassen. Durch die lebenswürdige

Mithilfe eines höheren Offiziers, der meine Papiere prüfte, bekam ich aber ein schönes Zimmer. Nun ging ich zum Autopark und holte meine Handkoffer. Sie waren ziemlich schwer und der Weg lang, so daß es fast 8 Uhr war, als ich in die Straße einbog, wo das Metropolhotel liegt.

Plötzlich hörte ich aus dem Norden heftiges Schießen. Ach, sagte ich mir, das mögen wohl Vorpostengefechte sein, geh ruhig schlafen. Ich trat ins Hotel ein und sprach ein paar Worte mit den beunruhigten Damen des Hotels, die das Schießen herausgelockt hatte.

Keine Minute befände ich mich im Hotel, da ertönt rechts vom Markt, der ganz voll Bagagewagen steht, ein fürchterliches Schießen. Aus allen Häusern knallen die Schüsse. Unsere Truppen erwidern sie. Die Frauen stürzen entsetzt ins Haus. Ich stürme gleichfalls die Treppen hinauf. Der alte etwas angetrunkene Hausdiener schreit fortwährend auf flämisch: „Die Engländer sind da!“ Ich sage ihm auf französisch: „Unglücklicher, verstecken Sie sich nicht; dann sind Sie verloren; bleiben Sie bei mir!“ Hat mich der Kerl nicht verstanden? Kurz und gut, er verschwindet. Da stürmen mir auch schon deutsche Soldaten entgegen: „Schießt den Lumpen über den Haufen, den Zivilisten.“ Ich schäme mich nicht, einzugestehen, daß mir der Angstschweiß ausbrach. Mit lauter Stimme, meinen Passierschein zeigend, rufe ich: „Ihr wullt doch keine Kölsche Jung dutscheeße?“ — „Ach, Ihr sit ne Kölsche!“ sagt einer aus der vordersten Reihe; andere rufen: „Was macht der Kerl hier, schießt ihn tot.“ Da kommt gottlob ein Offizier, durch den Lärm angelockt, und fragt nach dem Zweck meines Aufenthalts

und nach Ausweispapieren. Alles ist in Ordnung. Ich werde auch nach Waffen untersucht und darf nun auf der Treppe stehenbleiben, ein Begleitmann bleibt bei mir; denn die fortwährend neu hinzukommenden Soldaten fangen stets dasselbe Kreuzverhör mit mir an. Schließlich läßt man mich in Ruhe, und erschöpft setze ich mich auf die Treppe, den weitem Dingen mit fatalistischer Ruhe zuschauend. Schon bringt man die ersten Schwerverwundeten und Toten ins Haus. Nun werden auch schon die gegenüberliegenden Häuser angezündet. Es kommt der Befehl, unser Hotel abzusuchen; denn auch aus ihm seien Schüsse gefallen. Bald wird der alte Hausdiener herbeigeschafft und mit dem Kolben erschlagen. Hat sich der Alte wirklich vergangen, so traf ihn die gerechte Strafe.

Ich bat einen Offizier um die Erlaubnis, die drei Damen mitzunehmen und den kleinen Groom. Es wurde mir gestattet; mit militärischer Begleitung ging es zum Markte, wo schon zwei Häuserreihen brannten. Hier standen auch schon die aus den brennenden Häusern geflohenen Männer und Frauen, von Soldaten bewacht. Meine drei Damen zitterten vor Angst, daß sie mit in den Haufen müßten, aber die Soldaten gestatteten uns, bei der Truppe zu bleiben und nach der Bahn zu ziehen. Hier fanden die Damen bei einem befreundeten Wirt Zuflucht; eine war schon lange ohnmächtig, und wir trugen sie dahin. Ich durfte endgültig bei der ... Kompagnie bleiben, und der Oberleutnant empfahl allen Soldaten, mich unbehelligt zu lassen und mich genau anzusehen, damit man mich nicht irrtümlich über den Haufen schösse. Plötzlich ertönte von neuem das unheimlichste Gewehrfeuer. Die Soldaten selbst rufen

sich nun schon zu: „Das sind die Engländer.“ Es entsteht eine Bewegung, die Pferde werden scheu, und ich weiß noch nicht, wie ich aus dem Gedränge heil herausgekommen bin. Das vermeintliche Gewehrfeuer war aber nur durch das Explodieren von Munition entstanden, die sich in den brennenden Häusern befand. Gottlob finde ich den Zugführer wieder, der mich nun bittet, ihm den Arm zu geben und die Nacht über neben ihm liegenzubleiben.

Das Schauspiel war entsetzlich. Die Stadt brannte an allen Ecken. Dann wurden vor unsern Augen fortwährend waffentragende Einwohner standrechtlich erschossen. Zwischendurch krachten die Gewehrschüsse. In den Gasthäusern explodierten die Spiritusfässer, es war ein Getöse, so fürchterlich, daß ich heute noch davon halb taub bin. Der kommende Tag bot entsetzliche Bilder. Da lagen die standrechtlich Erschossenen, da wurden neue Sünder herbeigebracht. Da kamen weinende und flehende Frauen und Kinder. Trotz aller Wut über den tückischen Überfall, der systematisch Punkt 8 Uhr losgegangen war, konnte sich kein deutsches Herz des Mitgeföhls erwehren für diese schuldlosen Opfer. O, diese verblödeten Narren, die das Unglück über ihre schöne Vaterstadt brachten!

An eine Weiterfahrt nach Brüssel war nicht zu denken, und ich mußte mit dem nächsten Militärzug nach Aachen. Wir haben mitgenommen, was sich von den Bewohnern ausweisen konnte. Ich hatte auf meinen Knien einen kleinen Knaben und ein Mädchen, welches den gleichen Namen trug, wie mein Töchterchen in Brüssel. Die Frau bot ein Bild namenlosen Jammers, denn ihr Mann war, wie sie behauptete, irrtümlich an-

geschossen worden; er sei im Besitz einer Bescheinigung freien Geleites gewesen. In einer andern Ecke sitzen Mann, Frau und Kind. Die Großeltern fehlen, und kein Mensch weiß zu sagen, ob sie in den Flammen umgekommen sind oder wo sie sich befinden. Doch so weh einem im Einzelfall dieses Elend sein darf — vergessen wir nicht, daß viele unserer braven Offiziere und Soldaten in diesem mörderischen Straßenkampfe teils gefallen, teils verwundet sind! Und wie hat man uns bei Kriegsausbruch behandelt! — Euch wackern Leuten der ... Kompagnie, die ihr mich so ritterlich in Schutz nahmt, heißen Dank, und möge Gott euch davor bewahren, nochmals zu solchem Strafgericht schreiten zu müssen.

Die ungläubigen Belgier.

In Belgien, September 1914.

Niemand in Deutschland wird sich einen Begriff davon machen können, wie wenig die belgische Bevölkerung von dem gegenwärtigen Stand des Krieges weiß. Fast überall — außer in den Gegenden, in denen selbst gekämpft worden ist —, findet man eine durch nichts getrüübte Unkenntnis auf der einen Seite, auf der anderen sind die wildesten Gerüchte im Umlauf, denen die armen Leute ein williges Ohr leihen und die sie wie ein Evangelium glauben. Ich könnte viele Beispiele anführen, die mir von Kameraden erzählt worden sind, doch will ich mich auf das beschränken, was ich selbst erlebt habe.

Vor ungefähr einer Woche kam ich mit einigen Bewohnern eines größeren Dorfes ins Gespräch. Die

Leute, zwar einfach, aber doch gebildet, wußten von Siegen der Franzosen und Belgier zu erzählen, daß es selbst dem tapfersten Deutschen Angst um unser Heer werden konnte! Die Franzosen hatten viele große Schlachten gewonnen, — die Orte wußten die Leute allerdings nicht, — die Deutschen sind im Rückmarsch! Und anstatt, daß sie nächstens in Paris einziehen werden, wird in spätestens vierzehn Tagen die französische Flagge in Berlin gehißt sein! Das war ihre felsenfeste Überzeugung. Von einem Kampfe bei Lüttich haben sie natürlich auch gehört, war es doch nur 50 km von ihrem Orte entfernt. Aber auch dort hatten sich die Deutschen eine schwere Niederlage zugezogen: 100 000 Mann verloren und trotzdem Lüttich noch in belgischen Händen. Derweil sind inzwischen unsere braven Truppen in Brüssel einmarschiert, ist inzwischen die starke Festung Namur gefallen. Von diesen beiden letzten Ereignissen wissen die Leute noch nichts, wollen andererseits auch nichts wissen, falls sie irgendwoher etwas erfuhren. Und wir hielten es nicht für unsere Aufgabe, diese armen, schmählich betrogenen Bewohner über den wahren Verlauf des Krieges aufzuklären. Von einer Seeschlacht wußte man natürlich auch zu erzählen; selbstverständlich von einer für Deutschland unglücklich verlaufenen: England und Dänemark sind die beiden Sieger gewesen; die deutsche Flotte hat große Verluste erlitten. Auch über die Russen war man ganz genau orientiert! Und zwar hatte man aus ganz zuverlässigen Quellen erfahren, daß diese bereits im Vormarsch auf Berlin sind. In wenigen Tagen würden sich daselbst Franzosen und Russen die Hand reichen! Italiens Verhalten wurde natürlich

ebenfalls besprochen. Nach anfänglicher Neutralität habe es doch eingesehen, daß Deutschland und Osterreich mit Unrecht Frankreich den Krieg erklärt hätten! Mit solchen Mächten wollte es nicht Hand in Hand gehen, infolgedessen hätte es sich Frankreich zum Kampfe gegen seine bisherigen Bundesgenossen angeschlossen!

Diesem allen setzt aber doch erst folgende Episode, die sich einige Tage später ereignete, die Krone auf. Wir hatten die Aufgabe bekommen, eine belgische Eisenbahnlinie zu sichern. Die Bewohner hatten natürlich gesehen, wie deutsche Soldaten die Strecke absuchten und ausbesserten. Ein eigentümliches Schmunzeln ging über die Gesichter der Belgier, als wir von diesen Soldaten sprachen. (Daß ich ebenfalls zu ihnen gehörte, schienen sie nicht zu ahnen.) War ich der Meinung, daß sie über das Einrücken der deutschen Truppen in ihren Ort und über das Besetzen der Strecke hätten betrübt sein müssen, so hatte ich mich sehr getäuscht! Obwohl wir ganz allein — ich meine ohne Begleitung belgischer Soldaten — einmarschiert waren, waren die Bewohner davon überzeugt, daß wir belgische Kriegsgefangene seien!! Daß wir die Bahnlinie für Belgien in Ordnung zu bringen hätten. Das ging uns nun aber doch zu weit. Einerseits fühlten wir uns in unserer deutschen Soldatenehre gekränkt, andererseits hatten wir mit den täglich aufs neue betrogenen Leuten Mitleid. Aber alle Überredungskunst half nichts: wir blieben Gefangene! Einige Tage später sollten die Bewohner in ihrer falschen Meinung auch noch bestärkt werden. Ganz plötzlich kam eine Lokomotive — eine belgische! — Fahrtrichtung: Deutschland! — Großer Jubel! Jetzt waren alle, die belgischen Einwohner

und die deutschen Soldaten, davon überzeugt, daß in wenigen Stunden Truppentransporte vorbeikommen würden. Und beide hatten recht. Transporte kamen. Aber keine französischen, es waren deutsche, auf der Fahrt nach Frankreich! Jetzt erst glaubten die Belgier, daß wir keine Gefangenen waren; jetzt erst, wo wir die deutsche Reichsflagge am Signalmast gehißt hatten! Aber Lüttich, Brüssel, Namur sind noch in belgischem Besitz!

Vor Antwerpens Fall.

So, die Feuertafele hätten wir erhalten, und zwar so, wie man es sich nicht besser wünschen kann. Seit ungefähr acht Tagen liegen wir hier vor einem Schlosse und haben einen Schützengraben mit bombensicheren Unterständen gebaut. In diesem Graben haben wir es uns dann wohnlich eingerichtet und aus den benachbarten Dörfern Stroh und Decken herbeigeht. Natürlich war es viel Arbeit, und es hat manchen Tropfen Schweiß gekostet, bis der tiefe Graben und die Deckungen ausgehoben waren. Aber es sollte sich auch reichlich lohnen.

Am Donnerstag, den 10. September, begegneten wir zum ersten Male dem Feind, belgischer Infanterie vom 2. Linienregiment. Unsere erste Kompagnie und zwei Landwehrregimenter gingen gegen ihn vor. Aber wir waren über die Stärke des Feindes, der in bedeutender Übermacht uns gegenüberstand, ganz und gar nicht orientiert. Wir mußten zurück bis in unsere Stellung, als die Nacht herankam. Schleunigst wurde Verstärkung herangeholt, welche dann am andern Vor-

mittag eintraf. Auch schwere Artillerie außer dem, was schon da war. Wir dachten, nun könnten wir an den Feind, aber damit war's vorläufig noch nichts. Freitag, morgens 11 Uhr: ein Regenschauer, wir flüchteten in die Häuser der großen Straße. Da auf einmal fängt unsere Artillerie an. Schwere Feldhaubitzen, bum, bum. Und nun geht es los, ein Artilleriegefecht, furchtbar. Das Haus neben uns wird von einer belgischen Granate mitten durchgerissen: fünf Tote waren der Erfolg. Und nun geht es unaufhörlich fort, von 12 Uhr mittags bis 8 Uhr abends, dauernd hageln und prasseln die Granaten, Bomben und Schrapnells um uns her und schlagen neben und vor und hinter uns ein. Gott sei Dank, nichts von unserer Kompagnie ist getroffen. Aber die anderen? — Während einer kleinen Gefechtspause geht es dann im Marsch-Marsch in die Schützengräben. Seit morgens 4 Uhr noch nichts gegessen, und wir haben nichts, nur die eiserne Portion, und die wird nicht angegriffen.

Die Nacht über ist es ruhig, aber morgens 4 $\frac{1}{2}$ Uhr geht die Kanonade los, Granate auf Granate, Schrapnell auf Schrapnell schlägt in gefährlicher Nähe, manchmal nur 20 m von uns, ein, alle am Rande des Parkes, in welchem die Feinde unsere Stellung vermuteten. So geht es fort bis mittags 12 $\frac{1}{2}$ Uhr. Abwechselnd beobachten wir nach vorn den Feind. Unsere Artillerie wechselt dauernd ihre Stellung und hat, wie wir jetzt hören, sehr gute Erfolge zu verzeichnen.

Da auf einmal war der Feind in Sicht vor uns. Scharenweise brechen belgische Infanteriekolonnen aus dem gegenüberliegenden Walde heraus. Unser Schützengraben ist ganz versteckt, noch auf 300 m Entfernung

nicht zu sehen, ganz verdeckt gemacht und mit Grasflächenstücken belegt. Wir alle sitzen geduckt im Graben, der Feind ist auf 800 m heran. Nun Kommando: „An die Gewehre! Geradeaus Schützen! Bisier 800! Schützenfeuer!“ Und nun hagelt es, kracht es in die feindlichen Reihen. Es war ein reines Hasenschießen. Haufenweise fallen die Brüder vor uns. Wie sich einer sehen läßt, geht's auf ihn. Der Gegner vermutet uns am Parkende und richtet darauf sein Feuer, und nun pfeift es, rattern die Maschinengewehre. Hei, das ist eine Lust und Schlachtenmusik. Die Violine sind die Gewehrkugeln, den Baß spielen die Geschütze. Wir schießen gut, jeder Schuß sitzt, und panikartig ist die Flucht, von der Flanke wird noch eingegriffen durch unsere Landwehrregimenter, und die ganze belgische Division zieht sich fluchtartig nach nördlicher Richtung auf Antwerpen zurück. Voll ist der Sieg auf der ganzen Linie, groß ist unser Jubel; um 6 $\frac{1}{2}$ ist das Gefecht bei uns zu Ende, während der rechte Flügel die Verfolgung des Feindes aufnimmt und ihn bis jetzt 15 bis 20 km zurückgetrieben hat.

Eben habe ich noch einen Briefbogen gefunden, den wir in der benachbarten Brauerei requiriert haben. Natürlich auch Bier, wir haben dauernd Fässer im Graben angesteckt stehen, und wenn man Lust hat, holt man sich einen Halben. Waggonweise haben wir das Bier herbeigeholt. Auch essen tun wir fein, denn es gibt Rinder, Schweine und Hühner, die alle ohne Herrn herumlaufen, weil die Bevölkerung geflüchtet ist. Aber das Leben hier hat auch eine Kehrseite: die Verlustlisten! Unsere Kompagnie hat zwar nur zwei Tote und einige Verwundete. Aber die andern hat es

bös mitgenommen. Hauptsächlich waren es Treffer der Granaten, Bomben und Schrapnells. Heute haben wir sie begraben, die Braven, die den Heldentod starben. Was nun weiter mit uns los ist, weiß ich nicht, es ist noch nichts bestimmt.

Brummersymphonie.

Mein lieber Vater!

Von der Ehre, die mir zuteil wurde vom General, mit den Österreichern zusammen im Felde zu stehen, schrieb ich schon. Ich bin mit meinen 80 Soldaten die Polizei für die Umgebungssicherheit der Riesenbrummer. Ich sitze 60 m rechts seitwärts der Feuerstellung in einem kleinen Lehmhaus mit Strohdach und schreibe. Das erste Haus, in dem wir hausten, ist umgefallen von dem ungeheuren Knall der vier Geschütze. In meiner jetzigen Schreibstube ist schon alles von den Wänden gefallen, Scheiben geplatzt, Lehm bröckelt dauernd ab, da sich die Balken bei jedem Schuß sichtlich biegen, so stark ist der Luftdruck. Ich habe den Helm auf. Wenn die Bude wieder einfällt, gibt's höchstens ein paar Luftblasen und Beulen. Aber es macht tatsächlich Freude, so im Druck zu schreiben, und außerdem habe ich vor Dienst wenig Zeit, abends zu schreiben, da ich Patrouillen gehe, damit nicht in der Gegend durch Lichtsignale die Stellung der Geschütze verraten wird, wie in Maubeuge.

Donnerwetter! Ja! Eben eine Salve. Die schöne Kaffeekanne fiel vom Fensterbrett, mein Bett liegt voll Kalk von der Decke. Jetzt kann ich schon vom Bett durch die Wand sehen. Na, wird es abends wieder zugeschmiert, sonst zieht es so. Vor einer halben Stunde

schrien die Oesterreicher wieder einmal „Hurra!“ Ich ging hin. Sie sagten mir: „Der vierte Panzerturm im Fort ist umgekippt.“ Nun sind nur noch acht Türme da, die holen wir gleich, unsere Beobachtung ist bei dem sonnigen Wetter äußerst günstig, von dem Kloster aus 2000 m ab vom Fort.

Beim Geschütz, das auf einem mächtigen Stahlgerüst steht —

Vorsehn! los —

Feuer!

Alles hält sich die Ohren zu, ein Knall — Feuerschein —
Ring aus dem Rohr —

pfeifend, heulend sieht man deutlich das Geschöß wie einen Spaten steil in die Wolken sausen.

Alles, was nicht niet- und nagelfest ist, wirbelt im Staube für Augenblicke nun um das Geschütz herum. Die Oesterreicher stürzen auf den Riesen los, kurbeln das Rohr herunter, wälzen das Acht-Zentner-Geschöß auf einen Kranhebel — sechs Mann ran —

er greift fort!

er greift fort!

er greift fort!

schon ist es drinnen im Rohr. Kartusche nach (mittelgroßer Waschkessel)! Kurbel hoch!

Zwei Mann an langer Leine. Erstes Geschütz fertig —

Vorsehn — los!

Feuer! usw.

Heute nacht hat Zeppelin gewirkt. Verdammt, das dröhnt. Heute flogen zwei deutsche Flieger in Richtung A., auch einen belgischen sahen wir. Wir denken in fünf Tagen mit den stärksten Forts fertig zu sein.

Sie machen uns Arbeit. Denke Dir, zwölf Panzertürme auf dem einen von den 20 Forts. In Mauerbeuge hatte das stärkste Fort vier Türme. Wir denken am 12. Oktober in Antwerpen zu sein. Der zweite Gürtel, nur acht Forts, wird mächtig fluchen, denn wir stehen mit unseren 42-cm-Krupp- und mit den vier österreichischen 30,5-cm-Geschützen hinter der Feuerlinie der Forts, die nur acht Kilometer weit schießen können. Wir stehen neun Kilometer weit ab, also ganz sicher, bloß die verdammten Zivilisten. Na, ich bin ja mit meinem Zuge als bewährter Führer zur Stelle.

Sehr freute ich mich, als kürzlich der Kommandierende General mich mit meinem Eisernen Kreuz in der Kolonne grüßte.

Da ich gerade beim Schreiben bin, will ich von der Vergangenheit auch noch erzählen.

Daß man nicht schön schreibt, ist kein Wunder, bei jedem Knall ist einem so, als ob der Magen hochkommt, und dann ist ein scheußlicher Staub im Zimmer nach jedem Schuß. Der Tisch rückt jedesmal von der Wand ab.

Von vergangenen Schlachttagen schrieb ich schon. Das Bild war das grausigste, nachdem die englischen Brummer — 31 cm übrigens — uns beschossen hatten: wir bei E. im Schützengraben. Ich sandte Dir damals eine Skizze auf Postkarte. Die Geschosse flogen zuerst in das Dorf etwa 100 m hinter uns ein. Wir sahen die Verwüstungen an den Gebäuden. Aus einem Stall rannte ein halbverbranntes Pferd heraus, schrie, war tot. Jetzt das Haus, in dem die fünfzig Geiseln und Arrestanten von uns und die Wache! Huih — brumm — bißß — das halbe Haus weg. Furchtbares Geschrei.

Hilfe! Hilfe! Einige überschlugen sich. Die Wacheleute rannten, rannten hinter Deckungsmauern. Wir kauern im Schützengraben und sehen das furchtbarste aller Bilder. Nach jedem Schuß alles im schwarzen Rauch, Windzug: schreckliches neues Bild. — Donnerwetter! Was nun? Die Einschläge kommen immer näher. Mächtige Löcher. Ein Schuß in die Straße. Hoch sausen die Pflastersteine. Jede zweite Minute ein Schuß — immer näher! — Wo bleibt unsere Artillerie??? Wir sitzen im Unterstand, alles klapperndes Gebein. Jetzt — huib — brumm — bißß. — Alles Qualm — Windzug. Donnerwetter, dicht hinter uns. Uhr raus. Noch zwei Minuten: huib — brumm — bißß. Jetzt hat's neben uns eingeschlagen. Windzug. Loch 6 m rechts von uns. Nachbarstand Sand abgeblasen, Balken hochgekippt, Laufgräben eingestürzt. Wir halb verschüttet. So, jetzt kommen wir dran. Der Schuß muß bei uns einschlagen. Eine Minute verstreicht. Ich stelle mich aufrecht frei hin, um vollständig tot zu sein. „Dein Wille geschehe“ — an zwei Minuten fehlen zehn Sekunden. Ich zähle 1, 2, 3, 4, 5 usw., mache die Augen fest zu, krampfhaft erwarte ich den Tod. — Ein Knall ohne huib, bißß — weit von uns im Schloß. „Gott sei Dank.“

Wir hören noch einige Schüsse von unseren Brummern. Gerettet! Unsere Geschütze säubern schnell und gründlich das Vorgelände, und bald hört man nicht mehr die feinen „bißß“ der belgischen Infanterie. Feldküche kommt angerasselt. Kompagnie ist in tabelloser Ordnung. Dann Nachtwachen, einer schläft, einer wacht. — Eins der vielen grausigen Bilder. Eben wieder ein Hurra der Oesterreicher.

Zwei Forts Saint Catharine? Weiße Flagge gehißt.
Mit Hurra erobern wir uns die Welt.

„Hoch! Groß-Deutschland!“

Herzliche Kriegsgrüße von Deinem treuen Sohne
Joachim.

Ein Braver.

Als wir die Kanonade des Lütticher Kampfes hörten, litt es mich nicht in untätiger Ruhe. Ich stellte mich mit meinem Automobil der Aachener Sanitätskolonne vom Roten Kreuz zur Verfügung und wurde am Samstag, den 8. August, ins belgische Kampfgebiet geschickt. Über die Bilder der Verwüstung, die sich dort boten, will ich schweigen; gegen die entfesselten Bestien, als welche sich die Wallonen erwiesen, konnten unsere braven Truppen sich nur wehren, indem sie rücksichtsloseste Strenge walten ließen.

Unser Ziel war das Dorf Retinne, etwa 10 km von Lüttich entfernt, in unmittelbarer Nähe bei Fléron; von dort war die Nachricht nach Aachen gelangt, daß zahlreiche Verwundete in Sicherheit und Pflege gebracht werden mußten. Am 8. aber konnten wir den Ort nicht erreichen, da das nahe Fort noch nicht zum Schweigen gebracht war. Am 9. aber gelang der Vorstoß; die Straße nach Lüttich war fahrbar geworden.

In Retinne bot sich ein ergreifender Anblick. In der kleinen Kirche des Ortes lagen etwa 300 verwundete Krieger, davon die Hälfte schwer verletzt. Ein Unterarzt hatte Notverbände angelegt, eine operative Behandlung der Wunden war indessen mangels der nötigen Ausrüstung unmöglich, und Hilfe tat dringend

not. Es ist gelungen, alle Verwundeten nach Aachen in Pflege zu bringen. Aus der Schar der uns umdrängenden leichter Verletzten tauchte die Gestalt eines belgischen Pfarrers von männlich festem und doch unendlich gutigem Gesichtsausdruck auf. Angesichts all der Greuel, die aus Belgien gemeldet werden mußten, halte ich es für eine Pflicht zu berichten, wie aufopfernd und großartig dieser Geistliche die hohen Pflichten seines Berufes ausgeübt hat. Er erzählte mir selbst:

„Als uns klar wurde, daß in der Nacht vom 5. zum 6. ein Sturm der deutschen Truppen auf die Belgier unternommen werden würde, welche eine Anhöhe in der Mitte des Ortes durch vier Geschütze und mehrere Maschinengewehre stark befestigt hatten, begab ich mich in den Keller meines Pfarrhauses und nahm zu mir die Frauen und Kinder einiger Familien, deren Häuser bereits zerstört waren. Als der betäubende Kampfeslärm sich etwas gelegt hatte, blickte ich hinaus und sah, daß das nahe Haus meines Küsters in Flammen stand. Meine Pflicht trieb mich, hinauszueilen, um zu sehen, ob ich nicht geistlichen Trost zu spenden hätte. Einige deutsche Soldaten hielten mich an, und ich schwebte in größter Gefahr, erschossen zu werden, da man mein eiliges Schreiten verdächtig gefunden hatte. Meine Rettung verdanke ich dem Umstande, daß ich als Sohn deutscher Eltern des Deutschen vollkommen mächtig bin und die Soldaten bitten konnte, mich nicht als Feind zu betrachten. Im Hause meines Küsters war nichts mehr zu retten, dagegen war es mir nun möglich, den zahlreichen Verwundeten und Sterbenden Trost zu spenden.

Beim Tagesgrauen konnte ich die Kirche in ein

Lazarett verwandeln — das Allerheiligste barg ich im Tabernakel —. Zwei sehr schwer verwundete Offiziere konnte ich in meinem Hause in Pflege nehmen. Hatte ich mich schon in den letzten Tagen stets bemüht, die irregeleitete und systematisch verhetzte Bevölkerung von ihrem wütenden Deutschenhaß zu befreien und ihr klar zu machen, daß keine Armee der Welt es an Disziplin und Ordnung mit der deutschen aufnehmen könne, so haben die Tage, die ich unter den verwundeten Kriegern und der zu ihrem Schutze hier verbliebenen Besatzung verbrachte, mich mit höchster Bewunderung für das deutsche Wesen erfüllt, und ich bin der Vorsehung dankbar, die es mir vergönnt hat, vielen dieser braven jungen Soldaten Trost, Hilfe und die letzten heiligen Sakramente zu spenden.“

Der leitende Arzt sowie ein Bizefeldwebel, welcher, da sämtliche Offiziere kampfunfähig geworden waren, das Kommando führte, bestätigten dankbar und gerührt die hohen Verdienste des gütigen und tapferen Geistlichen, dessen Namen zu nennen wohl erlaubt sein wird; Madenspacher heißt der brave Mann.

Bei Hooge im Schützengraben.

Es ist Abend. Langsam bricht die Dämmerung herein. Die versinkende Sonne zeichnet am Horizont, hinter Opren, das Ziel unserer heißen Wünsche, dessen Zinnen in fast greifbarer Nähe liegen, ein wunderbares Farbenspiel. Vor allem heißt es für uns, die am Tage zerschossene Stellung in der Nacht wieder ausbauen, denn am Tage beantworteten die Engländer jede Schaufel hochgeworfenen Sand mit mindestens

100 Granaten schwersten Kalibers. Eben versinkt die Sonne, so blutig, wie sie nur im Kriege sein kann, im Westen. — Dämmerung! Es rauscht und surrt. Aha! Flieger sind an der Arbeit. Ein Gemurmel geht durch den Graben. Ist's Max oder Michel? Dieser ist der Engländer, jener der Deutsche. Jetzt klopfen Maschinengewehre. Also Fliegerkampf. Enge Kurven, steile Gleitflüge, oft ein bedenkliches Nähern der Kämpfer, das ist's, was wir beobachten können. Plötzlich zieht Michel Leine, jedenfalls hat er genug von den feindlichen Stellungen photographiert oder gar eine Batterie entdeckt, verfolgt von feindlicher Artillerie- und Gewehrfeuer. Sie sind uns gar nicht willkommen, die Herren Flieger, denn für die nächsten 24 Stunden ist todsicher eine Kanonade zu erwarten. Kanonade! — nicht zu verwechseln mit Artillerief Feuer. Letzteres hört nie auf und ist uns so selbstverständlich, wie sonst etwas. Kanonade! Die gesamte feindliche Artillerie konzentriert sich auf einen Punkt. Es ist die Hölle! Für einen Uneingeweihten einfach unfaßbar. Die Erde kommt vor Beben und Zittern nicht zur Ruhe, alles ist in Rauch und Schwefel gehüllt, ein wahrer Steinregen geht hernieder, in Sekundenschnelle folgt Schlag auf Schlag, gegen die selbst der stärkste Donner verblaßt. Zwei, drei oder mehr Stunden währt diese Qual.

Inzwischen ist es Nacht geworden. Langsam schiebt sich der Mond, ein fahles, ungewisses Licht auf die vom Kampf zerwühlte Erde werfend, durch die Wolken. Die Sternlein funkeln, es fällt kein Schuß. Einsam stehe ich Posten auf erhöhter Stelle, bis zur Brust über die Deckung hinausragend, scharf gegen den kaum 50 m entfernt liegenden Feind ausspähend. Es sind

eigene Gedanken, die mich umgaukeln. Wie oft leuchteten diese Sternlein, wie oft dieser Mond, wenn ich nachts verspätet in mein Dörfchen wanderte. Ich stehe und träume mit offenen Augen. Es ist gefährlich, dieses Träumen, so nahe einem listigen und gefährlichen Feind gegenüber — und doch kommen solche Stimmungen, ungerufen, ungewollt. Es ist gut, daß sich das Kampffeld belebt. Die erste Leuchtkugel, ein gleißendes, grelles Licht auf die Stellungen werfend, geht aus unserem Graben in die Höhe. Einzelne Schüsse fallen. Jetzt herrscht auf der ganzen Front Leben, soweit wir es verfolgen können. In der Richtung auf A. bis an die Meeresküste gehen hüben wie drüben Raketen in die Höhe. Da kommt von rechts der Befehl: Nicht mehr schießen, Patrouillen gegen den Feind sind draußen. Da plötzlich, was ist das? Eine rote Rakete mit Fallschirm steigt auf! Wir wissen aus französischen Befehlen, daß es Zeichen für die Artillerie sind. Jetzt folgt eine weiße, eine grüne, an anderen Stellen der Front steigen sie auf. Unsere Augen bohren sich förmlich in das Dunkel. Es wird stille, hüben wie drüben, — es ist die Stille vor dem Sturm.

Jetzt kommen Befehle von rechts und von links. „Höchste Alarmbereitschaft, Angriff erkannt!“ Wir stehen und spannen, den Finger am Abzug, Handgranaten neben uns liegend, ruhig und gefaßt. Mögen sie kommen! Eine Leuchtrakete nach der anderen steigt auf, taghell erleuchtet liegt das Gelände vor uns. Nur diese Nebelschwaden, sie passen uns nicht. Es vergeht eine Viertelstunde nach der anderen, manches Scherzwort fliegt auf, aber es klingt etwas gepreßt. Wir werden unruhig, warum zögern sie, sind sie sich be-

wußt geworden, daß sie uns nicht überrumpeln können? Kurz und gut, die Viertelstunden werden zu Stunden, es kommt nichts. Da plötzlich auf einer Stelle heftiges Gewehrfeuer. Was soll das, geht's los? Jetzt kommt's von links. Engländer sind beim Ziehen von Drahtverhauen gesehen worden. Also ist ein Angriff wohl kaum zu erwarten. Wahrscheinlich vermuten sie unsererseits einen Angriff und bestimmten für ihre Artillerie die Ziele, oder aber sie wagten es nicht. Für uns ist die Hauptsache, sie kommen nicht. Man ist etwas sorglos geworden. Da die Spannung vorüber ist, beginnt man körperlich mehr zu empfinden. Man fröstelt, hängt den Mantel über und zieht ihn fest zusammen.

Endlich graut der Morgen. Langsam verschwinden die Sterne, im Osten löst sich von dem Dunkel ein grauer Schleier, der beginnende Tag. Was wird er uns bringen? Langsam kriecht die Sonne herauf. Sie muß hier bei diesem rauhen Seeklima anders kämpfen als in der Heimat. Die Kaffeeholer treten an, man hat die selige Gewißheit, in zwei Stunden, denn das ist der Weg, einen Becher schwarzen Kaffees zu erhalten. Welche Wonne! Endlich ist er da, und nun geht's los. Man fühlt sich dabei wie ein König. Als ein anderer Mensch geht man an seine Arbeit, Vorbereitungen zu treffen für die Nacht. 3³⁰ mittags kommt die Feldküche. Also können wir schon 1/2 5 Uhr das Mittagessen haben. Nachdem dann das Mittagessen gegessen ist, zündet man sich zur besseren Verdauung eine Pfeife an. Eine Stunde der Behaglichkeit ist gekommen. Gearbeitet wird, aber das Ereignis des Tages steht uns noch bevor. Wenn nur erst die Post

kommt! Befehle durch die Linie einer ganzen Kompagnie durchsagen, will zum Leidwesen mancher Führer nie recht klappen. Einmal am Tag funktioniert es aber sehr tadellos. „Gruppenführer nach links, Post fassen!“ Wie flüchtende Rehe springen die Gruppenführer durch den Graben, bereitwilligst wird Platz gemacht. Diese Minuten werden für den einzelnen zu Stunden. „Ob ich etwas habe? — Heute muß für mich was kommen. — Meine Frau hat vor vier Tagen ein Paket abgeschickt“ und ähnlich schwirrt es durch den Graben. Wenn die in der Heimat wüßten, wie schmerzlich enttäuscht der einzelne ist, der nichts erhielt, sie würden mehr schreiben. Im Nu ist der Postausgeber umringt. Glücklich leuchtet das Antlitz derer, die irgend etwas aus der Heimat erhielten. Ist doch schon der einfachste Kartengruß ein Vermittler zwischen Heimat und Fremde. Der Tag hat sich vollendet...

Sturmangriff bei Ypern.

Nacht! Ruhige, kalte, sternklare Nacht. Wir stehen im Graben. Dunkle, schwarze Gestalten, in Mäntel gehüllt. Fröstelnd schaut man durch die Scharten. Dunkel, unergründlich dehnt sich die Ebene vor dem kleinen Loch. Da ein heller Blitz, stärker werdend, unheimliche, geisterhafte Helle verbreitend. Unbarmherzig zeigt das Licht den spähenden Augen das Vorland. Dann erlischt die Kugel. Wir haben genug gesehen. Drüben, bei dem Franzmann, fehlen die Drahtverhaue. Das heißt Sturm! Kampf bis aufs Messer!

„Nase nach vorn, Keel, und die Knarre zur Hand!“

Der Befehl kommt aus der Dunkelheit, und der Posten befolgt die Worte. Unteroffiziere streichen durch den Graben, geräuschlos, wie Schatten. Wehe dem Posten, der nicht wacht! Sie wachen alle! Jeder Mann weiß: nur Stunden noch, dann setzt das Granatfeuer ein, und dann — ja, dann wird drüben aus dem Graben eine Flut vorbrechen. Welle auf Welle rasender Menschen wird anstürmen gegen unsere Stellung, brüllend, mit stieren Augen, geifernd wie hungrige Wölfe.

Ewig dauert die Zeit. Da — ein Blitz, weit hinten in der Ferne! Ein fauchendes Sausen, dumpfes Einschlagen, und dann ein gellender Knall. Splitter surren und zischen durch die Luft; gelber, stinkender Qualm zieht über den Graben hin — 20 m zu kurz! Die Kanonade beginnt. Schuß auf Schuß saust heran! Klirren, Klingen und Fauchen in der Luft. Die Sandsäcke fliegen umher, Erde, Blut und Eisen. Leuchtkugel nach Leuchtkugel steigt auf. Die Mannschaften stehen auf ihren Plätzen. Rot, fieberglühend die Augen, die Hände zitternd vor Aufregung. 2 Uhr! Bald, fast jeden Augenblick, müssen sie kommen. Minuten rinnen, und jede bringt einen Knall, so gellend, so hart wie des Schicksals Tritt. Jetzt ausharren, sonst ist alles, alles verloren!

Wieder geht eine Leuchtkugel hoch, und da — da hinten —, sie kommen! Wie ein Schrei der Erlösung geht es durch den Graben. Noch drei Salven der feindlichen Artillerie, unheimlich genau gezielt. Nur Trümmer der Schanzen stehen noch. Doch in diesen Trümmern, da liegen die grauen Gestalten, reglos, den Finger am Abzug, und die Augen bohren sich in die blendende Helle vor dem Graben. Taghell ist das

Land erleuchtet. Der Feind sieht, er ist bemerkt. Da kommen sie heran, wie Tiger, gebückt, in verzweifeln- den Sägen. Man hört nicht das Gebrüll, das dumpfe Tosen der stampfenden Füße. Nur auf ein Wort ist das Ohr der Mannschaft eingestellt:

„Feuer!“ Gellend bricht sich das Kommando Bahn durch den Lärm. Die drüben fliegen förmlich heran, sie haben es gehört. Dann fällt ein Schuß, noch einer, wie zögernd, und dann bricht ein Rasseln los, ein grausiges Trommeln, und in der Luft liegt ein Singen und Sausen. Die Sturmkolonne bekommt Lücken, in das Prasseln des Gewehrfeuers mischen sich Schreie, hilfselehend, gottanklagend und winselnd. Man sieht die Körper im rasenden Lauf stürzen und mit den Armen schlagen. Aber immer noch reißt sie der Wille zum Sieg vorwärts. Hinein in Tod und Verderben.

Da, ein neuer Takt in der Musik des Todes: das kalte, brutale Tack-tack-tack des Maschinengewehrs. Die gelichteten Reihen wanken, 10 m vorm Drahtverhau. Und dann fluten sie zurück. Es beginnt das Rennen ums Leben. Der Tod spricht hart, rechthaberisch, tack-tack-tack, unerbittlich! Wie Schemen verschwinden die letzten im Dunkel.

Und der junge Morgen sieht Blut und Jammer. Aber auch siegglühende Augen in bleichen Gesichtern. Abgeschlagen — Hurra!

Langemarck.

Vor Ypern, 21. Juni 15.

Ein goldiger Sommertag ist über die blutgetränkten Gefilde Flanderns heraufgezogen. So gut es auch Frau

Sonne heute mit uns meint — ihre „wohlwollende Neutralität“ wird uns Schützengrabenmenschen doch ab und zu etwas drückend und lästig, so daß die meisten von uns schweißgebadeten Feldgrauen den Waffenrock abgetan haben und nun in Hemdärmeln in der heißen Sticlufst der Unterstände wie faule Kröten liegen. Noch unerträglicher ist die Plage feindlicher Fliegen, die in ganzen Geschwadern die alten Krieger umtanzen und quälen, sich auf feldgrauen Händen und Gesichtern niederlassen und manchen aus der alten Kriegerruhe bringen. Was hilft uns da die ohnehin schon ungemütliche „Schutzfärbung“ des Körpers vor diesem fliegenden Übel! In einer etwas kühleren Ecke des Grabens haben einige „Sommerfrischler“ Zuflucht gesucht und trommeln den heißen Tag unter einem leider trockenen Skat herunter — die Häupter ebenso umdunkelt von einer düsteren Wolke blutdürstiger Fliegen, die eine noch lästigere Anhänglichkeit an uns besitzen als die Menge lüsterner belgischer Verkäuferinnen in den Straßen von Roulers. Wie dieser, so entledigt man sich auch jener oft mit einem derben Fluche, denn bei der Plage solches ungemütlichen Gesindels verläßt schließlich jeden einmal die erprobte Geduld.

Ich sitze neben diesen Skathelden und bestaune das von einer deutschen Zeitschrift aus einem englischen Blatte übernommene Bild: „Die Rückeroberung der vier schweren englischen Geschütze in der Schlacht bei Langemarck am 22. April 15 nachts.“ Mund und Augen gehen mir über ob solchen Heldentums der Engländer. O dieser phantasievolle Maler, der seinen Landsleuten derartigen Blödsinn vorsezen konnte! Da drüben scheint doch alles das Schwindeln von Mister

French gelernt zu haben. Wirklich, diese „Kapitalgeister“ Grey und Co. haben gelehrige und dankbare Schüler, die ihnen an Lügenhaftigkeit nichts nachstehen — zu übertreffen sind sie ja nicht.

Ich kann es mir nicht versagen, als Augenzeuge die Vorgänge zu schildern, die sich in jener denkwürdigen Nacht, die eine der furchtbarsten der ganzen Kämpfe für mich war, vor und nach jener „heldenhaften Rückeroberung“ in Wirklichkeit abgespielt haben. —

Am 22. April abends Punkt 6 Uhr begann der lange vorbereitete Sturm auf Langemark. Die ganze Gegend war mit einem gelbgrünen Schleier überzogen — ein schaurig-schönes Bild. Ein Höllenlärm brach los, als unsere gesamte Artillerie ein wütendes Feuer eröffnete. Wie froh waren wir, daß endlich nach langen Monaten der Grabenkrieg aufhören sollte. Alles drängte, aus dem Graben herauszukommen. Nach kurzem, heftigem Feuer reißen Schwarze und Kolonialtruppen in wilder Flucht aus, d. h., was sich retten kann. Viele kommen uns betäubt entgegengeschwenkt. Bald sind wir über die feindlichen Gräben hinweg und an Langemarks Häusern angekommen. Am zerstörten Gaskessel von L. stehen viele Gefangene mit verzweifelten Gebärden, umringt von unseren Leuten. Wie man diesen betrogenen Armen die Furcht vor den „Barbaren“ aus den Augen sieht! Trotzdem wir eine furchtbare Mut über die Gefellen haben, — denn alle führten Dumdummunition bei sich —, rührt keiner von uns die waffenlosen Gestalten an. Hätten solche Burschen nur etwas von dem Mitleid deutscher Krieger im Leibe! Doch weiter, ohne Aufenthalt den fliehenden Haufen nach! Vor uns reißen die Granaten der 21er Mörser Niesen-

lücken in die Reihen der Feinde. In den Lüften ein ohrenbetäubendes Rauschen und Zischen schwerer und leichter Geschosse von beiden Seiten. Die Gegend scheint ein einziges Wolkenmeer platzender Schrapnells und Granaten zu sein. Und unter diesen krachenden Feuer- und Rauchbällen fallende und entsetzt fliehende Menschen in wildem Chaos — grausige Bilder. In einem großen Granattrichter liegen die zerrissenen Uniformstücke und Körperreste eines Kolonialsoldaten. Verwundete Schwarze wälzen sich in den Feldern herum. Gott sei Dank sieht man wenige Verwundete von uns. Die feindliche Artillerie schießt zum Glück weit hinter unsere Linien, denn noch ahnen diese Kanoniere das furchtbare Verhängnis nicht, das sich ihnen naht. Unentwegt schießen sie in die Gegend hinein — ohne Erfolg. Je weiter wir vorgehen — allen voran der heldenhafte Führer, Hauptmann v. G., der ruhig mit seinem Spazierstock die stürmenden Truppen leitet; wahrlich, mit solchen Offizieren läßt sich herrlich kämpfen — um so mehr Gefangene treiben die Unseren heran. Welch ein Gemisch von Allerweltsware! Engländer mit all ihren Vereinsbrüdern aller Farben humpeln heran — ein bemitleidenswerter Zug entwaffneter „Helden“. Wirklich waren die meisten von ihnen, besonders Kanadier, sehr gut entwickelte Menschen. Letztere leisteten an manchen Stellen verzweifelter Widerstand, aber was konnte eine kleine Schar mutiger Männer gegenüber den fliehenden Massen halten? Sie wurden mit in den Strudel hineingezogen oder vernichtet. Und damit war der Untergang der feindlichen Stellung bei L., um die schon viel Blut geflossen, besiegelt. Schnellsten Laufes hatten die Feinde die Stadt geräumt, un-

sere Truppen folgten ihnen auf den Fersen. Es war ein herrlich-ergreifendes Bild, wie sich die deutschen Kriegerwellen aus dem erstürmten Ort herauswälzten, wie deutsches Heldentum die blutgetränkten Gefilde überflutete und wie eine vernichtende Wetterwolke gen Ofern heranzog! Waren das jene Kriegsfreiwilligen noch, die seit Monaten im Schlamm und Regen der Gräben deutsche Wacht gehalten? Ja, der alte „furor teutonicus“ steckte noch in ihnen, wie ein heiliges Feuer, und trieb sie ungestüm gegen den verhassten Feind, der sich in langen Linien über die vorliegenden Höhen davonmachte — immer wie von Furien verfolgt durch die eindrucksvollen „Hundewägle“ der 21er. Das war der Sieg, wie wir ihn uns in der ersten Begeisterung bei Kriegsausbruch gedacht, wie er uns zu den Fahnen als Freiwillige getrieben. Das war jene Sturmflut von Germanenkraft, die diesen falschen Westen schon im Vorjahre überflutet hatte und sich nun in ihrer grausigen Gewalt wieder offenbarte. Wie erbärmlich kam mir dieser herrlichen Feldschlacht gegenüber der Schützengrabenkrieg vor. An solchem Sieg hing unser Sehnen, so lebte er in uns. Aber uns surrten unsere Flieger und leiteten das Feuer der schweren Artillerie, die kaum ahnte, daß es so rasch vorwärts ging. Obgleich eine Leuchtkugel nach der andern in die milde Abendluft hineingeschossen wurde, um unsere Linien anzuzeigen, so schlugen doch etliche 21er in bedenklicher Nähe ein und warnten, vorsichtiger zu sein. Die Artillerieerkennungsflaggen konnten die Beobachter erst recht nicht in diesem durch Busch und Hecken verdeckten Gelände erkennen. Wir mußten uns schon gedulden, bis die wackeren Kanoniere, die an

diesem Tage ein herrliches Stück Arbeit leisteten, weiter feuerten. Denn ohne unsere schneidige Artillerie hätten wir diesen Erfolg nicht errungen.

Raum hatten wir unsere Gräben verlassen, da rasselten auch schon die Batterien der Feldartillerie über die schnell zugeworfenen Übergänge und eröffneten ihr vernichtendes Feuer auf die fliehenden Feinde. Überall Tote und Verwundete durch Artilleriegeschosse. Infanteriegeschosse piffen verhältnismäßig wenig. Nur einzelne versteckte Schützen plakten in die Gegend — und Maschinengewehrfeuer drang aus Hecken —, alles verstummte jedoch bei unserem Nahen. Der Feind war eben durch den unverhofften Angriff so verwirrt und aufgerieben, daß zunächst an einen ernsthaften Widerstand nicht zu denken war. Nur die Bedienungsmannschaft einer schweren Batterie schien sich nicht in das Unvermeidliche fügen zu wollen. Trotzdem wir schon nahe an ihre Waldstellung heran waren, jagte sie Schuß um Schuß aus den Rohren. Endlich ergriffen die noch unverwundeten Kanoniere in Gemeinschaft mit Schwarzen die Flucht, nachdem wir ihnen allzunah auf den Pelz gerückt waren und das Feuer aus der Flanke auf sie eröffnet hatten. Die vier Geschütze waren genommen, der Wald vom Feinde gesäubert — wir machten halt am Waldrande und gruben uns ein. Hinter Wolkenbänken versank die Sonne am blutroten Horizonte. Vor und rechts vom Gehölz begann das Regiment 2.. im Anschluß an uns einen Graben auszuheben, von dem aus der vielleicht in der Nacht angreifende Feind empfangen werden sollte. Auf der ganzen Linie ein emsiges Schaufeln der durch den Sturm schon ermüdeten Truppen. Noch einmal wird die Feldflasche

herausgeholt — Rest ex — und mit neuem Mut und neuer Kraft ans Werk gegangen. Als sich die Schatten der Nacht herniederlassen, ist der Schutzwall fertig.

Eine entkommene englische Batterie eröffnet das heftigste Schrapnellflankenfeuer auf uns, dicht hinter dem Graben sausen ununterbrochen Bleikugeln in den Sand. Und dazwischen donnern unsere Kanonen brenzliche Grüße hinüber ins englische Lager, aus dem schon das Gewehrfeuer des gesammelten Gegners heftiger wird. Weit hinter uns liegt Langemarck, in das jetzt jene feindlichen Kanoniere feuern. Ein gefangener Offizier mit seinen Leuten wird vorübergeführt — wir sehen uns die Herren noch einmal freudestrahlend an. Man kann sich nie satt sehen an den sonst so stolzen Engelmanne, wenn sie wie lahme Schafe einem preußischen Feldgrauen nachhumpeln. Herausfordernd, gehässigen Blickes geht der Offizier an den „Barbaren“ vorüber — noch in der Erniedrigung der anmaßende Heuchler in der „Gent“-Frage. Doch die Blicke der umstehenden Kameraden drücken die Verachtung aus, mit der wir diese Brut strafen.

Ein Jäger kommt mit einer Anzahl gesattelter Pferde bei uns an, die er 500 m vor dem Graben in einem Gehöft herrenlos fand. Reges Leben herrscht hinter dem Graben. Da kommt einer mit erbeuteten Flaschen heran, andere holen Bretter und Balken zu Unterständen; aus dem nahen Gehöft springen etliche im Schutze der Dämmerung mit Wasserflaschen heran, um den Durst des Kameraden zu stillen. Und auf allen Gesichtern dasselbe Lachen, dieselbe reine Freude über den herrlichen Sieg.

So ist es dunkel geworden und ein prächtiger Sternenhimmel unbemerkt über uns erstanden. Schnell die Wachen eingeteilt und Vorposten aufgestellt. Ruhe lag über dem weiten Gelände, nur einzelne müde Schüsse lösten sich hüben und drüben aus Flintenrohren, Leuchtkegeln versetzten die Gegend in magisches Licht, nichts rührte sich in der weiten Ebene vor uns, in deren Gras unaufhörlich die Posten spähten. Es war, als ob der Kriegsgott Atem hole zum neuen Ringen des werdenden Tages, denn Mitternacht war nahe.

Plötzlich beginnt rechts von uns am Waldrande rasendes Gewehrfeuer, Hand- und Gewehrgranaten bersten, wir hören tierische Stimmen fremder Truppen, ihr gellendes „Hürräh!“ dringt an unser Ohr. Im Nu ist auch bei uns der Angriff erkannt: jeder nimmt sein Gewehr fester in die Hand. Noch ist vor unserer Stellung nichts zu sehen. Nach kurzem Kampfe verstummt das Feuer rechts von uns. Da — die Linien dunkler Gestalten kommen aus dem Walde auf uns zu — unsere Leute der Nachbarkompagnie sind von starker Übermacht angegriffen, am Walde zurückgeschlagen und fluten nun in unseren angrenzenden Graben zurück. Die vorderste Linie ist durchbrochen, der Feind kann uns von zwei Seiten angreifen, da unser rechter Flügel an den Waldrand reicht. Sofort ist die gefährliche Lage erkannt. Ein Teil der Grabenbesatzung deckt den Rücken, der andere richtet die Gewehre nach vorn. Alles ist entschlossen, den Graben zu halten — sich so teuer wie möglich zu verkaufen. Aus dem Walde heraus tönen noch immer wirre Stimmen ins Dunkel der Nacht, in der nichts zu erkennen ist.

Da bewegen sich hinter uns Gestalten in Mäße —

beim Scheine der Leuchtkugeln gut zu erkennen. „Deutsche Kameraden, nicht schießen!“ rufen sie uns zu. Sind es Kameraden in Feldmütze, sind es hinterlistige Engländer und Kanadier? — Noch wagt niemand von uns zu schießen — ein Augenblick atemloser Stille tritt ein, größte Spannung im Graben. Plötzlich folgen am Waldrande mehrere Explosionen — Gewehr- und Handgranaten bersten im Graben. Sofort haben wir die schändliche Täuschung durch den Feind erkannt, ein wütendes Gewehrfeuer von uns bricht auf die anstürmenden Massen an. In Haufen liegen sie vor dem Walle am Walde. Für kurze Zeit behaupten wir unsere Stellung. Doch sind die Schurken infolge ihres Schwindels und der Übermacht schon am oberen Grabenende eingedrungen. Da uns Handgranaten und Maschinengewehre fehlen, müssen wir nach erbittertem Feuer weichen vor der gewaltigen Übermacht. Wir ziehen uns schweren Herzens in das anliegende Grabenstück der Nachbarkompagnie zurück, decken uns sofort gegen Flanken- und Rückenangriff und erwarten wieder den Feind. Infolge der ungeheuren Verluste hatte er sich jedoch in der genommenen Stellung festgesetzt und wagte keinen weiteren Angriff. Der Wald mit den Geschützen war wohl vorübergehend in seinem Besitz, doch ist um die Geschütze nie ein so heftiger Nahkampf gewesen, wie ihn der phantasievolle Maler darstellt. Unsere Linie war nur auf eine Entfernung von etwa 100 m durchbrochen, die Geschütze waren also gar nicht vor Abtransport gefährdet.

Am anderen Morgen säuberten wir mit frischen Truppen den noch teilweise vom Feinde besetzten Wald, um den die Engländer vergebens in dieser Nacht eine

kanadische Brigade angefezt hatten. Hügel von Leichen sprachen ein beredtes Zeugnis von den wahnsinnigen Verlusten der Kanadier in jenem Gehölz, das durch jene Nacht den Namen „Totenwald“ erhielt. Und wenn Mister French glaubt, seine vier schweren Geschütze wiederzuhaben, so wollen wir ihm den Irrtum gern verzeihen, denn bei der Masse der damals verlorenen Kanonen kann schon ein kleiner Fehler unterlaufen. Er wird sie sicher ebenso ungern hergegeben haben als diese Höhe bei Wiltje, auf der wir festsitzen, und von der aus wir mit Freuden das Gelände überblicken, das damals seine Gardes mit Riesenschritten nach rückwärts durcheilten. — —

Altdeutschland nach Frankreich hinein.

Bei Mülhausen.

(Bericht einer deutschen Dame, die in einer Willenskolonie bei Mülhausen die Schlacht mit erlebt hat.)

Wir haben große und furchtbare Dinge erlebt. Es hieß hier, das Oberelsaß wird preisgegeben, dann wurde aber zur Beruhigung erzählt, daß hier eine Falle für die Franzosen gestellt werden solle. Am Donnerstag rückten unsere Soldaten nach der Grenze zu ab. Am Freitag und Sonnabend gab es Gefechte bei Altkirch bis vor den Toren Mülhausens. Den ganzen Tag über erdröhnte Kanonendonner, gegen Abend hörte man Kleinfeuer und Kampflärm. Unsere paar Regimenter leisteten erbitterten Widerstand, mußten leider aber vor der Übermacht des Feindes zurück. Und am Sonntagabend zogen dann die Franzosen mit klingendem Spiel in Mülhausen ein. Schon am Freitagabend hatte die ganze Post, die Eisenbahn, die sämtliche Lokomotiven in das Innere des Landes geschafft, und die Reichsbank die Stadt verlassen. Die Gleise waren gesprengt und in der Stadt herrschte in dieser Nacht eine Grabesstille.

Der Morgen zog herauf in strahlender Schönheit und die Morgensonne beleuchtete die französischen Bivakts gerade vor uns am Tannenwald, und die fran-

zöfische Artillerie, die etwa eine Viertelstunde von uns entfernt am Ramm nach der Ebene aufgezogen war. Ein ganzes französisches Armeekorps hatte die Stadt passiert. Eine Abteilung französischer Husaren kam auch an unserem Hause im Kronenweg vorüber. Ich sprach mit einigen Leuten und dabei entwickelte sich folgendes Gespräch: „Où allez-vous messieurs?“ — Die prompte Antwort lautete: „A Berlin! — Mais vous avez du courage!“ — „Nous y sommes, nous y restons — Vive la France, vive l'Alsace. C'est votre empereur, Monsieur Guillaume, qui fera ses malles!“ — Die Husaren sahen recht gut aus, steckten aber in miserablen Uniformen und hatten zerlumptes Sattelzeug, ersetzt teilweise durch Stricke. Und der Tag ging weiter in unerhörter Schönheit der Natur, so still, fast unheimlich schön, man ahnte eine Katastrophe. Zwischen 4 und 5 Uhr sahen wir weitere Truppen von den Vogesen herbeiziehen, und schon ertönten die ersten Kanonenschüsse im Norden Mülhausens bei Pfadstadt (ein Vorort von Mülhausen). Das war deutsche Artillerie, die mit deutschen Truppen heranzog und dem Feinde entgegenging. Wir sahen von unserem auf einer Anhöhe gelegenen Hause, wie die ersten Schrapnells in die Stadt einschlugen, wir sahen die französische Artillerie feuern, die leuchtenden Kugeln kamen unheimlich angesauft und zerplatzten mit scharfem Knall. Und mit einem Male kam uns die Erkenntnis, es geht auch um uns hier oben auf dem Rehberg. Wir flohen eiligst in den Keller und hatten gerade noch Zeit, den Kinderwagen, Sorhlet, etwas Zwieback und ein paar Stühle herunterzuschaffen. Dann kam es, Schlag auf Schlag, immer stärker piffen die Gra-

naten, immer sicherer platzten sie in unserer Nähe. Und nun kam ein Moment für uns, dessen Schrecknis nicht zu beschreiben ist: Unser Haus war von einer Granate getroffen! Wir saßen da in schwarzem Pulverdampf und wußten nicht, brennt es oder stürzt alles über unseren Köpfen zusammen! Und nach einer kurzen Spanne ängstlichen Schweigens schlug es mit dumpfem Krachen wieder über uns ein, und gleich darauf zum dritten Male.

Wir alle rangen die Hände in schweigendem Entsetzen und warteten auf das nächste Schrapnell, das uns vielleicht zerschmettern würde. Und es platzten noch viele Schüsse über uns. Wir dachten, wir müßten in dem Rauch ersticken, bis wir endlich die Kellertür aufmachen konnten. Als die Detonationen nicht mehr so ganz dicht über uns erfolgten, hörten wir auf einmal unseren Gärtner und dessen Frau rufen: „Kommen Sie herauf, Ihr Haus fällt ein!“ Und ohne uns umzusehen, sind wir in aller Hast durch all den Granatenregen zu Nachbarnleuten in den Keller geflüchtet. Später, als die Schüsse nicht mehr in so dichter Folge Schlag auf Schlag erdröhnten, eilten wir in unser zerschossenes Haus zurück, um Decken und Matratzen zu holen. Und nun sahen wir die Zerstörung, die das Geschützfeuer angerichtet hatte. Von dem Nachbarhaus war der halbe erste Stock zertrümmert, ein großes Loch durch das Dach geschlagen, zwei Zimmer des Dachgeschosses und die Speichertreppe waren demoliert. Bei uns im Hause sah es ebenfalls wüst genug aus. Keine Fensterscheibe war ganz, die Zimmer voller Glassplitter, und sogar im Keller, in dem wir vorher gegessen hatten, lagen Granatsplitter.

Unser Haus hat viele Kugelspuren. Die Bäume im Garten, die Blumen, alles ist hin. Tief aufgewühlte Löcher im Rasen, die Zerstörung ist entsetzlich!

Und es kam die Nacht mit ihren Schatten, und ringsum entbrannte ein furchterlicher Nahkampf. Wir saßen in einem Keller, zwölf Menschen dichtgedrängt in einem Mittelraum, der uns am sichersten erschien. Es war eine furchtbare Schlacht, die nicht enden zu wollen schien. Da gegen Mitternacht hörten wir auf einmal französische Artillerie auf der Ziemersheimer Landstraße nach dem Zoologischen Garten zu in wilder Flucht abziehen. Ein Teil nahm auch den Weg an unserem Haus vorbei. Underthhalb Stunden hörten wir sie rasen. Es war uns wie eine Engelsbotschaft, aber noch konnten wir nicht aufatmen. Immer noch kamen von Pfadstadt die Schrapnells herübergesaust, und auf der anderen Seite grollte schrecklich der Jdsteiner Klob. Und vor und neben uns tobte der Nahkampf weiter. Gewehrfeuer ertönte mit Prasseln und Knattern, dazwischen das nervenerregende Rattern des Maschinen-
gewehrfeuers.

Da drangen auf einmal deutsche Kommandoworte an unser Ohr, bekannte Signale erschollen, das vertraute „Kartoffelsupp, Kartoffelsupp“ ertönte wie eine Erlösung aus schwerer Gefahr, und zum Angriff mit dem Bajonett gingen deutsche Truppen gegen den zurückweichenden Feind. Und die Kugeln flogen ums Haus und prasselten in den Zweigen der Bäume. Und unten aus der Stadt raste das Getöse eines furchterlichen Straßenkampfes zu uns herauf, bis es dann gegen 4 Uhr morgens still und stiller wurde. Wir gingen hinaus in die kalte Sternennacht und achteten

gar nicht darauf, daß immer noch vereinzelt Kugeln durch die Luft flogen. Die ersten Hähne schrien, der Mond stand mit seinem bleichen kalten Schein am Himmel. Und wieder schwoh und raste das Kampfgetümmel in dem nahegelegenen Tannenwald, bis auch hier eine Totenstille das Gelärm des Krieges ablöste. Wir sahen vor uns das weite Schlachtfeld, dunkle Körper hoben sich vom Boden ab, gefallene Krieger! Und als dann gegen 5 $\frac{1}{2}$ Uhr das erste Morgenrot über den Schwarzwald herauf in das Tal sich senkte, rafften wir ein bißchen Habe eilends zusammen und flüchteten in rasender Eile zu Bekannten in die Stadt hinein. Unterwegs fiel das Mädchen mit dem Kinderwagen in ein von einer Granate aufgewühltes Loch hinein, glücklicherweise ohne daß das Kind zu Schaden dabei kam. Kaum waren wir am Ziel, da ging nochmals eine schwere Kanonade über die Stadt hernieder, und wieder saßen wir ängstlich im Keller. Aber dann war der herrliche Sieg entschieden!

Ein Sieg der deutschen Truppen über den in die Flucht geschlagenen Feind! Und zwei Stunden später rasten zahlreiche Autos auf das Schlachtfeld, um die Verwundeten zu bergen. In der Stadt lagen an manchen Stellen die Leichen in Haufen übereinander wie die Kartoffelsäcke. Alle Spitäler sind überfüllt, ebenso die Notlazarette und viele Häuser, die an Verwundeten aufnahmen, was sie nur konnten. Ich sah bejammernswerte Menschen, doch ich will das Grauen und das Elend der Opfer des Krieges nicht beschreiben. Und gegen Mittag zog das ganze siegreiche deutsche Armeekorps in Mühlhausen ein. Hier traf ich manch einen Verwandten, der zu den Fahnen einberufen war

und an dem Kampfe teilgenommen hatte. Von ihm hörten wir, daß die deutsche Artillerie ihre Kanonen auf unser weitleuchtendes weißes Haus auf der Anhöhe eingestellt hatte, weil sie glaubte, die Höhe sei von den Franzosen besetzt. So hat er also uns selbst so jämmerlich beschossen! Immer mehr Soldaten zogen nun in die Stadt ein. Ich sah die Feldpost, das Rote Kreuz in Tätigkeit. Es war ein brausendes Jubeln bis zum Abend, mit dem die deutschen Truppen hier begrüßt wurden. Und auch der Verrat zeigte sich. Franzosen waren noch da, versteckt in verschiedenen Häusern, und sie schossen aus dem Hinterhalt, und wieder gab's einen Straßenkampf mit tollem Maschinengewehrgeknatter. Es sind hier unzählige Verhaftungen vorgenommen. Gestern den ganzen Tag über gab es Hausdurchsuchungen mit aufgepflanztem Seitengewehr. Mir selbst hielt ein Leutnant die Pistole vor das Gesicht, als ich nichtsahnend an einem solchen verdächtigen Hause vorbeikam. Aber man ist durch die Schrecknisse der vorausgegangenen Tage nun schon so abgehärtet, daß man so leicht nicht mehr erschrickt. Und nun ist hier Ruhe und heißer Sommer, aber es zieht ein Brandgeruch durch die Luft, und es riecht nach Leichen, die auf dem Wege nach Ziemersheim hochaufgeschichtet liegen. Mit Mänteln zugedeckt, harren sie des Massengrabes, das sie bald aufnehmen wird. Einquartierung hier wohl in jedem Hause. Wir geben das Beste, was wir haben. Viele verdächtige Zivilpersonen sind in Mülhausen verhaftet worden.

Im Straßenkampf in St. Dié.

In meinem Tagebuch heißt es unterm 27. August: Wer hätte gedacht, daß auf diesen Tag, der in gewisser Hinsicht der schönste meines Lebens gewesen, gleich der schrecklichste folgen würde. Frühmorgens gegen 6 Uhr wird der Vormarsch angetreten in allgemeiner Richtung auf St. Dié. Zwei Kompagnien in vorderer Linie rechts und links der Straße nach St. Marguerithe. Wir sind beim Vorgehen fortwährend in feindlichem Infanteriefeuer, kommen aber doch so schnell vorwärts, daß wir auch noch ein wenig eigenes Artilleriefeuer zu Kosten bekommen. Die ersten Häuser von St. Marguerithe sind erreicht, in der Dorfstraße erhalten wir Feuer, und zwar kam es nur aus den Häusern. Obwohl wir die Häuser durchsuchten, finden wir nur Zivilpersonen darin, sie werden verhaftet, die Häuser gehen in Flammen auf. Von rückwärts kommt der Befehl, das Dorf niederzubrennen. Mit unheimlicher Schnelligkeit wird der Befehl befolgt. Um mich herum jammernde Weiber und Kinder, gestikulierende Männer, das brüllende Vieh, wahnsinnig vor Angst, die Dorfstraße hinauf- und herunterausend, solche Bilder prägen sich auf ewig ein.

Endlich liegt St. Dié vor uns. Eine Stadt mit ungefähr 15000 Einwohnern, hübsch gelegen in einem Talkessel mit sauberen Villen an den Berghängen. Die Stadt erschien uns wie das gelobte Land, wo wir für einige Tage Erholung von den allzu schweren Strapazen der vergangenen Wochen erhofften. An der ersten Fabrik halten wir und warten auf Befehl. Ich sammle mir eine Kompagnie. Brigadebefehl kommt: Kompagnie

E. als vorderste Kompagnie stößt durch St. Dié durch bis an das andere Ende der Stadt. St. Dié anscheinend vom Gegner frei. — Also los! „Die ersten fünf Gruppen Vortrupp. Radfahrer voraus!“ — Dann marschieren wir ein.

Zu meiner Schande will ich gleich gestehen, in Marschkolonne! Aber es schien alles so friedlich, Leute standen auf der Straße, Mädchen winkten uns lächelnd zu — das Lächeln haben wir allerdings erst später verstanden. —

Ein Mann in grauen Haaren springt auf mich zu: „Herr Kapitän, ich führe Sie; ich bin ein Deutscher!“

„Sind noch Franzosen in der Stadt?“

„D nein! Alle fort!“

Wir ziehen an einer Kaserne vorbei; kein Mensch zu sehen. Rechts geht eine Seitenstraße ab. Da schreit einer von meinen Leuten: „Herr Oberleutnant, da drüben hab' ich ein paar rote Hosen gesehen!“

Ich lasse sofort halten.

Das war unser Glück, denn unterdessen sind unsere Radfahrer bis auf 50 m an das Rathaus vorgefahren und plötzlich sehen sie vor sich eine Barrikade. Sehen, Abspringen, Kehrtmachen war das Werk eines Augenblicks und da rollt auch schon die erste Salve in unsere dichtgedrückte Marschkolonne.

Die Hölle scheint sich aufgetan zu haben, die Häuser speien Feuer aus.

Die Wirkung der ersten Salve war fürchterlich. Neun Mann wälzen sich in ihrem Blut, davon vier Sterbende. Wie durch ein Wunder bin ich unverletzt geblieben, obgleich ich mit meinen beiden Offiziersstellvertretern vorausgegangen war. Einer von ihnen, Offiziersstell-

vertreter L., erhielt einen Schuß ins Bein, konnte aber noch zurückspringen.

Einen Moment paßt lähmendes Entsetzen die Kompagnie.

Alles drängt sich gegen eine Mauer, weiß doch niemand, woher die Schüsse kommen.

Da sehe ich unseren weißbärtigen französisch=deutschen Biedermann auf das Eckhaus zustürzen. Oben drüber steht: „Café de l'Univers“, schon ist er drin, ich rufe mit aller Kraft: „Alles mir nach, ins Haus!“

Krachend gibt die schwere Tür nach, flirrend fliegen die Fensterscheiben im Zimmer herum, auch herein schlagen die Kugeln, aber etwa 40 Mann sind bei mir.

„Sofort sämtliche Fenster besetzen! Feldwebel G. hinauf in den zweiten Stock! Alles zur Verteidigung einrichten!“ Tische und Stühle fliegen hinaus auf die Straße, in die Böden werden Schießscharten hineingebrochen und dann nehmen wir das Feuergefecht auf, hab' ich doch unterdessen an den einschlagenden Geschossen gemerkt, daß sie zumeist von der Barrikade am Rathaus herkommen.

Und jetzt schleichen auch Alpenjäger die Häuserfront entlang, ein paar wohlgezielte Schüsse, sie verschwinden.

Unsere nächste Sorge galt nun den Verwundeten. Einer von ihnen, ein Unteroffizier, liegt mit einem Bauchschuß mitten in der Straße und ruft jämmerlich um Hilfe. Ich blicke umher. „Wer ...“, ich brauche nicht weiter zu reden, zwei Brave, ihr Name verdient genannt zu werden, Landwehrmann Pfeifer aus Oggersheim und Landwehrmann Kunz aus Ludwigshafen, melden sich freiwillig, und sie bringen den Schwerverwun-

deten auch glücklich herein. Auch noch fünf andere, die nicht exponiert liegen, werden hereingezogen.

Höchste Zeit, denn eben versuchen die Franzosen einen neuen Vorstoß.

Ich springe an meinen Ausguß, über meinem Kopf hinweg schießt oben der Gefreite K. — er hat dafür das Eisene erhalten — nacheinander drei Franzosen über den Haufen, obwohl ihm die Helmspitze weggeschossen wird. Ich klopfe ihm anerkennend auf die Schulter. Das feuert meinen wackeren Pfeifer so an, daß er vom Fenster auf den Gehsteig herausspringt und kniend den Franzosen ein paar Schüsse nachschickt, da trifft ihn eine Kugel mitten ins Herz. Sein brechendes Auge ist auf mich gerichtet. Ich weiß, was er sagen will: „Hab' ein Weib und drei Kinder zu Hause!“ — „Sei unbesorgt, du Braver! Das Vaterland wird für sie sorgen.“

In dieser Lage, vollständig abgeschnitten von unserer Brigade, mochten wir wohl zwei Stunden ausgehalten haben, da stürzen plötzlich durch ein geöffnetes Fenster — die Brüstung ist ganz nieder — zwei elegante junge Damen herein, weiße Bettücher in den Händen schwingend, und sich mir zu Füßen werfend. Die Situation war mir, man verzeihe mir diesen Ausdruck, hochdramatisch. Die eine spricht deutsch, d. h. sie stößt einzelne Worte heraus, die ich mir zusammenreime. Ihre Mutter und Schwester sind gefangen von den Deutschen, sie selbst sollen den Maire von St. Dié holen, sonst werden die beiden als Geiseln erschossen. Eine halbe Stunde hat ihnen der Herr General Zeit gegeben. Nun sind sie auf der Suche in unser Artillerie- und Infanteriefeuer gekommen und sind über die Leichen der Unsrigen hinweg in unser Haus gesprungen.

Ich lasse sie in den bombensicheren Weinkeller hinunterführen. Beruhigung: Würde später mit dem Herrn General persönlich sprechen. Außerdem wußte ich schon längst, daß der Herr Maire mitsamt den Beigeordneten verduftet ist, ebenso wie unser weißköpfiger Biederermann, der sie herbeiholen sollte.

Aber drei andere Zivilisten haben wir verhaftet und da kommt mir ein guter Gedanke. Sie werden auf Stühle gesetzt und ihnen bedeutet, einen Sitzplatz mitten in der Straße zu nehmen. Händeringen und Flehen auf der einen, ein paar Gewehrkolben auf der anderen Seite. Man wird allmählich furchtbar hart. Dann sitzen sie draußen auf der Straße. Wie viele Stoßgebete sie losgelassen, weiß ich nicht, aber ihre Hände sind die ganze Zeit krampfhaft gefaltet.

So leid sie mir tun, aber das Mittel hilft sofort.

Das Flankenfeuer aus den Häusern läßt sofort nach, wir können jetzt auch das gegenüberliegende Haus besetzen und sind damit die Herren der Hauptstraße. Was sich jetzt noch auf der Straße zeigt, wird niedergeschossen. Auch die Artillerie hat unterdessen kräftig gearbeitet, und als gegen 7 Uhr abends die Brigade zum Sturm vorrückt, um uns zu befreien, kann ich die Meldung erstatten: „St. Dié vom Gegner frei!“

Wie ich später erfuhr, hat das ... Reserveregiment, das nördlich von uns in St. Dié eindrang, ganz ähnliche Erfahrungen gemacht wie wir. Ihre vier Zivilisten, die sie ebenfalls auf die Straße setzten, wurden jedoch von den Franzosen erschossen. Ich habe sie selbst am Krankenhaus mitten in der Straße liegen sehen.

Nun noch eine Episode von diesem Tag, die beweist, welcher Geist unsere Soldaten auch in solch kritischer

Situation beherrscht. Es war gerade in dem Augenblick, in dem keiner von uns für sein Leben einen Pfifferling mehr gegeben hätte, da tritt unser Hornist — er ist der Typus eines bayerischen Reservemannes — auf mich zu, in der Hand — ein Glas Bier. „Bier gefällig, Herr Oberleutnant?“ — Er hat in aller Seelenruhe hinter dem Büfett ein „Faß!“ Bier angezapft und jedem ein Glas kredenzt, auch manchem, dem dies der letzte Schluck werden sollte.

Ja, ja, das Leben bewegt sich in Gegensätzen, am meisten im Krieg.

Oberleutnant A. E.

Wie ich die Bagage suchte und fand.

Die Truppe gelangte noch an diesem Abend nach Tremblais; doch mir war anderes beschieden. Am Nachmittag bekam ich Befehl, meine Feldküchen und Patronenwagen abzugeben. Ich selbst sollte die Bagage suchen und die Lebensmittelwagen heranschaffen, da das Bataillon bereits drei Tage ohne Brot war, da die Truppe zu rasch vorrückt und die Bagage nie mitkann. In Billiers sollte ich das Bataillon wieder treffen. — Na, denn man los. Ich schwang mich auf mein Schlachtroß und ab. Ich suchte mir zunächst den Divisionsstab: „Gestatten, Ew. Erzellenz, zu fragen, wo sich die Bagage unserer Division befinden soll zwecks Heranziehung von Lebensmittelwagen.“ — „Die Bagage stand heute morgen im Walde westlich von Suzi und soll heute abend in Florenville eintreffen“, war die Antwort. Ich notierte fertig, wiederholte die Auskunft, schlug die Hacken zusammen und verschwand.

Na, zuerst mal nach Florenville. Jeden Offizier gefragt: „Gestatten, Herr Leutnant, wo ist die Bagage?“ „Weiß nicht.“ Ich reite weiter. Weit und breit kein Mensch zu sehen, dann einzelne Trupps Zivilisten, alte Männer und alte Frauen, Kinder und auf einem Kinderwagen zusammengeraffter Hausrat, meistens das Verkehrteste. Die Flüchtlinge kehrten in die verlassenen Dörfer zurück. Das war alles, was mir begegnete. Und meistens standen sie vor abgebrannter Wohnstätte und hatten nichts zu reißen und zu beißen, ein Jammer. Doch der Krieg macht hart. Ich suche ja selbst Brot für meine Truppen. — Auf einmal kommen mir vier Radfahrer entgegen. — „Habt ihr Bagage gesehen?“ „Ja, auf der Straße weiter rechts. Noch etwas weiter und Sie können sie am Waldrande vorbei sehen.“ — Gott sei Dank, gefunden, wenn auch auf verkehrter Straße! Also querfeldein, hinüber. Ja, Pfeifendeckel! Erst mal den verwünschten Stacheldraht wegmachen. Säbel raus! Ja, der Säbel bekam Scharn und der Draht blieb ganz. Ich wollte die Pfähle ausreißen oder umtreten. — Und wißt ihr, was ich tat? — Drumherumgeritten bin ich und kam auch hin. — Aber wenn ich wieder ins Feld ziehe, nehme ich mir eine große Weißzange mit langem Hebel mit und die hänge ich ans Koppel. Der Draht hat mich schon was geärgert: jedes lumpige Quetschgrundstück zäunen die ein. Ganze Acker sogar. — Wie ich zur Kolonne kam, suche ich den Kommandanten, trage mein Verlangen vor und werde — abgewiesen. Höflich und freundlich, richtiggehend abgewiesen. Genau als wenn ich zur Steuerkammer gehe und höflich und freundlich — abgewiesen werde. Nun,

ich reite zu meinen Fahrzeugen und schimpfe dabei fest und laut über die Schweinerei, noch nicht mal sein Brot zu bekommen, und die Truppen haben nichts zu essen. Und gab natürlich nicht acht, was rechts und links vorgeht.

Auf einmal aus dem Chausseegraben — „Hallo, Herr Wachtmeister, was schimpfen Sie denn so?“ Ich sah hin — lagen da ein paar Offiziere. Alles Reserve. Ich machte meinem Herzen Luft und legte los. Da meinte einer: „Mir geht's genau so, nur mit dem Unterschiede, daß meine Wagen, die ich nicht mitnehmen darf, überhaupt gar nicht dabei sind. Aber Herr Wachtmeister, ich an Ihrer Stelle nähme meine Wagen und führte sie am Rittmeister vorbei.“ Nun, ich setz' mich mal hin und trinke Kaffee, den die Kerls gekocht hatten, und die hatten sogar Butter. Gute, richtige Butter von einer Kuh. — Jetzt kam mir ein Gedanke. Das Buttertöpfchen in die eine Päcktasche und das Brot in die andere. Aufgefressen und Marsch — mit meinem Wagen! Am Rittmeister, der schlief, war ich schon vorbei, da wurde er vom Wagengerumpel wach. „He, Wachtmeister, wohin? Ich habe Ihnen doch verboten, abzurücken!“ „Herr Rittmeister, ich wollte nur vorziehen, weil an einem Wagen die Bremse nicht in Ordnung ist und hier am Ort kann ich's machen lassen, und da habe ich gleich alle Wagen mitgenommen, damit sie zusammen sind.“

Also es war wieder nichts. Schimpfend hol' ich Butter und Brot aus der Päcktasche, setze mich neben die Offiziere ins Gras und futtere feste drauflos. Es dauert noch keine halbe Minute, da schnuppert so ein Leutnant. „Was haben Sie denn da?“ „Butter,

Herr Leutnant.“ „Hm. — Das schmeckt Ihnen wohl?“ „Jawohl, sehr gut, Herr Leutnant. Darf ich Herrn Leutnant ein Stück anbieten?“ Und schon war ein dünnes, feines Bemmchen abgefäbelt und ich stellte ihm den Topf hin. „Bitte,“ sagte er, „Sie verstehen das besser“, und ich schmierte dick Butter; ich hatte ja genug. — Setzt aber mein Leutnant zu den andern: „Hurra, ich hab' Butter!“ „Woher, von wem?“ rief jeder. Und mein dicker Rittmeister schnuppert auch. Aber schon war ich da. „Darf ich den Herren was anbieten? Frische Landbutter. Das reinste gelobte Land hier.“ Und so geschah's, daß meine Butter und mein Brot alle wurde. Zwischendurch fing ich an: „Herr Rittmeister, genau so geht's meinen Leuten, auch kein Brot und hätten's gern usw.“ Auf einmal fährt er auf: „Meine Kolonne hat soundsoviel Fahrzeuge und wenn eins fehlt, bekomme ich den Küffel!“ „Wenn der zahlenmäßige Bestand erhalten bleibt, dann ist wohl die Sache in Ordnung?“ frage ich. „Jawohl.“ Ich auf mein Pferd und zu den Wagen. „Umladen! dermaßen, daß Brot, Fleisch, Hafer, Graupen, Reis, Kartoffeln usw. für ein Bataillon für einen Tag auf einen Wagen kommen!“ Ich ging ins Dorf. Den ersten besten Franzosen angehalten: „Avez vous des cheveux?“ „Non, monsieur.“ „Où sont ici des cheveux? — Quoi, vous ne le savez pas?“ Schon hatte ich meine Pistole raus. Und er fand zwei Pferde. Schnell vor den ersten besten Wagen gespannt, den Franzosen draufgesetzt. Ihm und seiner heulenden Mutter versichert, daß ihm nichts passiert, und los. Den Wagen eingestellt in die Kolonne. Den beladenen mitgenommen.

Der Zahlenbestand stimmte und der Rittmeister war zufrieden.

Zur Truppe kam ich ja heute nicht mehr, weil die schon in Tremblois war, was mir aber niemand sagen konnte. So geriet ich auf meinen Irrfahrten zuerst in einen Sumpf — da kam ich wieder raus. Dann ritt ich mal allein vor, um mich am Ortseingange von Nogues zu erkundigen, da macht's auf einmal „djui-djui-batsch-batsch“ um meine Ohren. Da machte mein tapferer Renner schon von selbst kehrt. Ich gab's nun auf. Marschierte auf das erste beste Wachtfeuer los und kam zu einem bivakierenden Regiment. Dort schlief ich und deckte mich mit dem Sternenhimmel zu, und der hält so schön warm, weil er so unendlich groß ist. Am nächsten Tage fand ich mein Bataillon wieder, und da war eitel Freude über das angekommene Brot. Von hier aus ging's nun über Blagné-Sailly nach Baur. Dann kommt noch eine Höhe und dann die Maas. Nun gab's Ruhetag, an welchem wir aus den Holzteilen eines französischen Aeroplans Franzosensuppe kochten, und an dem wir ferner einen französischen Flieger herunterschossen. Währenddessen schoß unsere Artillerie mit Haubitzen die jenseitigen französischen Maasstellungen ein bißchen wachsw weich, was ihnen sehr gut gelang. Die Nacht schlief ich dann im Regen und war am nächsten Morgen auch wachsw weich, doch dies nur äußerlich.

Eine Nachtpatrouille.

B., 15. Oktober.

... Die Truppengattung des uns gegenüberliegenden Feindes festzustellen, war den bisher ausgeschickten Pa-

trouillen noch nicht gelungen. Da diese Aufgabe, wenn sie gut gelöst wird, eine dankbare ist, so meldete ich mich freiwillig, behielt mir jedoch vor, Leute nach eigenem Ermessen auszuwählen. Drei Leute genügten. Die Wahl fiel auf einen Fähnrich (Nicolai), einen Hornisten (Kausch) und einen Reservisten (Koppe). Ich wußte von den dreien, daß sie sicher seien, daß man sich unbedingt auf sie verlassen könne. Es dunkelte. Die Uhr zeigte $\frac{1}{2}7$. Der Mond, das wußte ich, würde erst gegen 11 Uhr aufgehen. Der Himmel war sternklar. Scharf hob sich der große Bär von dem tiefen Blau ab. In seiner Nähe zeigte der Kriegskomet seinen prachtvollen Schweif. Wir hatten alles Hindernde abgelegt, Tornister, Koppel. Das Gewehr genügte uns; in den Taschen ruhten ein paar Ladestreifen Patronen. Ich hatte außerdem meinen Revolver zu mir gesteckt.

„Fertig?“ „Jawohl, Herr Feldwebel!“ „Also los!“

Vorläufig konnten wir sicher sein. Die Posten unserer Linie lagen noch vor uns. Wir passierten eine Horchpatrouille. Vor uns, links eine Chaussee, Wiese. Lautlos ging's vorwärts. Immer noch im schnellen Schritt. An den Kugelbäumen vor uns sollten 2. Grenadiere stehen. Noch war's ungefährlich. So kamen wir an ein Rübenfeld. Da — rechts auf der Chaussee Stimmen. Wir knien. Gewehr fertig. Die Stimmen nähern sich. Doch das kann kein Feind sein. Endlich hören wir auch deutsche Laute. „Halt, wer da?“ — „Hier 6/2!“ tönte es zurück. Wir gingen auf die Grenadiere zu. Drei Mann waren es; der Horchposten, der zu den Kugelbäumen vorging. Wir schlossen uns an. Ich sagte ihnen meine Aufgabe und erfuhr, daß schon eine Patrouille der Grenadiere vor-

getrieben worden sei. Aus dem dunkeln Gebüsch hob sich ein einfaches, aus zwei Stäben zusammengebundenes Kreuz hervor. Klein, unscheinbar, aber zu uns laut redend von einem, der still seine Pflicht gegen sein Vaterland erfüllt hatte. Unwillkürlich fragte ich mich: Wirßt du bald ebenso ruhen — in fremder Erde? Wer weiß es! Doch, der bisher geholfen, wird, wenn es ihm wohlgefällt, auch weiterhelfen.

Die Grenadierpatrouille blieb im Schatten der Bäume. Wir nahmen das Gewehr in die Rechte und schlichen an den Straßenrändern vor. Längs der Straße waren Grasnarben, auf denen unser Tritt erstarb. Rechts ein Rübenfeld, links eine eingezäunte Wiese. In dem Rübenfeld hatten bisher sämtliche von uns vorgetriebenen Patrouillen Feuer bekommen. Also Vorsicht! Achtung auf das Rübenfeld! Langsam ging's weiter: zwanzig Schritte geräuschlosen Gehens bei gespanntester Aufmerksamkeit — dann längeres Warten, kniend oder liegend — die Augen bohren sich in die Dunkelheit hinein und vermögen doch nicht weiter als 20 m zu sehen; die Ohren versuchen, das geringste Geräusch aufzunehmen. „Weiter!“ fünf, sechs Schritte, ein Zögern — Lauschen — sieben Schritte. Halt, was ist das? Hockt dort nicht jemand zwischen den Rüben? Schon liegen wir platt auf der Erde. Gegen den etwas helleren Himmel hebt sich scheinbar 10 bis 15 m von der Straße zwischen den Blättern der Rüben der Kopf eines Menschen ab. Langsam verstreichen die Minuten. Nein, er bewegt sich nicht. Also wohl ein überragendes Blatt. „Weiter!“ So dringen wir bis zu einer Wegegabel vor. Links ist Wald, rechts dehnt sich weiter das Rübenfeld aus. Der Winkel selbst zeigt Stoppel, durch-

wachsen mit Klee. Wohin nun? Durchs Rübenfeld? Nein! Dort würde ich auch nicht weiterkommen als alle anderen Patrouillen. Um Walde entlang? Auch nicht! Denn dort ist eine feindliche Postierung festgestellt. Also gehe ich auf dem Stoppelfeld vor. In jedem Falle muß ich auf die gegnerische Linie stoßen. Der glatte Boden der Stoppeln gewährt gute Beobachtung, der Klee dämpft die Schritte, wenngleich die brechenden Stoppeln unvorteilhaft sind. „Weiter!“ Wieder und immer wieder muß ich dieses einfache Wort brauchen. Es gewinnt aber nach und nach eine hohe, unheimliche Bedeutung — treibt es doch meine drei Begleiter immer weiter dorthin vor, wo hinter jedem Stein, jedem Strauch der Tod lauern kann. „5—600 m ist der feindliche Schützengraben entfernt“, sagten die Grenadiere. 400 m müssen wir zurückgelegt haben. Jeden Augenblick muß der Zusammenstoß erfolgen. Also doppelte Vorsicht. Immer kürzer werden die Strecken, die wir zusammenhängend durchschleichen, immer länger die Horchpausen. Dunkel, fast schwarz liegt der Boden vor, tiefblau hängt der sternenglitzernde Himmel über uns. Ich schaue einen Augenblick rückwärts hin zum Polarstern, um mich über den Rückweg zu orientieren. Eine Sternschnuppe zieht ihre leuchtende Bahn. Blitzartig taucht der Gedanke auf, wie ein Gebet empfinde ich ihn: „Kommst du zurück zu Weib und Heimat?“ Wer weiß?!

„Weiter!“ Vor mir taucht ein dunkler Fleck auf. Im Augenblick liege ich platt auf der Erde. Gespannt lausche ich. Nichts zu hören — zu sehen, nur scheinbar ein Erdhaufen. Hat er eine Bedeutung? Liegen Feinde dahinter? Wenn, dann können es höchstens zwei

sein. Ich pfeife leise dem Spielmann. „Rausch, wir stürzen so schnell wie möglich auf den Haufen zu. Ist Feind dahinter, nicht schießen. Nur mit dem Kolben — am besten würgen! Los!“ Wenige Sätze genügen, wie Katzen kommen wir uns vor. Die Augen wollen sehen, sie quellen fast aus den Höhlen. Ein Strohhaufen. Ein paar hastige Griffe. Nichts dahinter. Jetzt sehen wir es genau, es ist eine ... Mandel Weizen. Doch vor uns liegen nun überall solche Haufen. An keinem dürfen wir achtlos vorübergehen. Hinter jedem kann ein Schuß aufblitzen. So wie wir den ersten untersucht, werden auch die anderen durchstöbert. Ein schnelles, doch lautloses Drauflosstürzen — ein gieriges Durchsuchen und jedesmal — denn hinter keinem fanden wir Feind — ein erlösendes Aufatmen — eine Auslösung der Spannung. Endlich hören die Mandeln auf. Gott sei Dank! Jetzt liegt blanke Stoppel vor uns. Nichts vom Gegner. Sonderbar, wir müssen doch aber unmittelbar vor der feindlichen Stellung stehen. Also weiter! Wir gleiten, huschen wie Schatten vor. Bald liegen wir, bald knien wir. Die Hände legen sich an die Ohren. St! Der Spielmann gab das Zeichen. Er rutscht zu mir heran: „Herr Feldwebel! Rechts Stimmen im Rübenfeld.“ Ich horche. Es scheint so, wie mein Begleiter sagt. Da, ein Schuß. Doch er gilt nicht uns, und dann, was kümmert uns ein Schuß! Aber links, in ziemlicher Entfernung, höre ich deutlich das Aufschlagen eines Spatens auf Holz. Ein heller, metallischer Ton. Dort wird geschanzt. Links? Dann müssen wir dicht vor dem Feinde sein. Noch weiter links — 600 bis 800 m — am Tale hallen Schüsse. Lebhaftes Feuer. Doch nicht Schützen, nur starkes Pa-

trouillenfeuer. Auch das geht uns nichts an. Noch ist kein Schuß auf uns abgegeben worden. Weiter! Doch im nächsten Moment liege ich wieder auf dem Bauche. Wie vorhin — 15 m vor mir — ein einzelner Haufen. Halblinks aber ein Wall. Schützengräben? Wer weiß. Vorsicht! Weiter! Da laufe ich gegen Draht. Schnell liege ich. Auch die andern fallen lautlos nieder. Ich taste. Drahtverhaue! $\frac{1}{2}$ m hoch. Dicht dahinter der einzelne Haufen. Was tun? Lange liegen wir. Kein Laut. Zurück? Nein! Jetzt beginnt erst unsere Aufgabe. Also: „Weiter!“ — „Rausch, hier mein Gewehr!“ Wie eine Schlange gleite ich unter dem Draht durch. Dann ein Satz, und ich stehe vor einem leeren Schützengloch. Die andern folgen. Links ist der Schützengraben. Was nun? Kurze Pause. „Ich gehe jetzt, als wenn ich Freund wäre, hinter dem Graben entlang! Aufpassen!“ Innerlich fürchterlich aufgepeitscht, äußerlich ruhig, gehe ich schnell seitwärts. Meine Brust arbeitet. Ich winke die anderen zu mir. Aber was ist hinter diesem Graben? Er kann unmöglich die Hauptstellung sein. Er ist nachlässig gearbeitet. Unsere Aufgabe ist noch nicht erfüllt: „Weiter!“ Wieder gehen wir wie Katzen vor. Aber kaum sind 10 m zurückgelegt, hebt sich wieder ein Wall vor uns auf, dunkel, fast wie Wald. Oder ist's Wald? Doch nein, dazu ist die Krone zu gleichmäßig und auch zu gleichmäßig unterbrochen durch viereckige Erhöhungen. „Weiter!“ Fünf Schritte sind wir durchschlichen. Es muß die Hauptstellung des Feindes sein. Eine Weile überlege ich. „Ich gehe heran. Verhalten Sie sich ganz ruhig!“ Aufrecht schreite ich schnell vor. Mein Ziel ist eine Erhöhung der Böschung. Im Notfall kann ich mich dahinter verbergen. Jetzt

stehe ich davor. Was ist das? Zwei Schießscharten starren mich an. Rasch springe ich seitwärts und werfe mich hinter die Brustwehr. Fest angeschmiegt liege ich da. Nichts rührt sich. Ist der Graben unbesetzt? Die drei kommen langsam nach. Kein Schuß. Vorsichtig hebt sich mein Kopf über die Brüstung. Kein Mensch drinnen zu sehen. Im schmalen Gang liegen Pflöcke und Draht, auf der Rückenwehr Büchsen und Flaschen. „Ich gehe hinein! Vielleicht ist er verlassen!“ Ich rutsche über den Erdaufwurf. Jetzt sitze ich oben. Kein Laut. Meine Linke tastet nach der Rückwand des Grabens. Da rollt der harte Lehm herunter und schlägt laut auf Blech auf. Nun bin ich verraten. Aber nichts regt sich. Ein kurzer, elastischer Sprung — ich stehe im feindlichen Schützengraben. Ich lausche wieder. Nichts. Nur links dasselbe lebhafteste Patrouillenfeuer. Der Kopf des Fähnrichs hebt sich schwarz über die Brustwehr. Schritt vor Schritt schreite ich den Graben entlang. Er windet sich schlangenartig hin. Prachtvolle Stellungen. Großartige, dickdeckige Unterstände mit Schießscharten. Das Stroh ist vollständig frisch. Doch niemand zu sehen. Ich schreite weiter vor. Jeden Augenblick kann ich einem Feinde gegenüberstehen. Ich denke an meine Frau: „Werd' ich dich wiedersehen?“ Eine Sternschnuppe fällt. Mein Herz arbeitet rasch. Die Hand ist aber ruhig. Im nächsten Augenblick krallt sie sich vielleicht in den Hals eines Ahnungslosen. Weiter. Da, in diesem Unterstand etwas Dunkles. Wahrscheinlich ein Schlafender. Ich stehe ganz still. Im Halse fühle ich den Pulsschlag. Jetzt entscheidet sich alles. Zentimeterweise nähert sich meine rechte Hand dem dunklen Gegenstande. Jetzt berühren ihn die Fingerspitzen. Eine

Decke oder ein Mantel ist es. Liegt einer drunter? Vorsichtig drücke ich darauf. Da fühle ich Stroh darunter. Mit einem Ruck reiße ich die Decke an mich. Schlaff hängen meine Hände am Körper herab. Ich muß mich anlehnen. Habe ich einen Mantel in den Händen? Dann weiß ich auch das Regiment. Nun zurück! Schnell ein paar Papierfetzen aufgehoben. Hoffentlich ist ein Briefumschlag mit Adresse dabei. „Fähnrich, Ihre Hand!“ Mit einem Ruck zieht er mich aus dem Graben heraus. Er hat eine Konservenbüchse aufgehoben; auch diese kann uns dienlich sein. — Nun geht es zurück. Wir sprechen ziemlich laut. Bald haben wir das Drahthindernis hinter uns. Ohne große Vorsicht durchschreiten wir den Weg, den wir gekommen. Die Grenadiere werden über das Erkundete aufgeklärt. Sie schütteln ohne Glauben die Köpfe. Doch der Decke müssen sie glauben.

Meine Meldung wird vom Major gut aufgenommen: „Eine vortreffliche Meldung! Ich werde dafür sorgen, daß sie an höherer Stelle gewürdigt wird!“ Ein Zusammenschlagen der Hacken, und ich gehe stolz mit der eroberten Decke an meinen Platz im Schützengraben. —

Am nächsten Tage wurde diese Patrouille öffentlich belobt. — Ich hatte zwar keinen Mantel gefaßt — doch auch die Decke genügt. Sie trägt die Inschrift: 29 989 Saup 1912. Campement. Also französische, nicht englische Besatzung. Ferner ist durch diese Patrouille festgestellt worden, daß der Feind seine Stellung mit nur schwachen Kräften hält; denn sonst wäre das Geleistete unmöglich gewesen. — Soeben erhalte ich die Nachricht, daß mir das Eiserne Kreuz zweiter Klasse verliehen worden ist.

Aus schweren Tagen.

Aufzeichnungen des Hallenser Universitätsprofessors Dr. D.
aus den Kämpfen vor Paris im September 1914.

Bei E., den . . September.

Wir haben die Stellung gewechselt, hatten eine fünf-tägige Schlacht, seit 10 Tagen sind wir nicht mehr aus Kleidern und Schuhen gekommen, wir waschen uns hin und wieder, wenn wir Zeit und Wasser finden, brächte nur die Feldpost endlich Nachricht, weiter wünsche ich jetzt nichts.

Heute geht's zur Etappe, die Schwermüter, d. h. die schwermütigen Geschütze der Fußartillerie, knallen mächtig, mit einem Tag Unterbrechung sind wir volle sieben Tage in einer Riesenschlacht. Dabei wird man allmählich ruhiger.

Wir stehen noch immer in ununterbrochenem schweren Kampf und hoffen auf Erfolg. Wir leben von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, Werpflegung ist immer ganz gut, dagegen versagt die Feldpost vollständig. Die schweren Geschütze donnern, und wir warten das Weitere ab für einen Tag, der sehr schwer und möglicherweise entscheidend wird. Unser überanstrengtes Korps kam überraschend am... dicht bei Paris unter ihren Forts in ein entsetzliches Geschützfeuer, trotzdem hielt unser Korps das Feld, eine ungeheure Leistung. Granaten, Schrapnells hörte man näher pfeifen, als einem angenehm war. Unser Stab war wiederholt im Feuer, der Feind, dem hier das Gelände bekannt, beschöß mit größter Sicherheit jeden Kopf und Pferdeschwanz, der sich zeigte. Abend Abmarsch und Stellungänderung,

vom nächsten Morgen, Sonntag, den ... ab eine weitere viertägige entsetzliche Schlacht, man wird nervös oder gleichgültig und des Lärms müde, der kaum noch Eindruck auf einen macht. Ein Feldprediger ist auch gefallen, von einigen Regimentern waren wenig Offiziere übrig. Seit gestern wieder Schlacht, wie wir sehen, verstärkter Feind, aber ich denke, es wird gut gehen. Die Truppen halten sich, trotz Erschöpfung, unglaublich wacker. Montyon war eine Leistung ersten Ranges. Es scheint, daß der Feind seine stärksten Kräfte jetzt gegen uns, als Bedroher von Paris, wirft; man scheint aber bei uns auch gut orientiert und vorsorglich zu sein. Der Krieg ist in der Nähe schrecklich. Die Zerstörungen in Belgien hat sich die Bevölkerung durch ihr infam gemeines Benehmen selbst zuzuschreiben. Man ritt oft durch brennende Dörfer, aus deren Häusern noch immer auf unsere Truppen geschossen wurde; hier in Frankreich viel weniger Auffälligkeiten und Brände, wir schonen die Höfe. Wir hören nichts, sind wie abgeschnitten von der übrigen Welt. Hin und wieder hat einer eine Zeitung bekommen, auf die man sich stürzt. Wüßtet Ihr nur, wie man seit elf Tagen nicht aus den Kleidern und den Stiefeln gekommen, in der Wildheit, dem Schmutz, der Unbändigkeit und Größe, in der man lebt, sich sehnt nach einem Bericht aus der Heimat. Eben endlich gute Nachrichten aus dem Osten und Maubeuge. Wir sind in den furchtbar schweren letzten acht Tagen ganz bescheiden geworden; unser Korps hat die schlimmsten Leistungen zu bestehen gehabt und sich gut gehalten, nur dauert der Krieg wohl länger als man dachte.

Vor uns dauert die große Schlacht. Eben zwei Karten und eine Zeitung erhalten, aber keinen Brief. Die

Schlacht hat gestern wieder von neuem begonnen, ein hartnäckiger, verzweifelter Kampf von beiden Seiten, die Franzosen kämpfen umsichtig und sehr gut, mit dem Mute der Verzweiflung. Wir halten ein Dorf, das halb verlassen ist, die Verwundeten werden in der Kirche einstweilen hingelegt. Regen über Regen, mit der Verpflegung geht's im allgemeinen ganz ordentlich, zuweilen allerdings recht knapp, man hält viel aus, seit gestern Regengüsse, sonst war's immer heiß und staubig, wir halten eine Stellung und haben die Franzosen uns gegenüber, ihre Führung scheint durchaus gut. Infanterie weniger, Artillerie dagegen sehr gut. Unsere Ruhetage sind Schlachttage, die Franzosen haben ein wirklich sehr gutes Manöver versucht, uns völlig in den Wurstkessel zu bringen, unser Korps hat es aber vereitelt. Die letzten elf Tage waren schwere Schlachttage, jetzt sind wir wieder ruhiger, die Truppen halten sich ausgezeichnet, Zumutungen wie an die Unseren sind meines Wissens noch nie an eine Truppe gestellt worden, was die Menschen alles aushalten, ist ganz unbegreiflich.

In dem wüsten Zimmer eines ausgeleerten Cafés überreichte mir heute der... das Eiserne Kreuz. Es ist mir natürlich eine große Freude, denn wir haben in der Familie immer das Eiserne Kreuz gehabt.

Jetzt ist eine neue Armee vor uns heran, wir haben gehalten, und ich denke, wir kommen über diesen Berg. Jetzt scheint eine Pause, gestern nacht versuchte der Feind die ganze Nacht, durchzubrechen, fast die ganze Nacht Kanonendonner, Maschinengewehr- und Schützenfeuer, aber es ist ihnen nicht geglückt. Die Einwohner gaben immer Flammenzeichen, sind aber sonst ganz leidlich. Die Franzosen kämpfen verzweifelt und sind

hier gut geführt, ihre Artillerie ist vorzüglich, die schwere Infanterie taugt wenig; am 6. und 7. sah es gefährlich aus, doch scheint alles gut abgelaufen zu sein. Wir haben viel Verluste, doch immer noch mehr Menschen als sie, und das allein entscheidet, neben dem Willen zum Siege. Wir verhungern nach Nachrichten aus der Heimat, nach Briefen und Zeitungen, aber es kommt nichts.

Von der „fleißigen Berta“.

Schilderung eines Artillerieoffiziers von der Einnahme von Manonviller.

Die Franzosen hatten geglaubt, in ihrem Sperrfortgürtel an ihrer Ostgrenze einen Schutz zu besitzen, der das Eindringen der deutschen Heere für lange Zeit aufhalten könne. Nun ist Manonviller, das stärkste Sperrfort, gefallen, und damit die Hoffnung der Franzosen getäuscht worden. Geradezu niederschmetternd muß diese Nachricht auf sie gewirkt haben. Bis dahin hatte man sich in Paris damit trösten können, daß Lüttich und Namur durch belgische und französische Werke geschützt gewesen seien, und daß Longwy, die erste französische Festung, die in diesem Krieg von den Deutschen genommen wurde, keinen Vergleich mit dem gewaltig starken und modernen Sperrfort Manonviller aushalten könne. Nun ist ihr stärkstes Bollwerk in der ersten Verteidigungslinie am 27. August nach dreitägiger Beschießung durch unsere schwere und schwerste Artillerie vernichtet worden. Damit wurde der Weg und die Eisenbahn Straßburg—Aricourt—Paris frei.

Das Fort liegt auf einer Anhöhe nördlich von dem

Kleinen Flecken gleichen Namens und hat außer mehreren Hartgußpanzern, in denen je zwei Geschütze stehen, verschiedenen freistehenden Geschützen und Maschinengewehren drei sog. Galopin=Schnellfeuertürme als Hauptverteidigungsmittel. Der Turm ruht auf einem Pivotblock, der vor dem Schuß die Decke hebt, die Rohrmündung freilegt und sich nach dem Schuß automatisch senkt, von uns also nur im Moment des Feuerns entdeckt werden konnte. Der Stahl ist besonders gehärtet und galt als unzerstörbar. Unsere Heeresverwaltung mußte sich sagen, daß bei diesem Verteidigungsmittel unsere 21-cm=Mörser, die wir bei der schweren Artillerie führen, und die schon Hervorragendes leisten, versagen würden. Man ging deshalb schon in den neunziger Jahren daran, durch Krupp besonders schwere Mörser konstruieren zu lassen, die auch diesen Stahl zu durchschlagen vermochten. Ihr Kaliber wurde immer größer gewählt, bis auf 42,5 cm.

Mit zweien solcher Riesenmörser zogen wir über Deutsch-Abricourt, Blamont, Chaselle vor das feindliche Fort. Am 26. August waren wir nach zweitägigem Deckungsbau mit nur einem Geschütz feuerbereit, denn der lothringische Tonboden war nach dem Regenguß sehr schwer zu bearbeiten. Und während um 8 Uhr der erste Schuß abgegeben werden konnte, wurde das zweite Geschütz im Laufe des Tages eingebaut. Niemand von uns hatte im Frieden von diesen schweren Geschützen etwas gewußt, kein Kanonier hatte daran exerziert, aber ein Kanonier muß alles im Augenblick erlernen. Und es ging, wenn sich auch manches Hindernis entgegstellte. Jeder war auf den „Ton“ unserer „fleißigen Berta“ gespannt: ein gewaltiger Krach, ein unheim-

liches Heulen in den Lüften! Der erste Gruß auf 7900 m Entfernung war dem Feind entgegengesandt worden. Aber der Feind hatte uns und unsere Dampflokomotiven („Dampfesel“), die uns in Stellung gefahren hatten, entdeckt. Er antwortete mit einer Schrapnellsalve, die aber 300 m zu kurz liegt. Dann schweigt er: er weiß, daß seine Geschütze uns nicht erreichen. Schuß auf Schuß fällt von unserer Seite. Am Abend läßt der Feind seine Scheinwerfer spielen, seine Maschinengewehre knattern. Wie wir hörten, waren die bayrische Infanterie und die Pioniere von allen Seiten in die Nähe des Forts gelangt. Da läßt sich auch seine Artillerie wieder hören, und nun viel lebhafter als am Tage: „Bumm, bumm!“ Es sind die beiden Geschütze der Hartgußpanzer, die beieinander stehen. Die Galopintürme hatten wir durch Bolltreffer am Tage erledigt.

So verging die regnerische Nacht, in der auch unser Feuer nicht verstummte. Am 27. August, nachmittags 5 Uhr, befiehlt unser Hauptmann v. Th. durchs Telephon: „Feuerpause!“ und gleich darauf kommt die Nachricht: „Das Fort hißt die weiße Flagge!“ Ein dreifaches Hurra stimme ich als Batterieoffizier mit meiner Geschützbedienung an, und dann eilen wir hinauf auf die umliegenden Höhen. Da liegt das Fort. Wie Pilze schießen die Pioniere und die Infanteristen aus der Erde. Enttäuschung liegt auf ihren Gesichtern, denn die Artilleristen haben sie um ihren Ruhm gebracht. Sie, die todesmutigen Bayern, wollten in der nächsten Nacht den Sturm ausführen.

Am folgenden Tage hatte ich Gelegenheit, das Fort zu besichtigen, es war ein großer Schutthaufen. Alle Panzertürme waren trotz ihrer Stärke von 40 cm durch-

schlagen, die Decke lag in Teilen auf den Geschützen. Ein Galopinturm war dadurch außer Gefecht gesetzt worden, daß eine Granate sich dicht daneben in den Betongürtel eingebohrte hatte. Durch die Erschütterung war die Hebevorrichtung unbrauchbar geworden. Die Grabenwehren waren wie durchsiebt, und die Drahtverhaue lagen wie gemäht da. Eine Granate unserer „fleißigen Berta“ war durch den fünf Meter hohen Erdwall gegangen und hatte dann noch die starke Betondecke über einem Gang durchschlagen. Die Sprengstücke waren dann den Gang entlang geflogen und die giftigen Gase hatten zu den Mannschaftsräumen Eingang gefunden.

Wir durchkletterten das Innere des Forts. Ein betonierter Gang führte uns an dem Raum vorbei, in dem die Maschinen und die Elektromotoren aufgestellt waren, die für Licht und Durchlüftung zu sorgen hatten. Hier war alles in bester Ordnung, nur deutsche Mechaniker bedienten sie. Die Mannschaftsräume lagen unbeschädigt da. In den Provianträumen lag noch für sechs Monate Vorrat. Auch ein Lazaretraum fehlte nicht. Wüßt sah es in den Gängen zu den Panzertürmen aus; da lagen Glühzündschrauben, Zünder, Zündladungen, Geschosse, zerschossene Scheinwerfer usw. durcheinander. Als wir unseren Rundgang beendet hatten, war die Besatzung des Forts in Stärke von 740 Mann vor dem Eingang angetreten. Alles große Gestalten; ihnen war gestattet worden, die beste Montur vor dem Ausrücken in Gefangenschaft anzulegen. So zogen sie zu zweien an uns vorüber, froh, aus der „Hölle“ entlassen zu sein. „Wären wir hier länger geblieben, wir wären durch die Gase erstickt“, hatte

der Befehlshaber bei der Übergabe geäußert. Als die Leute an ihren Offizieren vorbeikamen, da verabschiedeten sie sich von ihnen zum Teil durch Handschlag oder Kuß. So zogen sie hin, eine lange Reihe, unter sicherer Bedeckung in die deutsche Gefangenschaft. Nur zwei Tote und 20 Verwundete ließen sie zurück, uns aber hatte der Fall von Manonviller keinen Tropfen Blut gekostet dank der schweren Artillerie.

Im Feuer.

Gefechtslage: Feind aller Waffen in Richtung E.—S. gemeldet. Das Bataillon greift an!

Zu beiden Seiten der Chaussee nach E. seitwärts gestaffelt nähert sich das 3. Bataillon dem Orte E. Die 10. Kompanie, auf der Straße marschierend, erhält den Auftrag, Höhe 204 zu besetzen und zu halten. Der dritte Zug folgt als Unterstützung. Kaum daß wir den Eingang des Dorfes erreicht haben, prasseln die ersten Geschosse von Höhe 204 auf uns nieder. Eine abgeseffene Kavalleriepatrouille schickte uns ihre Bohnen zum Gruß. Der erste Zug nimmt einen Moment das Feuer auf. Dann geht's vorwärts die Anhöhe hinan. Die französischen Kavalleristen haben das Feld geräumt, und im Nu befinden sich unsere beiden ersten Züge im Infanteriefeuer. Aus den Hecken auf der Höhe speien bald hundert Gewehrläufe Hagel und Bliß zur gegenüberliegenden Pappelallee hinüber. Einen Moment stockt der Gegner. Bald jedoch nimmt er den Angriff wieder auf. Links und rechts vor uns und unten im Tal wimmelt es von Rothosen. Die beiden Züge der 10. Kompanie sehen sich einer gewaltigen Übermacht gegenüber.

Mir hatte der Major den Zug aus der Hand genommen und ihn selber in Stellung gebracht links seitwärts im Rechtwinkel zur Kompagnie. Von hüben und drüben sausten die Geschosse über uns weg. Wir sahen keinen Gegner, da er in guter Stellung lag. Vor uns wirbelten die französischen Granaten hohe Staubwolken auf oder kreppten über den Dächern von B. Noch immer war kein Feind zu sehen. Der Bataillonskommandeur hatte sich, um die nachfolgenden Kompagnien heraufzuholen, entfernt, nur der Adjutant liegt noch in meiner Linie. Ich höre deutlich, wie mein Hauptmann melden läßt, er sehe sich einer großen Übermacht gegenüber und bitte dringend um Unterstützung. Ich frage an beim Adjutanten, ob ich liegen bleiben muß. „Ja! Vorläufig!“ Er erhebt sich und geht ins Dorf zurück. Kaum ist er meinen Blicken entschwunden, da war ich mir schlüssig, daß ich handeln müsse. Zwei Mann vom rechten Flügel zum Herrn Hauptmann, ob ich ihn unterstützen solle. Bange Minuten vergeblichen Wartens! Die Patrouille kommt nicht mehr zurück. „Liegen bleiben!“ Nun fause ich selber los zu meinem Chef. Unterwegs erhalte ich Befehl: „Dritter Zug soll links verlängern und Feind abhalten!“ Nie bin ich so schnell über die Stoppeln gesauft. „Zug auf! Rechts um, marsch, marsch! Folgen!“ Heraus fährt der blanke Stahl aus der Scheide. Ich sehe eine Lücke in der Gartenmauer: „Hier herein! Die Hecke besetzen! Löcher schlagen! ... Herr Hauptmann! Welches Visier!“ — „Visier 700!“ — „Halblink vor uns in der Pappelreihe Schützen! Visier 700! Schützenfeuer!“

Gerade macht der Gegner einen Sprung. Aber nur

einige Schritte, und wie vom Donner betäubt, schlägt die ursprüngliche Linie zu Boden. Unsere Leute haben gut gezielt. Wie erstarrt liegt die Linie am Boden. Allmählich beginnt es erst drüben: „täck, täck!“ Zischend und surrend umsausen uns die Geschosse. „Herr Zugführer, von links feindliche Schützen!“ (Die Gefechtspatrouille bringt die Meldung.) Donnerwetter, links in der Flanke! Der Zugführer springt hoch, mit ihm sein Schützer und noch fünf bis sechs Mann. Mühsam zwingen die Leute ihre Gewehrläufe durch die meterdicke Hecke. Sie rufen: „Wir sehen nichts!“ — „Gewehr her!“ Dem nächststehenden Mann das Gewehr entreißend, kniet der Zugführer am Boden. Die Mündung fest gegen den armdicken Heckenstamm gedrückt, kracht die Waffe wie berstend auf! Die Schulter schmerzt ob der Wucht des Gegenstoßes. Aber wie vom Blitz geschmettert hängt der Stumpf in der Loh. Exempla trahunt — im Nu haben die Leute die Situation erfaßt. In weniger als fünf Minuten sind auf die gleiche Art zwei mächtige Öffnungen eingesprengt.

„Achtung!“ Zweiter Halbzug zur Besetzung des Ackerterrains links um, marsch, marsch! Hier durch diese Löcher — links heraus schwärmen!“ Die Wackersten eilen voraus. Fünf bis sechs Säumige holt der Führer, sie etwas unsanft anfahrend, persönlich herüber. Die grüne Hecke im Rücken, vor uns eine Tal senke, überragt von der Pappelreihe — ein Schußfeld von 1800 und mehr! Ein wütendes Gewehrfeuer zeigte uns, daß der Gegner unsere Bewegung erkannt hatte. Aber bald war es merkwürdig stille geworden. Sowie wir lagen und unsere Geschosse ihm um die Ohren pfiffen, verstummte sein Feuer fast ganz. Im trockensten

Ackerboden war die Lage unserer Geschößgarbe tadellos zu beobachten. Sie saß!

Da, was ist das?! Inmitten der feindlichen Schützenlinie steigt eine gewaltige schwarze Rauchsäule auf. Wir sahen, wie die Franzosen meterhoch geschneit wurden. Ein furchtbarer Schlag traf unser Ohr. „Hurra! unsere Artillerie!“ Und nun hub ein Schauspiel an, das zu schildern mir unmöglich ist. Granate auf Granate grub sich ein, manche wie abgezirkelt, mitten in die Linien. Was nicht dem Eisenregen unserer schwarzkräftigen Kameraden zum Opfer fiel, erlag unseren Infanteriegeschossen.

Ich kann diese Zeilen nicht schreiben, ohne einer Szene Erwähnung zu tun. Die Panik des Gegners war unbeschreiblich. Ein Halten gab es nicht mehr! Da, mit hochgeschwungenem Degen stellt sich ein französischer Offizier seinen weichenden Leuten in den Weg. Sie machen auch kehrt und nehmen das Gefecht wieder auf. Ein neuer Sprung führt sie bis auf 500 m an uns heran. Unsere Leute räumen furchtbar unter ihnen auf. Neuer Schrapnellhagel prasselt nieder. Zurück gehen die Rothosen abermals in wilder Flucht. Nur einer bleibt stehen, der Offizier. Nicht lange ...

Halb links im Haferfeld feuert eine feindliche Batterie, jedoch nicht auf uns, sondern nach J. herüber. Bald wurde ihr Feuer langsamer, bald hörte es ganz auf. Wir mußten kaum noch ihren Stand. Da ... „Herr Zugführer, auf der Höhe Artillerie!“ Das Glas hin! Eine mächtige Staubwolke wälzt sich dort vor, daraus ragt hier und da ein Pferdekopf oder eine halbe Reiterfigur. „Stopfen!“ lautlose Stille. Wie erstarrt liegen die Schützen da, den Kopf gewandt zum Führer. Ge-

radeaus am Ende der Pappelreihe anfährende Artillerie! „Bisier?“ „1500, 1600, 1700!“ hallt es wider. „Bisier 1400 und 1600! Legt an! Feuer!“ Ratsch!!! Zum Teil zu kurz. „1400 in 1700 umstellen! Schützenfeuer! Patronen heraus!“ „Ah ... ah!“ gellt es durch unsere Feuerlinie, denn deutlich sehen wir die Wirkung unserer Geschosse. Kaum 25 Sekunden dauerte unser Schnellfeuer. Drüben ein Durcheinander von Pferden und Fahrgerät, dann ist alles verschwunden.

„Artillerie verschwunden! Bisier 900! Der linke Flügel: rechts schwenkt, marsch, marsch! Auf den abziehenden Gegner dort drüben in den Hafergarben Schützenfeuer!“ Wie auf dem Exerzierplatz ruhig wird die Richtung aufgenommen, und bald strecken unsere Schützen auch dort im goldenen Fruchtfelde manchen nieder. Haufenweise fand man am anderen Morgen die Gefallenen hinter den Garben geschichtet.

Der hereinbrechende Abend fand unser Korps auf der ganzen Linie siegreich. Leider wurde mir die Bitte, gleich vorzugehen, um die stehengebliebene französische Batterie uns zu holen, nicht gewährt, da Befehl von oben kam, die Stellung nicht zu verlassen.

In diesem Kampf fiel u. a. links neben mir ein Mann mit Kopfschuß, während mein Entfernungsschäfer bei unserer Sprengarbeit in der Hecke den rechten Oberarm durchschlagen bekam.

Ich habe bis jetzt noch nicht eine Minute meinen kühlen Verstand verloren. Habe absolut, wie es mir scheint, keine Nerven. Des bin ich froh! Freue mich auf den kommenden Frieden. Es ist ein eigenes Gefühl, sich sagen zu können: All das hast du selber mit erstritten. All das Blut, das fließt, all die Wunden, die man

schlägt, sie sind schrecklich in der That, ihr Zweck jedoch unendlich schön und erhaben. Es ist erhebend, zu sehen, wie Männer sich todesmutig dem Eisenhagel entgegenwerfen! Die Erkenntnis der Stunde und des Vaterlandes Not wirkt Wunder von Stunde zu Stunde.

Gefangenenelend.

Von einem Sanitätsunteroffizier.

Die Aufnahme und Verpflegung auf den Haltepunkten war tadellos und reichlich. In Donaueschingen war die Fürstin von Fürstenberg selbst auf dem Bahnhof, um für Offiziere und Mannschaften zu sorgen. Straßburg erreichten wir nachts, und in den taghellen Strahlenkegeln der Scheinwerfer, die nach Flugzeugen spähten, erkannten wir erstmalig sinnfällig den Ernst des Krieges.

In Schlettstadt erhielt jeder Munitio für Karabiner oder automatische Pistole. Hinter Schlettstadt bekamen wir nun schon die Spuren stattgefundener Kämpfe zu Gesicht, auch frische Gräber. Die Station war durch Eisenplatten und Sandsäcke geschickt gepanzert und bot den eingebauten Maschinengewehren gute Deckung. In Markkirch, der Endstation kurz vor der Grenze, verließen wir die Eisenbahn und setzten uns unverzüglich in Marsch. Unsere Pferde taten brav ihre Pflicht. So konnten wir den 800 m hohen Paß und damit die Grenze in zwei Stunden erreichen und waren um Mitternacht im strömenden Regen im Thal, von den Soldaten nur noch Todestal genannt; es war der Schauplatz erbitterter Kämpfe in den letzten vergangenen Tagen. Links und rechts der Straße sahen wir Artillerie-

stellungen mit Unterständen, wo sich vordem die Franzosen höchst gemütlich eingerichtet hatten. Sie hatten da auf Polsterstühlen an weißgedeckten Tischen bei Grammophonmusik gespeist und Sekt getrunken, bis die deutschen Granaten dazwischen gefahren waren. Der scheußliche Geruch von Verwesung, der uns da zum ersten Male in die Nase fuhr, kam von den getöteten Pferden, die bespannungsweise noch herumlagen. Die eroberten Feldgeschütze standen die Straße entlang.

In Le Repas, das einige Stunden vorher erst gesäubert war, fanden wir Sanitäter Massenquartier. Im Morgengrauen ging's weiter. Unser Befehl lautete, bis kurz vor Dié vorzurücken und uns dort einzurichten. Durch eine Anzahl Dörfer ging unser Marsch, wo wir höchstens einen Greis zu Gesicht bekamen, desto mehr aber Federvieh, das wir mit unserem Kochgeschirr später bekannt machten. Vorgerückt bis auf die Höhe bei Haut-Mandray, hatten wir eine prachtvolle Übersicht des weiten Talkessels, in dem auch St. Dié liegt. Ein heftiger Geschützkampf tobte dort. Die französischen Batterien, dem Gelände entsprechend unregelmäßig verteilt, feuerten auch unregelmäßig. Unser Weg führte uns jetzt hinab in das Dorf Haut-Mandray, wo unser Kriegsdienst ein unerwartetes Ende finden sollte.

Mittlerweile war der Abend hereingebrochen. Scharfäugige Oberbayern unter uns hielten schon seit Stunden die Höhen um uns nicht für rein, was wir nunmehr zu spüren bekamen. Kurz vorher waren wir zwischen Munitionskolonnen, die aus 120 Wagen mit je sechs Pferden bestanden, gekommen. Ihnen galt der Überfall durch die 13er Chasseure. Plötzlich gab es von allen Seiten Infanterie- und Maschinengewehrfeuer.

Wir, das Feldlazarett, wollten noch seitlich durchbrechen unter dem Schutze der Genfer Flagge. Der Chefarzt wollte aber nicht. Wie recht er hatte, in der Nähe zu bleiben, sahen wir bald, denn es gab sofort Arbeit genug für uns. In einem Bauernhause, mitten im feindlichen Feuer, wurden die Notverbände angelegt. Die Leichtverwundeten wurden in der benachbarten Schule auf Stroh gelegt, während die Schwerverwundeten bei uns blieben. Zwei Mann starben uns unter den Händen. Mit den übrigen 30 haben wir uns die Nacht hindurch beschäftigt.

Inzwischen war die Übergabe der Munitionskolonnen erfolgt. Von uns war ein Parlamentär dabei, dem versprochen wurde, das Rote Kreuz zu achten. Nur mußten wir die Waffen ablegen und durften das Haus nicht verlassen, außer zum Verwundetentransport. Die Toten wurden von den Chasseuren mit Ehrenbezeugung bedacht.

Früh im Morgengrauen holte man uns von unseren Verwundeten weg. Die Chasseure rechts und links unserer Marschkolonne, trieben uns zu großer Eile. Hinter uns schlugen deutsche Granaten ins Dorf ein; noch sahen wir den Kirchturm stürzen. Der Kampf hat dann vier Tage dort getobt, und unsere Verwundeten blieben solange mit ihren Notverbänden liegen.

Uns jagte man auf gedeckten Wegen drei Stunden weit durch feindliche Stellungen und Truppen bis Fraize. Hier durften wir mehrere Stunden verschnaufen. Die gedrückte Stimmung wurde noch schlimmer durch die Ankündigung eines französischen Offiziers, wenn einer unter uns einen Fluchtversuch mache, würden 15 andere erschossen. Diese Schärfe war deshalb, weil angeblich deutsche Soldaten verwundete französische Offi-

ziere getötet hätten. Natürlich war das frech erlogen. Alle Messer, Bestecks, Taschenlampen usw. nahm man uns ab. Die verwahrloste Bande hat solche schönen Sachen vorher nie gesehen.

Unsere weitere Fahrt ging jetzt in elf Autobussen über eine Paßhöhe bis Gerard-Mer. Kurz vor dem Orte ordneten wir uns zur Marschkolonne. Unter starker Bedeckung, darunter französische Offiziere hoch zu Roß, mußten wir durch den ganzen Ort marschieren. Ein Theatercoup!

Jetzt ging unsere Fahrt in Viehwagen zu je 40 Mann mit vier Posten in zwei Tagen und zwei Nächten ohne Unterbrechung in langsamer Triumphfahrt über Epinal, Gray, Chalons, Le Creusot, St. Germain, Roanne, Etienne bis Mont-Brisson, unserem Gefängnis.

Auf dem ganzen Transporte machten wir die bösesten Erfahrungen. Besonders im Grenzgebiete war die Bevölkerung fanatisch gegen uns eingenommen. Mancher von uns glaubte, sein letztes Stündlein habe geschlagen, so benahmen sich die Bestien! Der Zug hielt in jeder Station; stets erwartete uns schon das Volk in dichten Reihen, mit großem Geheul und Gejohle. In die Wagen regnete es Steine. Besonders waren die Franzosen erpicht auf unsere Helme, Feldmützen, Mäntel. Wohl die Hälfte verlor so ihre Kopfbedeckung. Wenn sich die Posten unser nicht angenommen hätten, wären wir auch ganz ohne Wasser geblieben. Das Entgegenkommen bei diesen war sicher auch mehr Angst vor den stämmigen Bayern, die recht grimmig dreinschauten.

Einmal sprang ein französischer Offizier zwischen unsere Reihen und entriß uns einen Helm, ein anderer ließ einen Mann festhalten und schnitt sich Uniform-

Knöpfe ab; aber hinten zugeschlagen wurde auch, und selbst unsere Offiziere blieben nicht verschont. Die Weiber waren die schlimmsten. Wenn die Lage nicht so ernst gewesen wäre, hätten wir an den hysterischen Gebärden und dem Herumspringen Spaß haben können. Eine alte Megäre versetzte einem Manne einen Messerstich dicht über dem Auge! Ist so etwas in Deutschland denkbar? Und das alles den berufenen Dienern des Roten Kreuzes! Unter der Genfer Flagge! Es ist geradezu unerhört! Und solche Roheiten verüben die Franzosen fortgesetzt. Sie durften uns ja gar nicht gefangennehmen. Im Feldzuge von 1870/71 hat ein einziger solcher Fall, den selbstverständlich auch wieder die Franzosen verübten, bei allen Kulturvölkern die größte Empörung hervorgerufen.

In Mont-Briffon kamen 162 Mann ins Schulhaus, der Rest von 131 Mann in den Saal des Gerichtsgebäudes.

Wir lagen auf altem Stroh, ohne Decken, aber mit viel Ungeziefer, ein Mann dicht neben dem andern. Zum Waschen war ein Wasserhahn auf dem Hofe. Dort durften wir uns früh und abends je eine Stunde bewegen. Jeden Tag gab's um 11 Uhr Suppe mit einem kleinen Stück Rochfleisch, um 6 Uhr abends Erbsensuppe. Den Morgenkaffee bezahlten wir. Verschiedene Kameraden hatten größere Geldsummen bei sich, so konnten wir für teuren Preis die notwendigsten Bedürfnisse, wie Seife, Wäsche und Ergänzungen unserer mageren Gefangenenkost kaufen. Der im Lande sehr billige Rotwein wurde uns auf höheren Befehl sehr bald wieder verwehrt. Jede Woche einmal machten wir morgens von 6 bis 8 Uhr einen Marsch. Sonstige Beschäftigung

gab's nicht. So bildeten sich schnell Larock-, Skat- und Schachgesellschaften. Als unsere Ärzte auf Anfrage von einer Schweizer Bank für 100 Mark Papiergeld 120 Frank angeboten bekamen, erhielten wir so erstmalig indirekt eine gute Nachricht von Deutschland. Die Franzosen gaben uns für 20 Mark Gold 20 Frank. Zweimal wurde uns gestattet, eine kurze Nachricht an unsere Angehörigen zu senden. Es ist aber nur ein Teil an die Empfänger gelangt.

Die Bewachung besorgten wacklige Territorialtruppen von höherem Lebensalter, die sich zum Teil noch nicht einmal recht aufs Gewehrladen verstanden. Was diese uns vom Kriege erzählten, und mit welcher Überzeugung, war rührend. Wenn man ihre Mitteilungen summierte, gab's überhaupt keinen deutschen Soldaten und keine Flotte mehr. Zum Ende stellten wir täglich Hypothesen auf, was es wohl wieder für großartige französische Siegesnachrichten geben würde. Späterhin bekamen wir kleine Erleichterungen. Es waren Nachrichten französischer Kriegsgefangener aus Deutschland eingetroffen, in denen diese die gute Behandlung rühmten. Viel konnte man uns nicht bieten, weil die Franzosen nach unseren Begriffen anscheinend sehr bescheiden leben.

Nach 20 Tagen kam die Befreiungstunde, aber nur für's Feldlazarett, nicht ohne daß vorher genau untersucht wurde, wer wirklich dazu gehörte. Die Ärzte mußten sich einer Prüfung auf Echtheit unterziehen. So auch unser Feldgeistlicher, dem man verboten hatte, Andachten oder gar die heilige Messe mit den Mannschaften abzuhalten.

Zu unserem neuen zweitägigen Menagerietransport

in Viehwagen erst über Roanne, St. Germain, Char-
mont, dann östlich über Etienne-Lyon, Culur, Basel,
Freiburg, bekamen wir für drei Tage Proviant mit, be-
stehend aus Brot, Hartwurst und Käse. In Clermont
stiegen noch 20 preußische Leidensgenossen ein. Ihnen
ist es noch viel schlechter ergangen. In 900 m Höhe
haben sie in luftigen Bretterbuden auf Stroh geschlafen.
Der geringste Verstoß wurde mit Arrest bestraft. So
bekam ein biederer Thüringer, der sich mit einer fran-
zösischen Feldmütze, die er selbst trug, weil er seine
deutsche nicht mehr hatte, harmlosen Sinnes die Stiefel
abstaubte, nicht weniger als 14 Tage Arrest, denn
die Tat war beleidigend für die Grande Nation! Einen
Leutnant haben sie drei Tage eingesponnen, weil er seinen
Teller versehentlich zerbrach.

In Clermont und Lyon war nochmals große Kontrolle.
Trotzdem haben wir einen Münchener durchgeschmuggelt.

Auf der ersten Schweizer Station verabschiedeten sich
unsere Posten französisch, und Schweizer Militär hieß
uns in schöne D=Zug=Wagen umsteigen. Die Stations=
wachen traten alle unter Gewehr und erwiesen uns
militärische Ehrenbezeugung. Die Stadt Genf bewirtete
uns mit einem tadellosen Abendessen. Auf der Fahrt
gab's fernerhin so viel Verpflegung, daß unsere Klein=
gewordenen Magen nicht mehr mittun konnten. Das
warme Essen wiederholte sich am Morgen in Basel,
wo wir mit Liebesgaben überschüttet wurden. Der Stadt=
kommandant, ein Oberst, bemühte sich persönlich um
uns.

Zu Fuße ging's durch die Stadt zur deutschen Grenze.
Wie wir uns da freuten, beim Übertritt auf deutschen
Boden, begrüßt von badischen Landwehreuten, wissen

nur die, welche dabei waren. Auf der weiteren Fahrt wurde die große Mundharmonika herausgeholt, die wir gerettet hatten, und angestimmt. Was wir hinübergesungen haben nach den finsternen Bogesen, kann sich jeder leicht denken. In der Gefangenschaft ist uns in manchen Punkten klar geworden, wie es kommt, daß Frankreich sich immer wieder in Kriege hineinstürzt. Die Unwissenheit und Verhezung durch die Schule, Behörden und vor allem die Zeitungen ist mitunter erstaunlich. Selbst gebildetes Publikum, das an unsere Wagen trat, geriet in größte Aufregung, wenn von uns einer sagte, die Zeitungen blieben nicht bei der Wahrheit. Wir waren bei der Rückfahrt weniger ängstlich. Bei der lebhaften Veranlagung der Franzosen gab's da für uns mitunter Spaß, wie sie ihre Wut in heftigen Gebärden zum Ausdruck brachten. Die Landleute unter uns aber schüttelten den Kopf über die nachlässige Wirtschaft auf den Feldern und in den Dörfern. So, wie die Eltern es trieben, setzen die Jungen die Wirtschaft fort. Ohne Sinn und Wunsch für Verbesserungen. Wozu auch, sie glauben, die höchste Kultur zu haben.

O du fröhliche . . . !

28. Dezember (aus dem südwestlichsten Zipfel unserer Schützenlinie).

Unser Regiment liegt etwa 15 km südlich . . . Die Stellung ist in dieser Linie stark vorgeschoben und schiebt sich fast wie ein Keil in die Linie der Franzosen hinein. Die Folge ist, daß wir sehr viel Flankenfeuer bekom-

men. Besonders in den letzten acht Tagen hatten uns die Franzosen stark „behackt“, so daß wir nicht mit den schönsten Gefühlen am 25. in Stellung gingen; denn jeder Deutsche ist gern an diesem Feste mit seinen Gedanken anderswo als bei den Franzosen, weshalb wir sie zu allen Teufeln wünschten. Ob nun die Gegner ähnliche Gedanken hatten — jedenfalls sei festgestellt, daß sie sehr anständig waren und die Nacht und der folgende Tag sehr ruhig verliefen. Knallen müssen ja die Franzosen immer, aber solange sie nicht allzusehr mit Eisen werfen, kümmert sich kein Mensch darum. Mit Einbruch der Dunkelheit setzte die Weihnachtsstimmung ein. Miniaturbäumchen wurden angebrannt, und leise hörte man hier und da Weihnachtslieder anstimmen. Da, gegen $\frac{1}{2}$ 9 Uhr, ertönt Musik; Se. Hoheit, unser Herzog, hatte bestimmt, daß vier Mann der Regimentsmusik im Graben an verschiedenen Stellen spielen sollten. Noch nie hat mich ein Weihnachtslied so tief ergriffen wie an diesem Abend. Wie himmlische Musik klangen die Weisen durch die sternenhelle Weihenacht, so herzergreifend, so überirdisch, daß keiner, der junge Krieger wie der Landwehrmann, sich seiner Tränen schämte. Auch die Franzosen schienen befangen, denn kein Schuß fiel von ihrer Seite; es war eine stille, eine heilige Nacht. Da, als die Musik verstummte, ruft plötzlich eine Stimme von drüben auf gut deutsch: „Mehr Musik!“ — Der Bann war gebrochen. Wir kletterten auf die Wälle, und es entspann sich folgendes Zwiegespräch. Der Franzose: „Was für Landsleute seid ihr?“ — Wir, wie aus einem Munde: „Bayern!“ — „Habt ihr Bier?“ — „Genug noch für euch!“ — „Kommt doch herüber, wir haben Rognaß,

Zigaretten, Schokolade!“ — „Wir auch, vielleicht mehr als ihr, außerdem ist es zu Weihnachten bei den Deutschen schöner!“ — „Macht Frieden! Berlin kaputt!“ — „Hast recht, denn die Russen sind drin, als Gefangene!“ — So haben wir uns unterhalten; das war natürlich nur möglich infolge der großen Ruhe, die herrschte, und weil wir sehr nahe aneinander liegen. Dann fingen wir an zu singen: „Stille Nacht, heilige Nacht“, und von Gruppe zu Gruppe pflanzte es sich durch den ganzen Schützengraben fort. Als wir aber die „Wacht am Rhein“ fangen, setzten die Franzmänner auch ein und fangen die Marseillaise. Zum Schluß machten sie: „Un, deux, trois: hurra!“ Wir natürlich noch lauter, so daß ein furchtbares Schreien entstand. Bald fangen wir, bald sie — es war der reine Sängerstreit. Schließlich trat Ruhe ein — es war 12 Uhr geworden.

Als wir am andern Abend unter dem Gesange von Weihnachtsliedern ins Quartier einrückten, war keiner, der es bereute, dieses Weihnachten im Schützengraben gefeiert zu haben, denn stimmungsvoller und zugleich lustiger konnte es drin nicht gewesen sein. Für uns war noch Feier mit Bescherung angesetzt. Jeder erhielt reichlich; hatte doch in der Heimat jeder sich angestrengt, etwas für unsere Krieger zu tun! Noch lange saßen wir beisammen und freuten uns, daß wir alle glücklich beisammen waren; aber immer wieder hörte man: „Das Weihnachten im Schützengraben wird mir unvergeßlich bleiben!“ Das nächste Mal hoffentlich daheim!

Aus der Schlacht bei Soissons.

Höhle Hamburger Hafen, 15. Januar.

Wie Ihr aus den Zeitungen gelesen haben werdet, ist es uns gelungen, dem Gegenstoß zu widerstehen und darauf einen gewaltigen Vorstoß zu machen. Unsere Artillerie hat von morgens bis abends gekracht, so daß die französische zuletzt vollständig schwieg und ausrückte... Meine Höhle ist mit einem Schlage ein Sammelpunkt von Offizieren geworden und führt seit mehreren Tagen den Namen „Feldartillerietelephonzentrale“. Aus dem Namen geht wohl schon genug hervor. Sämtliche Befehle gehen hier durch meine Leitungen, und ich habe mit meinen beiden Unteroffizieren ununterbrochen zu verbinden und zu übermitteln. Ebenso interessant wie anstrengend. Von der vordersten Kampflinie bis ganz hinten zum Armeeoberkommando und zur Division rasen die Gespräche hin und her, wichtige Befehle, geheime Befehle jagen sich mit Beobachtungsangaben der Infanterie, die unser Artilleriefeuer auf die wichtigsten Punkte leiten. Hand in Hand arbeiten wir mit unsern tapferen Schützen. Befehlsempfänger, Meldegänger laufen ein und aus, jeder eine wichtige Meldung bringend, die sofort zur 1., 2., 3. Feldbatterie oder zur 15-cm-Haubitzbatterie oder eiligst zur Fußartillerie fliegen sollen. Man kommt nicht zum Aufatmen. Der Schweiß steht in dicken Tropfen auf der Stirn, aber mit eiserner Energie hängt man an den Drähten, redend, rufend, brüllend, schimpfend, unausgesetzt, ohne Pause.

Draußen das wilde Toben der Schlacht, brüllende Kanonen, pfeifende Geschosse, platzende Granaten, ein

wildes Brummen und Beben der ganzen Erde, der ganzen Luft. Da, ein Getöse wie in der Unterwelt, unsere Höhle scheint einstürzen zu wollen, von der Felsdecke stürzen faustgroße Steine, der Atem stockt und ein entsetzlicher Druck in der Luft scheint einem die Brust eindrücken zu wollen. Was ist das? Die jungen Krieger beben und erbleichen, aber ein kurzer, viel-sagender Blick der alten Krieger, und die jungen Krieger, die eine richtige Schlacht noch nicht mitgemacht haben, werden wieder ruhig und arbeiten weiter. Es ist ja auch nur eine kleine Stinkbombe von 24 Zentimetern, die hier in unserer Nähe eingeschlagen ist. Der erfahrene Krieger weiß, daß sie nicht direkt auf die Höhlendecke geschlagen ist, und läßt sich darum in seinem Gespräch gar nicht stören, denn er weiß, daß jeder verzögerte Befehl viel deutsches Blut kosten kann. Unterdes wogt die Schlacht hin und her: „Unsere Infanterie geht zurück und hat die Fühlung verloren. Die 1. und 3. Kompagnie vom Regiment ... sind verschwunden“ oder „Höhe ... soll sofort im Sturm genommen werden!“ „Das 1. Bataillon kriegt Flankenfeuer, die Verluste sind schwer, sofort ... zur Hilfe.“ „Artillerie soll sofort das Feuer 300 m voraus verlegen, da eigene Infanterie gefährdet wird.“ „Hauptmann K. eben gefallen, Leutnant Soundso übernimmt das Kommando!“ „Feldartillerie sofort Schnellfeuer auf Höhe ...! Auf Straße ... — auf davongalopierende Artillerie!“ Zwei Minuten später ist die Straße in Pulverdampf eingewickelt, aber immer weiter rasen die Geschosse in dichtgeballte Pferde- und Menschenhaufen. Pferde rasen in wilder Panik davon, Menschen kommen unter umgestürzten Geschützen und

Progen hervorgekrochen, um sich humpelnd in Deckung zu flüchten. Beinahe gelingt's; da, ein kleines weißes Wölkchen, und die wankende Gestalt bricht zusammen, und alles um sie herum. Das war eins unserer Feldschrappnells.

Der Rauch hat sich verzogen, unsere Artillerie schießt schon lange auf lohnendere Ziele, aber auf der Rue... liegt eine französische Feldbatterie zur ewigen Ruhe gebettet. „Hurra!“ brüllt ein Telephonist. Schnell ruft er zur Erklärung: „Euffies vollständig genommen, auch Höhe...“ (eine kleine Festung). Momentane Begeisterung im „Hamburger Hafen“, dann wird mit demselben Eifer, derselben Ruhe der Dienst am Telephon fortgesetzt. Der Nachmittag ist da. Wir haben große Erfolge erzielt. Kein Mensch kommt auf den Gedanken, Mittag essen zu wollen. Nur schwarzer Kaffee wird getrunken, von früh bis spät, das einzige, was einen aufrecht hält. Die feindliche Artillerie stellt langsam das Feuern ein, aber unsere arbeitet womöglich noch heftiger. Plötzlich der dringende Befehl: „Gesamte Artillerie die Orte Crouy und Baurrot sturmreif machen!“ Um 2 Uhr 40 Min. ist Crouy nach heißem Kampf genommen und von den tapferen Feldgrauen besetzt. Zwei Stunden später ist Baurrot sturmreif und gestürmt unter geringen Verlusten. Eine Stunde später, nachdem die Glasfabrik fürchterlich zusammengeschossen wurde von unserer Artillerie, fällt auch sie in unsere Hände. Das war ein starker Stützpunkt der Franzosen, nun ist kein Halten mehr da drüben. In wilden Haufen rennen die französischen Schützen auf die Aisne zu und drängen über die Brücken aufs südliche Ufer. Unsere Artillerie wütet mit Schnellfeuer auf die unge-

ordneten Massen, und nur wenige Tausende kommen hinüber. Hunderte aber dieser armen, tapferen Krieger färben den Boden ihres eigenen Vaterlandes mit ihrem Blut.

Da — ein neues Hurra. Meldung von der Division, daß soeben der Kaiser, unser geliebter Kaiser, hinter unserer Front im Auto angekommen ist. Durch hunderte Telephone saust die Meldung in die vordersten Schlachtlinien. Da ist kein Halten mehr, und in kurzer Zeit ist das ganze feindliche Gebiet bis zur Aisne in unseren Händen.

Für heute genug. Mir selbst geht es sehr gut, und Ihr braucht Euch wirklich um mich nicht zu sorgen. Ach, war das herrlich in diesen Tagen! Mit deutschem Hurra und Gott strafe England bin ich
Euer getreuer...

Ein nächtlicher Pionierstreich.

Puifalaine, d. 2. 3. 15.

Letzte Nacht waren wir mal wieder vorne, dort, wo Freund Franzmann zu nächtlicher Stunde sein wühlend Werk unter der Erde ausführt — seine Sappen und Minengänge in den harten Kalksandstein treibt, langsam sich vornagend bis zu unseren Gräben. Unsere Patrouille hatte festzustellen, wie weit das Werk unserer Feinde eigentlich schon gediehen sei. Wir waren im ganzen acht Mann stark. Sechs Infanteristen und zwei Pioniere. Infanterie geht immer als Deckung mit, da wir Pioniere meist nur mit Handgranaten bewaffnet sind.

Es mochte gegen 11¹/₂ Uhr nachts sein, als wir un-

sere Stellung verließen. Der Mond hatte sich gerade hinter einer dicken Wolkenbank versteckt, so daß ein vorzügliches Dämmerlicht alles in sich zerfließen ließ. Vorsichtig, jedes Geräusch vermeidend, krochen wir durch unsere Drahtverhaue. Das freie, von Granaten zerwühlte Feld lag vor uns. Einige Tote, gefallene Franzosen vom letzten Sturm, bedeckten die graugelbe Fläche; ihre fahlen Gesichter grinsten uns warnend entgegen.

Einige Sprünge, und wir hatten ein großes Granatloch, das von uns als Horchpostenstellung benutzt wird, erreicht. Hier ließen wir die Infanteristen zurück, denn mit soviel Mann kann man doch da ganz vorne nichts machen. Wir beiden Pioniere gingen also alleine weiter. Wir sahen noch einmal die Zündungen unserer Granaten nach, ich nahm meinen Schwedendolch in die Rechte, und dann verschwanden wir im Dunkel der Nacht.

Vor uns auf der Höhe, am Horizont, lag im mattgelben Mondlicht die feindliche Stellung. Etwa 200 m mochten es noch sein. Sehen konnten wir noch nichts — dafür aber hörten wir rechts von uns Kraxen und Picken, — das Geräusch arbeitender Kreuzhacken. Ab und zu flog eine Schaufel Erde hoch, — dann und wann wurde ein dicker Stein nach oben geworfen.

Eine halbe Stunde liegen wir still und lauschen — das ewige Geknalle hört man kaum mehr, und auch das Pfeifen der kleinen „Kupfervögelchen“ stört uns wenig; man gewöhnt sich eben daran. Die Franzmänner arbeiten ruhig weiter, sie hatten also nichts gemerkt. Vorsichtig kriechen wir noch 10 m vor. Da fühle ich etwas Weiches: eine Uniform — ein Toter. — Ah! So ein Pech. Da habe ich nun die Bescherung —

dauernd dieser erdige Leichengeruch an den Händen. Links von mir liegen noch einige dieser Armen. Wir müssen also einen kleinen Umweg machen; die Nähe der verwesenden Leichen ist nicht gerade angenehm.

Also nach rechts weiter. Zuerst bleiben wir wieder eine Weile liegen und suchen das Gelände ab. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich auch einige Franzmännchen hier draußen herumtreiben. Doch oben in der Stellung arbeitet man fleißig und neben uns in der Sappe auch. Drum nur weiter. Ohren auf und Augen nach vorne ins Dunkle geböhrt!

Schon sind wir an den feindlichen Stolperdrähten. Ritsch — oho, ein Loch in der Hose. Macht nichts. Nur weiter. — Ratsch — schon wieder eins. Manu, das ist doch etwas stark. Aber auch kein Wunder. Überall Stacheldraht — amerikanischer, mit den unverschämt langen Zinken. Na, warte nur, Unkle Sam, das sollst du noch bezahlen, du Heucheljude! — Stacheldraht und Glascherben, so weit das Auge reicht. Ein Zeichen, daß wir hier schon sehr nahe der feindlichen Stellung sind. Wir liegen und ruhen wohl zehn Minuten. Hier kommen wir nicht durch. Also wieder zurück und einen anderen Weg gesucht, der uns zu unserem Ziele bringen kann.

Da — „Schwöschschwösch — rum — ratsch!“ Haben doch die verdammten Hunde da vor uns aus der Sappe eine Handgranate nach unserer Stellung geworfen. Zu kurz — natürlich viel zu kurz. Und nun krepirt das Ding oben auf der Böschung, und uns fliegt der ganze Mist um die Ohren. Wir hätten ja antworten können — denn drei ähnliche Liebesgaben, „Marke Wohlfahrt“, hatte ja jeder von uns beiden

bei sich. Doch das wäre zwecklos gewesen, denn noch hatten wir unsere Aufgabe nicht gelöst. Also abwarten. —

Trotz allem Suchen fanden wir keinen Weg durch das Drahtgewirr — wir mußten nun doch über die Toten. „Pr!“ das war mir gerade nicht recht — über halbverweste Leichen kriechen! Na, es sei — wir hin und — im Sprung drüber. Auf der anderen Seite rutschte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen gleich 3 m tief in ein Erdloch — aha, unsere alte Sappe — gleich darauf plumpfte mein Freund auch in die Versenkung.

Nun hieß es aber erst recht aufpassen. Vor Kugeln waren wir ja hier allerdings sicher — aber, dieser alte Erdgang steht mit der neuen französischen Sappe in Verbindung. Diese alte Sappe benutzen die Feinde nicht, aus Furcht vor Tretminen und dergleichen. Ganz langsam krochen wir vor, einer hinter dem anderen. Leise, vorsichtig. —

Halt! — Ganz deutlich hören wir nun neben uns das Knirschen mehrerer Erdbohrer — dann ein Schaben und Kraken. Die Halunken werden doch nicht sprengen wollen —? Dann ein Picken und Klopfen, ganz dicht bei uns. Donnerwetter, das kann brenzlich werden. Ich glaube sogar, ich höre sie sprechen.

Wenn die plom-ploms nur keine Hunde bei sich haben. — „Schrrr—ritsch!“ Manu, den ganzen Kopf und Buckel voll Dreck und Sand. Da, wieder einmal! — Aha, nun schaufelt der da drüben. Der Kerl steht also gerade auf der anderen Seite des Erdwalles. Das war ja nett.

Wir kriechen etwas zurück und warten, bis Freund

Pichon soweit fertig ist. Allzu fleißig ist er gerade nicht gewesen. Das dauerte ja eine halbe Ewigkeit. Endlich war er soweit — und wir gleich wieder vor.

Drüben wurde gesprochen. — Dann hörten wir das Entkorken einer Flasche. Aha, Freund Franzmann stärkt sich. Einer macht einen schlechten Witz — die anderen lichern. Die „Maulwürfe“ auf der anderen Seite schienen sich ja ganz sicher zu fühlen. Um so besser für uns.

Endlich entschloß ich mich, einmal oben über zu schauen, um festzustellen, wie weit wir eigentlich von unserer Stellung entfernt waren. Die drüben arbeiteten wieder. Lange durfte ich mich allerdings nicht da oben zeigen. Ich kletterte also auf den Rücken meines Freundes und hielt kurze Rundschau. — Kurz rechts ein zerschossener Baum, kurz vor mir ein großer weißer Stein, links einige Tote und direkt hinter mir ein hochragender Balken eines eingefallenen Unterstandes. Schön — nun wußten wir, wo der Hase saß und konnten uns zurückziehen. Unsere Arbeit war getan, der Auftrag erledigt.

Doch nun juckte es uns auch schon in den Fingern. Sechs Handgranaten hatten wir bei uns, und davon sollte Freund Franzmann keine abhaben —? Das geht doch nicht! Wenigstens zwei — und was für welche! Schnell binden wir zwei Granaten zusammen — das war also „Marke Petrus“. Drüben arbeiten sie munter weiter — bohren und klopfen, kräzen und schaben. Das Gestein zernagend arbeiten sie sich vor — unserer Stellung entgegen. Schnell werden unsere „Dingerchen“ entzündet: „Schw—schw—schw.“ Rein in den Dachsbau. Wir natürlich — husch die

Lerche — die alte Sappe entlang unserer Stellung zu. — Hinter uns explodieren die beiden Höllemaschinen mit furchtbarem Knall und Getöse. Steine und Balken, Bretter und Erde fliegen hoch in die Luft und prasseln in weitem Umkreis wieder auf die Erde. — Ob auch einige plom-ploms (französische Sappeure) dabei zu Schaden gekommen sind — wir wissen es nicht. —

An der ganzen Front Totenstille — minutenlang. Was war das? — Dann setzt aber allerorten ein wütendes Gewehrfeuer ein, denn jeder glaubte, der andere habe ihm Schaden zugefügt, doch keiner weiß etwas Bestimmtes. Wir liegen in unserem Loch und grinsen uns gegenseitig an wie zwei kleine Teufel, die unserem Herrgott einen Streich gespielt.

Pionierstreiche! —

Das Gefühl, das einen beschleicht, kann man gar nicht beschreiben. Zu solchen Zicken sind wir immer zu haben, so gefährlich sie auch sind. Wenn es gilt, den „Himmelblauen“ eins aufzubrennen, sind wir immer dabei. Angst und Furcht sind dem Pionier fremd — nur immer ran an den Feind! Nun muß man aber ja nicht denken, das sei etwa eine große Tat — i wo. Da haben andere Leute schon ganz andere Sachen geleistet. —

Wir blieben noch eine Weile ruhig liegen, bis das Kleinf Feuer etwas nachgelassen hatte, und gingen dann auf Umwegen zu unserer Stellung zurück. Gerade bei diesem Zurückgehen oder -kriechen muß man äußerst vorsichtig sein, um nicht von den eigenen Kameraden getroffen zu werden. Obwohl alle wissen, daß wir vorne sind, könnte es doch einmal einem nervösen

„Jüngling“ einfallen, uns etwas „näher zu betrachten“. Zudem ist auch Pichon nicht ruhig und hat ein höchst wachsames Auge — und die Kerle sehen gut, selbst in dunkler Nacht. Doch wir kamen nach fünfständiger Abwesenheit wieder wohlbehalten bei den Unseren an.

Am anderen Tage wurde dann die französische Stellung von unserer Artillerie unter starkes Feuer genommen und teilweise zerstört.

Deutsche Pfingsten in Frankreich.

Ein Brief des schweizerischen Obersten Karl Müller,
des Berichtstatters des Berner „Bund“.

Pfingstsonntagmorgen! Die Eingänge der von deutschen Offizieren bewohnten Häuser in dem Dorfe der mittleren Woivre, wo ich Quartier bezogen habe, sind mit grünbelaubten Birkenstämmchen freundlich geschmückt. Aus dem Lazarett ertönen Kirchenlieder, gesungen von deutschen Soldaten, die ihren verwundeten Kameraden eine Pfingstfreude bereiten. Krankenträger tragen auf Bahren in reine Leinen eingehüllte Verwundete aus dem Operationsraum in die Kirche, die als Lazarett eingerichtet ist.

Fast die ganze Nacht vor dem Pfingstsonntag war erfüllt vom Gebrüll der Kanonen, deren Schläge besonders aus der Richtung von Pont-à-Mousson, vom Priesterwalde her tönend. Im Laufe des Vormittags schlägt die Sturmglocke wieder das Warnungszeichen: „Deckung gegen Flieger!“ Die Garnison und die Bewohner der kleinen Ortschaft verschwinden in den Kellern. Wieder knallen ringsumher die Abwehrkanonen,

wieder erscheinen im weiten Umkreis am blauen Himmelszelt plötzlich die Sprengpunkte als weiße Wölkchen. Während der gestrige Flug ziemlich lotrecht über das Dorf, wo ich wohne, gegangen ist, nimmt der Flieger heute seine Richtung mehr südwärts in die Gegend des Rupt de Mad.

In der Front scheint heute größere Ruhe zu herrschen. Das Geschützfeuer ist über Tag spärlich. Im Dorfe herrscht sonntägliche Ruhe und Stille. Unter den schattigen Kastanienbäumen an der Kirche sitzt ein festtäglich geschmückter Jungfernkranz. Die jungen Französinnen lassen sich von einigen deutschen Unteroffizieren, die ihr bestes Französisch zum besten geben, den Hof machen. Die Buben und Mädels tummeln sich spielend auf den Straßen, bei den Ställen, Kantinen und Mannschaftsunterkunftsräumen herum. Im Laufe des späteren Nachmittags erscheint wieder französischer Fliegerbesuch. Plötzlich sind die belebten Dorfstraßen und Plätze verödet. Kaum ist das Flugzeug verschwunden, beginnt das fröhliche Treiben wieder. Hirtenknaben treiben eine Ziegen- und Hammelherde auf die Weide. Den milden Pfingstsonntagabend verbrachte ich bei einem Glase Pilsner Bier im kameradschaftlichen Kreise von drei lebenswürdigen Pionieroffizieren in einem Gartenhäuschen. Es sind zwei aktive Hauptleute und ein Reserveleutnant, der jahrelang als Ingenieur am Kongo gelebt hat. Durch das dunkle Grün der Gebüsche und Hecken des von deutschen Soldaten wohlgepflegten Blumengartens leuchtet die Mondsichel. Man spricht von der fernen Heimat, von früheren Garnisonen, von Dienst- und Kriegserlebnissen, von der Wendung der Dinge in Italien, die

allüberall mit der kühlen Ruhe und der sicheren Zuversicht entgegengenommen wird, die ein gutes Gewissen, das Vertrauen auf eine geschichtliche Gerechtigkeit und eine sittliche Weltordnung und auf die wohl-vorbereitete eigene Kraft verleihen, die auch dieser neuen Prüfung des deutschen Volkes standhalten wird.

Aus einer Kantine ertönt schrill ein Grammophon. In bunter Folge lösen sich leichte Weisen aus Berliner Kabaretten, Melodien aus Richard Wagner und aus Carmen ab. Über die Wiese aber, die an unseren Gärten stößt, und auf der jüngst mehrere brave Kameraden durch eine Fliegerbombe zerschmettert oder schwer verwundet wurden, erklingt aus einem nahen Gehöft gedämpfter Gesang aus rauhen deutschen Soldatenkehlen in die Maiennacht hinein. Sie singen ernste, sehnsüchtige, schwermütige Heimat- und Volkslieder, wie sie auch unser Volk in der deutschen Schweiz singt. Den Schluß macht das Lied: „O Deutschland hoch in Ehren“ mit dem in Wort und Weise wuchtigen Rehrreim:

Lasset hoch das Banner wehn,
Zeiget ihm, zeigt der Welt,
Wie wir treu zusammenstehn,
Auf daß sich unsre alte Kraft erprobt,
Wenn der Schlachtruf uns entgegentobt!
Haltet aus im Sturmgebraus!
Haltet aus! Haltet aus!

Das ist der Pfingstgesang und die Pfingststimmung der deutschen Soldaten in Frankreich...

Lorettohöhe.

Das Bataillon ist abgelöst aus der vorderen Stellung und ist in seine Bereitschaftsquartiere gerückt. Gruppenweise, den Rücken unter der schweren Last des „bepackten Affens“ gebeugt, ziehen meine feldgrauen Jungens durch die Laufgräben, in der rechten Hand den Knotenstock, der hier unentbehrlich ist. Die Quartiere liegen nicht weit hinter der vordern Linie; leergebrannte, zerschossene Ruinen sind es, deren geschwärzte, öde Räume einem entgegengähnen. Tief unten in den festen, dunkeln Kellern wohnen unsere Feldgrauen und haben es sich dort so gemütlich wie möglich gemacht. Oben darf sich niemand aufhalten; die feindliche Artillerie würde ihn bald recht unfreundlich daran erinnern, daß sie auch noch da ist.

Ob wir heute nacht wohl Ruhe haben? Da kommt schon der Telephonist mit einem Befehl: „Kompagnie schanzt heute nacht im ... Graben!“ Fahre wohl, süßer Traum ersehnter Nachtruhe! Draußen ist es stockfinster. Unaufhörlich grollt der Donner der Geschütze. In der Luft heulen die Geschosse der Flachbahnbatterien, dazwischen schlickern mit ihrem eigentümlichen Sausen die schweren Geschosse der Haubitzen und Mörser. Ab und zu ertönt ein dumpfes Rauschen, wie wenn eine Windsbraut heranzieht; das ist der „dicke Max“, dessen Stimme jeder kennt. In Reihen, Spaten und Hacke auf der Schulter, tappen wir uns durch die Laufgräben nach vorn. Ab und zu klatscht ein Gewehrgeschloß gegen den Graben oder ein Querschläger pfeift singend über uns hin. Auf einmal hört der Graben auf, hier beginnt unsere Arbeit, ihn nach

der vorderen Stellung weiterzuführen. Durch Spatenstiche und Pflöcke ist die Strecke bezeichnet, die wir ausheben müssen. In einer Linie, in Zwischenräumen, die ein bequemes Arbeiten gestatten, stellen wir uns auf, und nun beginnen Hacke und Schaufel ihr eifriges Werk. Harter Kalkboden erschwert die Arbeit, aber unsere Kerle arbeiten wacker darauflos. Kein Wort ertönt, nur leise Zeichen im Flüstertone werden gegeben. 100 m vor uns liegt der aufmerksame Gegner. Da steigt eine Leuchtkugel zischend auf und erhellt die Gegend minutenlang. Alles wirft sich flach auf den Boden, noch bevor die Helle eintritt. Langsam gleitet der Leuchtkörper schwebend über uns hin, um dann allmählich wieder zu erlöschen. Die Arbeit nimmt ihren Fortgang, und der Graben wird zusehends tiefer. Born wird es unruhig. Die finstere Nacht und die Ruhe in unserer Stellung machen den Franzmann nervös. Häufiger pfeifen seine Geschosse an uns vorbei. Da ertönen in unsern Gräben einzelne Schüsse, und bald darauf knattert an allen Enden ein lebhaftes Schützenfeuer. Ein kurzes Aufheulen, und krachend schlagen in kurzer Folge die Granaten dicht um uns ein. Jetzt ist es höchste Zeit. „In die Deckung, marsch, marsch!“ Alles liegt flach im Graben. Über uns spritzen die Granatsplitter fauchend und ächzend umher. Ein leiser Aufschrei verkündet mir, daß einer meiner Leute verwundet ist. Schnell das Verbandpäckchen heraus und die Wunde verbunden. Gott sei Dank, eine leichte Verletzung! Immer heftiger wird das Artilleriefeuer. Nun setzt auch unsere schwere Artillerie ein, und ein wildes Heer brauft über uns stundenlang hinweg. Wie eine feurige Mauer blitzen die schnell aufeinanderfolgenden

den Einschläge aller Kaliber auf; vor uns liegt ein Trommelfeuer der beiderseitigen Artillerien, das uns mit seiner Hefigkeit betäubt. Immer stärker schwillt das Heulen und Krachen an, so daß wir willenlos wie benommen daliegen, ohne uns zu rühren. Und inmitten der entsetzlichen Gewalten falten sich die Hände, und ein zitterndes Flehen zu dem Vater dort oben ringt sich aus der Brust: hilf mir, lieber Gott! Wie mancher hat das Beten wiedergelernt inmitten einschlagender Granaten. Langsam schwillt das Feuer ab, um dann ganz zu verstummen. Taumelnd erheben wir uns. Zitternd wischt die Hand den Schweiß von der Stirn, und ein ermunterndes Wort bringt wieder Leben in die Jungens.

Leise bricht der Tag heran. Ein fahler Schimmer liegt über den Höhen. Es ist Zeit, aufzubrechen. Dort vorn schlummert jetzt Freund und Feind; nur ab und zu dringt der scharfe Knall eines Schusses durch die kühle Morgenluft. Ein leises Kommando, und still, wie wir gekommen, ziehen wir in Reihen wieder durch die Gräben nach dem Quartier. Heute nacht sind wir ein gutes Stück vorwärts gekommen. An dem ersten Hause wende ich den Blick nochmals rückwärts. Glutrote Streifen am grauen Firmament verkünden den neuen Tag. Dort liegt sie vor uns, die Lorettohöhe, mit ihrem Gewirr von Gräben und zerschossenen Waldstücken, deren Bäume längst keine Blätter mehr haben. Trozig ballt sich die Faust: „Lauft nur an, ihr da drüben, und wenn ihr zehnmal so viel seid wie wir, durch kommt ihr nicht.“

Zehn Meter vom Feinde in den Argonnen.

Wir liegen auf einem nach Norden steil abfallenden Borberg der Argonnen, auf dem einst ein schmuckes, friedliches Dörfchen mit einer von weit und breit besuchten Wallfahrtskirche stand. Es heißt, daß es der Geburtsort der Jungfrau von Orleans sei. Jetzt ragen nur noch Reste von Kellermauern empor. Diesen Berg haben wir und die Franzosen. Durch Schutt und Geröll ziehen sich unsere beiderseitigen Gräben, Unterstände und Verbindungswege. Wir liegen den Franzosen 10 bis 30 m gegenüber, an der engsten Stelle, so unglaublich es für den, der diesen fürchterlichen Krieg nicht kennt, klingt, 3 m. Es wird fortwährend herüber- und hinübergeschossen und vorwiegend mit Handgranaten gearbeitet; jeder Mann hat einen Wattebausch und eine Gesichtsmaske mit einem Fläschchen Antigaselösung zum Schutze gegen Stinkbomben. Höchste Vorsicht ist nötig. Vor einer halben Stunde fiel ein Mann, der zu hoch über die Brustwehr gesehen, durch Kopfschuß. Die Zahl der auf und im Schutt dieses „feuerspeienden Totenberges“ liegenden deutschen und französischen Leichen schätzt man auf 3—5000, Deutsche und Franzosen nebeneinander; sie zu bergen ist schwer, da auch nachts unsere Leute beim Versuch hierzu beschossen werden. Und Grundsatz ist: für einen Toten soll man nicht einen Lebenden einsetzen. Trotzdem haben unsere wackeren Leute schon manche Leiche geborgen und der Erde übergeben, nachdem vorher Erkennungsmarke, Brieffschaften usw. abgenommen worden waren und nun den Angehörigen wenigstens die Gewißheit des Todes übermittelt werden kann. In den Gräben

dürfen wir uns nur flüsternd verständigen, beim ersten lauten Wort fliegt eine Handgranate herüber. Feindliche Artillerie beschießt uns oft Tag und Nacht, manche Granate ist schon mitten in einen der zahlreichen kleinen Soldatenfriedhöfe am Bergabhänge gefallen und hat dort einen armen Schläfer zum zweiten und dritten Male getroffen und herausgeworfen. Daß uns der Humor trotz alledem nicht verläßt, mögen Sie aus den Namen ersehen, mit welchen wir die einzelnen französischen Batterien bezeichnen. Am gemütlichsten ist „das fleißige Lieschen“, eine leichte Batterie; weniger beliebt der „Gurgel-August“, eine 15-cm-Haubitze; ein ganz ungehobelter Bursche, dem man am liebsten aus dem Wege geht, ist „der lange Anton“ mit seinen 28-cm-Granaten, durch welche Trichter von 10 m Durchmesser und 3 m Tiefe gerissen werden. Am schlimmsten sind die Minen, die aus nächster Nähe durch Minenwerfer steil in die Höhe geschleudert werden. Die Wirkungen dieser Minen, die ein Gewicht bis zu 200 Pfund haben, sind furchtbar. Vor einigen Tagen traf eine sogenannte Flattermine wenige Schritt von meinem Unterstande eine Gruppe von Landwehrlieuten, zwei waren sofort tot, zwei wurden schwer verwundet, einer davon starb bald darauf. Das ist das Fürchterliche bei diesen Minen, daß sie einem einzigen armen Körper so schwere und oft so zahlreiche Verwundungen zufügen.

Viel Unruhe und Sorgen macht das gegenseitige Unterminieren. Alle zwei Stunden ist Horchpause, dann stellen unsere Pioniere in der allgemeinen Stille fest, wie weit die feindlichen Stollen vorgetrieben sind. Manchmal verrät es der Franzmann, liebenswürdig

wie er ist, selbst. So arbeitete er gestern unter einem unserer Stollen und rief durch einen Erdsplatt herauf: „Bon jour, messieurs! Cigarettes, cigarettes!“ Mit tunlichster Beschleunigung sprengten wir dann unseren Stollen mit $6\frac{1}{2}$ Zentner Dynamit und quetschten ihm den seinigen ab. Unsere Pioniere trafen gut, aus dem feindlichen Graben flog ein Franzose 15 m in die Höhe, in unseren Graben wurde ein Kirchenstein von 8—10 Zentnern geschleudert. Unsere Pioniere haben bis jetzt überhaupt immer mit Glück gesprengt, regelmäßig wurde ein zirka 10 m langes Stück des feindlichen Grabens zerstört, und stundenlang hörte man das Schreien der Verwundeten bei den Franzosen. Schuhe, Schnürsenkel, Büchsen mit Zucker, ja sogar der Inhalt einer französischen Latrine wurde dabei in unseren Graben geschleudert. Trotz der bösen Wirkung unserer Sprengung riefen die Franzosen eines Morgens aus ihrem Graben herüber: „Deutschmann, nix Kaputt“, „Deutschmann, Speckfresser“, „Deutschmann, Sch...“ usw. Die Franzosen kamen mit ihren Sprengungen noch nicht bis an unseren Graben heran, hoffentlich bleibt es so. Neulich haben wir nachts gesprengt. Um den entstandenen Trichter entwickelte sich ein erbitterter Nahkampf, bei welchem wir, wie der französische Heeresbericht immer so schön sagt, „an Gelände gewannen“. Der letzte Franzose, der aus dem Trichter hinausgeworfen wurde, rief „Pardon, Monsieur!“, und als ihm als Antwort eine Handgranate entgegensaukte „Schweinehund!“. Unter fortwährendem feindlichen Feuer haben unsere Leute dann mit den Pionieren unsere Sandsackmauer vorgeschoben und so eine überhöhende Stellung gewonnen. Wenn wir

sprenge, dann ist es vorher immer etwas unbehaglich, denn wir wissen, daß unmittelbar hinterher eine unheimliche Schießerei einsetzt: Gewehrfeuer, Granaten, Schrapnelle, Handgranaten, Minen. Hier oben müssen wir vier Wochen aushalten, dann erst werden wir abgelöst. So lange kommen wir nicht aus den Kleidern und Stiefeln heraus. Es gehören Nerven von Stahl dazu, um hier oben vier Wochen auszuhalten, wir haben sie alle. Mein Bataillon hat den Wahlspruch „Hier herrscht Ordnung!“, es nennt sich das „eiserne Bataillon“, und ich glaube mit Recht. Ich habe das sichere Gefühl, daß ich mich auf jeden verlassen kann.

Ein Weg heißt der „Schwabenweg“, zur Erinnerung an ein württembergisches Regiment, das hier oben lag. Als ich vor kurzem verschiedene neue Verbindungswege zu bezeichnen hatte, habe ich einen „Thüringer Weg“ genannt, und ich glaube mit Fug und Recht. Denn wenn einst von den verschiedenen deutschen Stämmen geschrieben wird, soll man unsere Thüringer nicht an letzter Stelle nennen. Wir haben 70 Prozent alte Thüringer Landwehrleute im Bataillon, wir kämpfen seit 24. Dezember in vorderster Linie und immer zwischen aktiven Truppen. Können wir darauf nicht stolz sein? Die jungen Leute in den aktiven Regimentern mögen beweglicher und größere Draufgänger sein, — ich lobe mir meine alten Landwehrleute und auch die verständigen, tüchtigen Ersatzreservisten, durch welche das Bataillon ergänzt und aufgefüllt worden ist. Unverdroffen bei Tag und Nacht, zuverlässig, standhaft und tapfer stehen unsere Thüringer hier oben wenige Meter vorm Feind! Den Finger am Abzug, jede Sekunde auf dem Sprung, den Franzmann zu empfangen, falls es ihn

gelüsten sollte, aus seinem Graben herüberzustei- gen. Unser Befehl lautet einfach und kurz: Die Stellung wird unter allen Umständen gehalten. Begreifen Sie, was für ein Quantum von Nerven dazu gehört, die „Mauer im Westen“ an einer solchen Stelle zu halten? Und welche Last von Sorge und Verantwortung auf Führer und Unterführern liegt? Das kann niemand begreifen, der es nicht selbst durchmacht; aber falls es auch bei Ihnen hinterm warmen Ofen oder am Bierisch beim kühlen Pilsner Rörgler und Neunmal- fluge gibt, die nicht begreifen, warum Verdun noch nicht genommen ist usw., dann schicken Sie uns die- selben doch einen Tag und eine Nacht auf unseren „feuerspeienden Totenberg“ herauf, 10 m vor die fran- zösischen Minen. Sie werden schnell kuriert sein.

Jetzt haben wir herrliche Mondscheinnächte und da ist es trotz alles Schrecklichen doch stimmungsvoll und poetisch hier oben. Mondschein, Sternenglanz, franzö- sische Leuchtkugeln, dazu Gewehrfeuer und Kanonen- donner in unaufhörlichem Konzert. Und wie schön ist das Gefühl treuer Kameradschaft, welches Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften beseelt, das Bewußt- sein fester Zusammengehörigkeit in Not und Tod. Wenn ich nachts durch den Graben gehe und meine Posten revidiere, dann rührt es mich immer tief, wenn sie regungslos an den Schießscharten stehen und lautlos ihre Pflicht tun. Ich streichle dann jeden einzelnen lieben Kerl, so wie ich auch das Bedürfnis habe, ihn noch einmal zu streicheln, wenn er schwerverwundet am Verbandplatz liegt oder stumm und kalt in die Zelt- bahn eingewickelt zum letzten kurzen Weg in sein Sol- datengrab. Unsere Stimmung ist gut und zuversicht-

lich, an einem endgültigen Siege der deutschen Waffen zweifelt keiner. Wenn wir den Frieden auch wohl alle sehnlichst herbeiwünschen, so sind wir doch gern und freudig bereit, durchzuhalten bis zum wirklich siegreichen Frieden.

Gegen die russischen Mordbrenner.

Gumbinnen beim Kriegsausbruch.

Diese Zeilen sind geschrieben unter dem Donner der Kanonen. Wir leben in schwerer Zeit. Max war Sonntag abkommandiert zur Hilfeleistung auf der Regierung. Dienstag stand bereits Stallupönen in Brand. Um uns steht es nicht gut. Abends befahl der Präsident, die Beamten müßten in der Nacht auf der Regierung bleiben, im Fall der Not würde für die Beamten ein Zug eingestellt, Frauen sollten nachts mit dem fahrplanmäßigen Zuge um 12 Uhr fahren. Da hieß es packen! Nur etwas Wäsche und Geld — sonst nichts, und wir zogen zum Bahnhof. Wie das alles auf die Nerven geht. Vorläufig Insterburg als Ziel, Fahrkarte in der Hand, so stand eine dichte Mauer von Menschen. Da stürzt ein Bote vom Präsidenten auf den Bahnsteig: „Russen zurückgeschlagen“, wer will, kann zurück. Ein ganz kleines Häuflein, darunter wir — zogen freudestrahlend zurück. Ich aß mich satt und dann schliefen wir traumlos. Einquartierung hatte ich auch. Zwei Fähnriche und einen Feldwebel. Beim Kaffee früh — Alarm — alles flog nach allen Seiten. Dann fuhr Max am Mittwoch zu seiner Truppe. Gestern setzte der Kanonendonner — 5 km von hier — wieder ein. Abends war der Himmel blutrot — alles in der Umgegend brennt, von unsern Deutschen beschossen, damit die

Russen, die in einer Übermacht von 60 Mann auf einen Deutschen sind, zurückweichen sollten. Flüchtlinge — Vieh — alles läuft planlos in unseren Straßen herum. Vorgestern sind hier 3000 Russen durchgekommen, Gefangene. Heute wieder. Unsere schwere Artillerie feuert mit großer Bravour. Jeder Soldat ist ein Held, und ich möchte, trotzdem uns dieser Krieg so schwer trifft, diese Erinnerung nicht missen.

Heut morgen um $\frac{1}{2}$ 5 Uhr wurde ich unsanft geweckt, ein mächtiger Kanonendonner war zu hören. Aufstehen, anziehen, gepackt ist ein Rucksack, Stiefel nur zum Anziehen, so warten alle Bewohner still, was nun kommen würde. Rettung nahte. Es kam Verstärkung, sonst wäre Gumbinnen verloren gewesen. In unserem Haus ist außer mir nur noch eine Familie, die ausharrt. Die letzten rückten heute aus, als sie die Kanonen donnern hörten. Ich bleibe, bis es heißt: Gumbinnen räumen. Vielleicht kann ich etwas nützen. Ich kann tatsächlich gar nicht beschreiben, wie mir zumute ist. Eine so feste Zuversicht, keine Angst, und im Innern das Gefühl: Du sollst ausharren, wer weiß, wozu. Sollten wir doch flüchten — nun, wo so viele bleiben, ist auch für mich ein Plätzchen. Ohne Lisbeth gehe ich auch nicht, sie hat mir schon so oft beigestanden, wenn ich krank war, nun will ich sie bei mir behalten. Und wenn unsere Soldaten so tapfer mit für uns kämpfen, sollten da nicht die Frauen auch ausharren — zum Helfen, Laben und Trösten? Auch Du, Muttchen, würdest bleiben, glaube mir. Es ist ja furchtbar aufregend, aber eine große Zeit. Vier Kilometer von hier, also in nächster Nähe, ist unsere Artillerie eingegraben. Von unserm Hausdach aus sieht man die Truppen stehen

Wie sie gehaust haben.

und das Feuer aufblitzen. Gestern wurde ein feindlicher Flieger heruntergeschossen, der Bomben warf. Das alles ängstigt mich nicht. Bloß wenn diese Kerle, die Russen, hier hereinkämen, davor hätte ich Angst. Sie zeigten sich schon so roh, so gemein, daß das gar nicht zu beschreiben ist. Die Schlacht tobt noch sehr heiß, die Russen liegen haufenweise tot. Vielleicht muß Gumbinnen geräumt werden, weil es in der Schußlinie liegt. Eydtkuhnen, Goldap, Stallupönen, alle unsere Güter sind bis Gumbinnen hin ein Schutthaufen. So steht man dann ohne Sachen, ohne Wohnung nachher da. Mein Heim, das sollte mir zerschossen werden? Ich kann das Furchtbare gar nicht ausdenken. Noch immer donnern die Kanonen, Verwundete und Gefangene kommen scharenweise. Etwas noch: ich stand auf dem Markt, hatte Obst eingekauft, da naht ein Zug Gefangener. Ich gebe unsern Soldaten, die den Zug begleiten, Obst. Neben dem einen Mann geht ein Russe, der bittend auch die Hände aufhält, da sagt der Deutsche: „Da“, und legt von seinen Birnen auch eine in die Hand des Feindes. Das war rührend. Ja, unsere Leute sind brave Jungs! Ein russischer Offizier, der mit seinen Mannschaften angesprengt kommt, hebt schon von weitem seine Arme: „Nehmt uns gefangen, aber gebt uns zu essen.“ Solche Bilder wechseln in bunter Reihe.

Wie sie gehaust haben.

Aus einem Brief des Amtsvorstehers Graap in Abschwangen.

Als das Heranrücken der Russen in unsere Gegend bekannt wurde, mußten auch die Bewohner des 550 Köpfe zählenden Kirchdorfes Abschwangen eiligst die

Flucht ergreifen. Nur wenigen von uns gelang es, die notdürftigsten Nahrungsmittel für die nächsten Tage mit auf den Weg zu nehmen. Unser Weg sollte uns zunächst nach Königsberg und von dort vielleicht über Elbing resp. Westpreußen nach Berlin führen. In Kreuzburg empfing ich ein Telegramm eines Vorgesetzten, des Herrn Landrats, der mir mitteilte, daß die Flüchtlinge wieder nach Abschwangen zurückkehren könnten, weil die Gegend von den Russen gesäubert wäre. Ein Teil der Bewohner unseres Kirchdorfes kehrte daher wieder nach dort zurück, die meisten Ortsinsassen waren zu ihrem Glück weiter nach dem Westen gezogen. Drei Tage nach unserer Wiederkehr, die man in Anbetracht der zum Teil niedergebrannten und verwüsteten Gegend keine fröhliche nennen konnte, machten sich wieder Anzeichen bemerkbar, daß die Russen nochmals zu uns zurückkehren würden. Noch waren wir alle mit Vorbereitungen für die Flucht beschäftigt, als eine aus zwei Reitern bestehende deutsche Patrouille durchs Dorf sprengte. Die beiden Kürassiere saßen ab und versteckten sich im Garten des Müllers Pankeien. Die Reiter sollen dann auf ein herannahendes russisches Auto, das mit zwei Offizieren besetzt gewesen ist, geschossen haben. Daraufhin fuhr das feindliche Auto zurück nach Domnau, verfolgt von den beiden Kürassieren. Nach kurzer Zeit wurde unser Dorf von einer größeren Abteilung Russen besetzt. Der russische Offizier sowohl als auch seine Mannschaften behaupteten nun, von Zivilpersonen unseres Dorfes wäre auf das russische Auto geschossen worden. Trotz meiner ausdrücklichen Erklärung, die ich in meiner Eigenschaft als Amtsvorsteher dem russischen Offizier abgab und die dahin lautete, daß nicht

von den Bewohnern, sondern von der deutschen Kürassierpatrouille aus dem Garten des Müllers P. auf das russische Auto geschossen wäre, wurden alle noch anwesenden Ortsbewohner gewaltsam aus den Häusern zunächst auf die Straße geschleppt. Der Lehrer und Organist Hochwald, ein Vater von sechs kleinen Kindern, wollte sich schnell in die Kirche flüchten, um diese zu schließen. Von sechs russischen Kugeln durchbohrt, sank er nieder. Er verstarb bald darauf auf dem Transport nach Überwangen. Während dieser Zeit wurden alle Ortseinwohner in zwei Hälften geteilt und nach beiden Enden des Dorfes abgeführt. Hier mußten sich die männlichen Bewohner über fünfzehn Jahren in Reihe und Glied stellen, während Frauen und Kinder einige Schritte von uns entfernt Aufstellung nehmen mußten. Noch ahnten wir nicht, was die Russen mit uns beabsichtigten, doch ließen ihre grimmigen Mienen das Schlimmste befürchten. Jetzt erst eröffnete uns der russische Offizier, der übrigens die deutsche Sprache fast vollkommen beherrschte, daß, weil von Zivilpersonen des Dorfes auf das russische Auto geschossen wäre, alle aufgestellten männlichen Personen standrechtlich erschossen werden würden. Der Jammer unserer Frauen und Kinder, die nach den Bestimmungen der Russen Augenzeuge dieses entsetzlichen Massenmordes als „abschreckendes Beispiel“ sein sollten, war herzzerreißend. Trotzdem wir alle, an meiner Seite mein 15 Jahre alter Sohn, dem uns bevorstehenden Ende mutig entgegenschauten, schnitt uns das entsetzliche Weh und die traurige Zukunft unserer Frauen und Kinder gewaltig ins Herz. Noch einmal schwor ich dem die „Erektion“ leitenden russischen Offizier unter nochmaliger Abgabe

meines Ehrenwortes, daß nicht von Zivilpersonen, sondern von der deutschen Patrouille geschossen wäre. Gleichzeitig zeigte ich dem Offizier ein Dankschreiben eines russischen Obersten vor, das letzterer mir für die gute Bewirtung seinerzeit übergeben hatte. Ob nun die Abgabe meines Ehrenwortes oder das Dankschreiben des Obersten den russischen Offizier milde und nachgiebig gestimmt hat, konnte ich nicht ermessen. Genug, er ließ sich von dem herzerreißenden Jammer der Frauen und Kinder erweichen und nahm von einer „Erekution“ der einen Hälfte gegenüber Abstand. Schlimmer erging es freilich der anderen Hälfte unserer Dorfbewohner. Hier waren alle Tränen und Bitten der Frauen vergeblich. Eine krachende Salve vom entgegengesetzten Ende des Dorfes belehrte uns, daß ein Teil unserer Mitbewohner, etwa 40 an der Zahl, unter dem mörderischen Gewaltakt eines brutalen Feindes das Leben ausgehaucht.

Eine junge, erst vier Wochen verheiratet gewesene Frau, die Gattin des Besitzers Niemann, trat im Angesicht der blutigen, zuckenden Körper ihres Ehemannes, des Vaters und des Schwiegervaters zu den Russen und bat, sie auch zu erschießen, da ihr Leben jetzt zwecklos wäre. Doch zogen die Russen ab und ließen die überlebenden Frauen und Kinder inmitten ihrer dahingemordeten Väter, Gatten, Brüder und Söhne in stummer Verzweiflung zurück. Die entsetzliche Greuelthat wurde am Sonnabend, den 29. August, verübt. Am Dienstag, den 1. September, fanden die wieder zurückgekehrten Ortsbewohner die Leichen auf dem Schauplatz der blutigen Tragödie noch unbeerdigt liegen. Unter den Opfern russischer Willkür befand sich auch ein 80 Jahre

alter Arbeiter, der mir 50 Jahre treu gedient und jetzt sein Gnadenbrot bei mir bis zu seinem traurigen Ende empfangen hatte.

„Schwesterchen“.

Brief einer Schwester vom Roten Kreuz.

., 31. Aug. 1914.

Von unserem großen Sieg bei Soldau-Gilgenburg-Hohenstein werden Sie bereits erfahren haben. Es war die dritte Schlacht, an der unser Regiment sich beteiligte. 30 000 Gefangene, Munition und viele Geschütze fielen in unsere Hände. Wie groß war unsere Freude. Die Nacht vorher verbrachten wir 6 km vor Hohenstein, da ein Weiterücken nicht möglich war, im Chaussee-graben. Die Schlacht begann, Kanonendonner und die vielen Feuerscheine rundum ließen uns nicht schlafen, wir froren ganz fürchterlich. Schon kamen Wagen mit Verwundeten von anderen Regimentern. Wir trugen Wasser an die Wagen, dankbar tranken die meisten. Sobald es tagte, rückten wir weiter, es schien, als habe sich der Feind zurückgezogen; von unserer Seite war beabsichtigt, ihn anzugreifen. Wenn es gelang, war viel gewonnen. Vor Hohenstein, wo unser Regiment in Tätigkeit war, sah es furchtbar aus. Die Chaussee-gräben lagen voll toter Russen und Pferde, auch von unseren Braven waren viele darunter. Ich betete im stillen: „Herr, gib ihnen die himmlische Ruhe.“ Vor Hohenstein kamen wir mit unseren Sanitätswagen in ein ganz entsetzliches russisches Geschützfeuer, alle duckten sich, und im saufenden Galopp ging es weiter. Es war das drittemal, daß wir ins Feuer kamen. Bei Fran-

Genau schlugen die Granaten derartig in den Wald vor uns ein, daß nur schleuniges Abfahren uns vor Schaden bewahrte, ebenso dann in der Schlacht bei Faulen, wo wir Gewehrfeuer von allen Seiten bekamen. Doch blieben wir dort, ein Offizier brachte uns die Meldung, wir müßten uns zurückziehen, da die Lage für uns sehr ungünstig sei und wir in Gefahr stünden, gefangen zu werden. Dann wendete es sich aber zu unseren Gunsten, wir siegten. Oberst R. kam selbst zum Truppenverbandplatz, um seine Anerkennung auszusprechen für unsere tapfere Haltung. Dort gab es viel Arbeit, 59 Schwerverwundete, viele Leichtverwundete und auch Tote. Es war grausig. Stockdunkle Nacht, unsere Sanitätswagen nur spärlich beleuchtet, dazwischen kamen und gingen Krankenträger. Wir arbeiteten fieberhaft. Später ging ich auch zu den Toten. Unwillkürlich krampft sich das Herz zusammen. Der Geist, der unsere Soldaten beherrscht, zwingt unbedingte Bewunderung ab, es ist die vollkommene Zuversicht des Sieges! Große Strapazen haben sie zu erdulden, oft Eilmärsche von 8—10 Stunden und keine regelmäßige Ernährung, und doch klagt keiner. Um 10 Uhr vormittags trafen wir in Hohenstein ein. Vorher begegneten uns drei Trupps Gefangener, wohl 3000 Mann, stillschweigend ließen wir sie passieren, unsere Truppen achteten den tapferen Feind. Doch den Begleitmannschaften riefen sie manch Bravo zu. Zu mir herauf kam mancher Händedruck, den ich kräftig erwiderte. „So kämpft die Landwehr, Schwesterchen!“ scholl es mir entgegen. „Bravo, Kameraden, alle Achtung!“ rufe ich ihnen zu. Die russischen Offiziere grüßten tiefernst zu mir herüber, es bewegte mich sehr. In Hohenstein brannte

es an allen Ecken. Fürchterlich hatten die Russen darinnen gehaust. Ein Schauern erfaßte mich. Der Stabsarzt und ich gingen einige Häuser durch. Tote Russen lagen überall herum, viele halbverkohlte Leichen. Es hatte ein Straßenkampf stattgefunden, der grausige Spuren zurückgelassen hatte. Ein trostloses Bild, das sich mit brennenden Schmerzen einprägt. Mein armes, geliebtes Ostpreußen leidet furchtbar. Ganze Strecken sind niedergebrannt. Lange Trupps Flüchtlinge ziehen mit der notwendigsten Habe daher, sich in Sicherheit zu bringen. Ein Elend, das einen zum Weinen zwingt.

Hinter Hohenstein machten wir halt, schon gab es Arbeit von allen Seiten, obwohl das Gefecht noch im Gange war. Uns wurde gesagt, der Feind sei vollkommen eingeschlossen. „Das Ganze halt!“ wurde geblasen, ein Fesselballon stieg auf, weiße Fähnchen sah man überall. Ein Parlamentär war zum Feind geschickt mit der Aufforderung, sich zu ergeben. Er wurde erschossen. Ein wütendes Geschützfeuer begann von neuem, dann wurde es wieder still. Sämtliche Stabsoffiziere rasten im Auto zum Sammelplatze, und bald hieß es, der Feind hat sich ergeben. Ein Dankgebet aus tiefstem Herzen stieg empor: „Herr Gott, wir wissen ja, du verläßt uns nicht.“ Diese Stille nach dem furchtbaren Kanonendonner löste die Spannung der letzten Zeit. Unsere Truppen bekamen endlich etwas Ruhe. Wohlverdient nach hartem 24stündigen Kampfe.

Als wir mit der Arbeit fertig waren, ging ich etwa 10 Minuten nach Hohenstein, um mir das Krankenhaus anzusehen, das die Russen für sich eingerichtet

hatten. Unterwegs kam ich kaum durch. Unglaubliche Mengen Militär lagen da in Ruhe, man zwängte mich direkt ein. Unsere Truppen kennen mich schon, aber viele andere sahen mich zum ersten Male und staunten. „Schwesterchen, fürchten Sie sich nicht?“ „Nein, Kameraden, wo ihr euer Leben nicht achtet, wenn es gilt, fürs Vaterland zu kämpfen, bin ich stolz darauf, bei euch zu sein, ich fürchte mich nicht.“ Nie im Leben werde ich diese Augenblicke vergessen. Ebenso nicht die schmerzlichen Blicke der Verwundeten und die Händedrucke. Im Krankenhaus sah es fürchterlich aus, eine Unordnung, schrecklich! Der leitende russische Arzt sprach gut Deutsch und geleitete mich neben unseren Posten. Alle Zimmer besuchte ich, 165 Verwundete lagen dort, viele Offiziere. Ein Geistlicher war auch mit, ich ging hin und gab ihm die Hand. Als ich fortgehen wollte, baten mich die Offiziere, noch einmal zu den Schwerverwundeten zu kommen. „Sie bitten sehr darum.“ Ich tat es und begrüßte sie noch einmal russisch, ich spreche es, wenn auch nicht fließend. „Gott danke es Ihnen!“ sagte ein todkranker Soldat. Ich hätte weinen mögen über dieses Elend.

Zum Verbandsplatz zurückgekommen, sah ich die Gefangenen ankommen, in unabsehbaren Reihen, mit hochgehobenen Händen und bloßem Kopf. 30 000 Mann und viel Offiziere, auch höhere. Sie werden gleich forttransportiert. Herr Oberst K. kam und drückte mir die Hand. „Das war unser erster großer Schlag, viele werden noch folgen!“ sagte er. Gott gebe es. Dann ritt der kommandierende General an den Truppen vorüber und dankte ihnen. Ein brausendes, langandauerndes „Hurra“ ertönte von allen Seiten. Wenn wir nicht

Hilfe bekommen hätten, wäre uns dieser Sieg nicht beschieden gewesen.

Um 5 Uhr abends fuhren wir von Hohenstein weiter nach Stabigottei bei Allenstein, wo wir Bivak beziehen sollten. Ungefähr eine Stunde lang konnten wir gut fahren, dann stauten sich ungeheure Truppenmassen, Artillerie und Infanterie, es war kaum durchzukommen. Neue russische Armeekorps waren im Anmarsch, diesen rückten wir entgegen. Plötzlich hieß es, in einem Walde, den wir passieren mußten, seien noch versprengte Russen, eine Patrouille sei beschossen worden. Das konnte ja nett werden. Wir mußten weiter, es war stockdunkel, alles war bewaffnet. Das heißt, wir waren nicht viel Leute, das Regiment war längst voraus, nur Patronenwagen, Feldküchen und Lazarettwagen folgten mit der nötigen Bedeckung. Ohne Beleuchtung, im Galopp fuhren wir, es knallte ab und zu, es schienen nicht viele dort zu sein, unbehelligt kamen wir durch den Wald. Plötzlich hörten wir furchtbares Stöhnen und: „Kameraden, nehmt mich mit.“ Ein verwundeter Radfahrer war durch den Bauch geschossen. Um 3 Uhr morgens langten wir am Bestimmungsorte an, todmüde. Der Herr Oberstleutnant hatte mir eine Strohschütte in einer Scheune machen lassen, im nächsten Augenblicke schlief ich fest.

Ich werde noch lange denken an diese Fahrten in dunkler Nacht und im Morgengrauen, an die Bivaks und Arbeitstage. Es hat mir noch nicht leid getan, mitgezogen zu sein, ich lerne manches kennen, was nie eine Schwester kennen lernen wird, und nehme Eindrücke mit, die sich nie auslöschen lassen. Alle Strapazen und Unbequemlichkeiten, die ja ganz erklärlich sind, lassen sich

leichter ertragen durch die Aufmerksamkeit und das Entgegenkommen der Offiziere. Sehr kameradschaftlich verkehren wir zusammen. Oft haben wir Besuch, da es an unserm Wagen immer etwas zu essen gibt, dafür Sorge ich schon.

Ein Pastorsbrief aus Ostpreußen.

Zurzeit Mühlhausen (Ostpr.), 2. September.

Liebe Schwägerin!

Das Unglaubliche ist Tatsache geworden; seit Sonntag, 30. August, bin ich auf der Flucht. Sonnabend gegen Abend tauchte plötzlich eine russische Patrouille in Migehehen auf, zerschnitt die Telephonleitung und zerstörte die Briefkästen und kehrte dann nach Millenberg auf ein Gehöft zurück, dessen Besitzer im Kriege steht und seine Frau mit zwei kleinen Kindern zurückgelassen hatte. Auf die geschehene Meldung hin wurde in der Nacht die russische Patrouille von einer deutschen Abteilung aufgehoben, ein Offizier und ein paar Mann getötet bzw. schwer verwundet, die übrigen entkamen. Sonntag nach der Frühandacht wurde mir erzählt, daß russische Kavalleristen einigen jungen Leuten nachgestellt hätten. Wieder kamen ein paar russische Soldaten durch das Dorf; sie wurden von einem versprengten deutschen Infanteristen beschossen. Unter diesen Umständen begann ich noch nicht mit dem Hauptgottesdienst. Da stürzt gegen 10 Uhr Emma in mein Zimmer mit dem Rufe: „Die Kosaken kommen!“ Uns verbergen, war das Werk eines Augenblicks. Da knallten auch schon rechts und links Schüsse. Russische Reiter und Infanteristen

eilten durch die Dorfstraße hin und her, unaufhörlich schießend.

Besonders hatten sie es auf die jungen Männer abgesehen, indem sie dieselben überallhin verfolgten und auf sie Schüsse abgaben. Mein Instmann läuft schnell über die Straße zu seiner Familie, um ein Haar hätte ihn eine Kugel getroffen. In meiner Küche waren eine Menge Frauen und Kinder, hauptsächlich Flüchtlinge aus der östlichen Provinz, versammelt. Da stürzt ein russischer Soldat hinein, einem jungen Mann nach, der sich in die Küche geflüchtet hatte, und beraubt ihn unter Mißhandlungen. Einen anderen jungen Menschen verfolgt er bis auf meinen Bodenraum. Noch mehrere Male erscheinen die Russen auf meinem Hof, um nach jungen Männern zu suchen. Hinter einem Hause schaut ein Besitzer nach den russischen Soldaten aus; da kommen hinter ihm andere russische Reiter her und knallen ihn meuchlings nieder. Er ist Vater von mehreren unversorgten Kindern; nachmittags schaufelten ihm die eigenen Söhne das Grab, und ich habe ihn vor meiner Abreise noch beerdigt. Das Gasthaus Wien wurde vollständig demoliert, mehreren Einwohnern die Flinte vor die Brust gesetzt. In einem Hause durchschossen die Unholde die Fenster, verwundeten ein Kind von Flüchtlingen schwer (es ist Montag im Krankenhause von Wormditt gestorben) und schossen einem anderen Kinde die Augen aus.

Zwei Stunden wüteten so die Unmenschen im Dorf, dann zogen sie nach Kaschaunen ab. Vorher hatten sie das 300 Morgen große Gehöft in Millenberg, wo die russische Patrouille aufgehoben war, in Brand gesteckt. So konnten wir unmöglich länger in Migeñnen bleiben.

Als ich den erschossenen Mann beerdigt hatte, flüchteten wir in die Nachbarpfarrei Heinrichau, weil bei uns kein deutsches Militär war und wir vollkommen schutzlos den Russen preisgegeben waren. Der Vormittag des Montag verlief ruhig; schon wollten wir nach Hause zurückkehren, da wurden wieder russische Patrouillen gemeldet. Nachmittags gegen 2 Uhr fuhr ich nach Wormditt, um meinem Herrn Kaplan, der für den Sanitätsdienst ausgehoben ist, noch einige Bücher, die er dringend braucht, zu bringen und mich von ihm zu verabschieden. Kaum sind wir ein halbes Stündchen da, so geht ein mächtiges Schießen los. Der Bahnhof in Wormditt wird beschossen, russische Granaten schlagen in die Bahnhofstraße ein, die Leute, die gerade mit einem Zuge abfahren wollen, müssen sich schleunigst in Sicherheit bringen. Da kommt die Nachricht: „Crossen brennt!“ Und wirklich, das schöne Crossen mit seinen großen Gebäuden, mit der vollen Ernte steht in Flammen, ist in Brand geschossen. Nun heißt es schnell nach Heinrichau zurück. Ich bestelle mein Fuhrwerk, aber es ist keine Spur von ihm zu finden. Da nehme ich meinen Mantel und will zu Fuß zurück nach Heinrichau. Als ich in der Stadt an die Dreweizbrücke komme, werden eben Leiterwagen zur Absperrung der Straßen vorgeschoben. Ich steige hinüber; nach einigen Schritten beschwört mich ein Förster, nicht weiter zu gehen, da ich direkt in die Feuerlinie komme. Ich gehe auf einem Umweg nach meinem Hotel zurück, da sehe ich händeringend meinen Anton sitzen, der mich vergeblich gesucht hat. Offiziere hatten einfach mein Fuhrwerk mit Beschlagnahme belegt und sich von Anton in schleunigstem Tempo nach verschiedenen Stellen fahren lassen. Mitt-

Ierweile geht das Schießen weiter, in der Stadt rennt alles in höchstem Schrecken durcheinander. Nur ein Weg ist noch frei, nach Pr.-Holland, also auf, dorthin. In unserem Rücken die finsternen Rauchwolken von Crossen; auch an etwa sechs anderen Stellen brennt es, ein schreckliches Bild. Meine Leute und auch Emma, mein sämtliches Gepäck, fast all mein Geld, wertvolle Gold- und Silbergeräte der Kirche, die Zinscheine des Kirchenvermögens, alles ist in Heinrichau geblieben, niemand weiß, wohin ich mich gewendet habe oder ob ich überhaupt noch am Leben bin. Bis heute habe ich Emma noch keine Nachricht geben können, da die Telephonleitungen zerstört sind, und ich auch gar nicht weiß, wo sie mit meinen Leuten geblieben ist. In Wusen übernachtete ich bei dem mir befreundeten Herrn Pfarrer, den ich wie ein Wanderbursche um einen abgelegten Überzieher bitten mußte, und fuhr dann hinterher nach Mühlhausen, um das Weitere abzuwarten.

Wie die Russen umzingelt wurden.

Ein Feldpostbrief vom Schlachtfeld von Tannenbergr.

Die Sache kam so: wir hatten mit unserem Korps die Russen eingekesselt, so daß sie weder links noch rechts oder oben und unten rauskonnten. Unser Korps marschierte im Süden in Gewaltmärschen unter kleinem Geplänkel bis Meidenburg, um den Gegner dort nicht nach Rußland durchzulassen. Es war furchtbar anstrengend. Wir schliefen im Gehen und Stehen, kamen an einem russischen Flugzeug, das in unsere Hände fiel, vorbei und quartierten uns spät in der

Nacht in Meidenburg ein. Die Stadt ist fast ganz zerschossen, alles niedergebrannt und ausgeraubt, ein furchtbares Bild. Meidenburg hatte tagelang russische Besatzung und einen russischen Kommandanten, den wir ergriffen. Ich lag mit Hauptmann D., Redakteur aus Berlin, der jetzt meine Kompagnie führt, und anderen Offizieren bei einem Herrn G. auf dem Teppich unter dem Kronleuchter. Da wir von unseren Küchen keine Verpflegung erhielten (denn sie konnten nicht rechtzeitig da sein, die Russen hatten beim Abzug hinter sich alle Brücken gesprengt), gab uns der Herr Wasser mit Saft, Brot, das er durch den russischen Kommandanten empfangen hatte, und sein letztes Schmalz. Frühmorgens aßen wir, da das Schmalz zu Ende war, trockenes Brot.

Von Meidenburg ging es in aller Frühe nach Willenberg. Unsere Artillerie hämmerte tagelang in die Russen hinein von allen Seiten, und wir fegten hinterher alles rein. In Muschacken erbeutete ich das erste Pferd, für das ich einem Mann fünf Mark bezahlte. Wir schloßen in Verteidigungsstelle auf freiem Felde mit Umhang und Kosakenmantel bedeckt. Beim Morgenrauen gingen wir weiter nach Willenberg zu. In Puchalowen hatten die Russen einen Durchbruch nach Süden, nach der Grenze versucht, unsere Grenadiere im Marsch unter dem Schutze der Nacht von der Seite angefallen und ihnen viele Verluste beigebracht. Das mußten sie schwer büßen. Unser erstes Bataillon kam den Grenadieren gegen 5 Uhr zu Hilfe. Ich gab mein Pferd einem Mann zum Halten, und es verschwand. Ich ging als Spitze mit einem Feldwebel und ein paar Mann einige hundert Meter vor dem

Bataillon auf der Chaussee und links und rechts davon durch den Wald mit der Pistole in der Hand. Plötzlich links russische Reiter. Wir schossen einige ab. Sie kamen zu uns und flehten uns an, teilweise verwundet, die anderen sprengten zurück. Plötzlich schwärmten wir alle nach links aus und griffen an. 200 bis 300 m vor uns waren in Puchalowen und im Walde die Russen. Maschinengewehrfeuer ging über unsere Köpfe hinweg. Von unserer Kompanie ein Toter und drei Verwundete, einer mit Kopfschuß sah frisch aus und sagte: „Ich verliere nie den Mut, Herr Leutnant.“ Nachdem wir eine Weile gelegen und geschossen hatten, stürmten wir durch einen moderigen Graben vor, und die Russen flohen, was nicht erschossen war. Wir erbeuteten russische Geschütze, Maschinengewehre, die wir zu Marmelade zerhackten, Pferde und mehrere tausend Gefangene.

Dann marschierten wir nach Neuschwerder weiter. Wir sahen links, daß die Russen am Waldrande weiße Tücher schwenkten. Endlich kam ein Trupp mit einer großen weißen Fahne, und da gingen wir mit ebensolcher entgegen. Die Russen ergaben sich ohne Schuß, zwei Armeekorps. Der russische Oberbefehlshaber mußte seine Leute auffordern, die Waffen wegzuworfen, sonst schösse unsere Artillerie. Nun kamen, nachdem die Russen geblasen hatten, auf unserer Stelle 20 000 Gefangene heraus. Alles durcheinander, darunter ein Kommandierender General und andere höhere Offiziere. Auch ein Feldprediger, der wie Tolstoi aussah. Der andere Kommandierende hatte sich schon vorher selbst erschossen. Die Offiziere, einige hundert, Generalstab usw. wurden in zwei Gehöften auf Stroh

zusammengepfercht. Die Leute lagen (20 000 Mann) in großen Rossgärten, teilweise barfuß und hungrig, Nächte hindurch auf den feuchten Wiesen, von uns bewacht. Zu Tausenden trieben wir die noch drinsteckenden Russen und Pferde heraus. Es wurde großer Pferdemarkt abgehalten, wobei ich statt eines schönen Grauschimmels, den ich vormittags hatte, und der wieder fortgekommen war, die Fuchsstute erhielt, ein prächtiges Tier mit Offizierssattelzeug.

Die Nacht kam, und wir lagen schußbereit in Neuschwerder. Ich mit dem Hauptmann in dem Garten eines Hauses auf Stroh unter einem Baum. Die ganze Nacht schloß es: die Russen hatten Meidenburg schon wieder beschossen, wurden aber schleunigst hinausgeschmissen.

Unser Siegestag war Sonntag, der 30. August. Am Montag, den 31., ritten wir mit der Kompagnie in den Wald und schleppten auf russischen Fahrzeugen mit russischen Pferden Waffen, Feldstühle, Tische, Akzentaschen, Karten, Koffer usw. heraus. Wir fuhren viele Feldküchen, Geschütze, Maschinengewehre, Patronenwagen, Scheinwerfer, Telephonwagen, Kutschwagen und vieles andere heraus, trieben noch einige hundert Pferde vor uns her und erschossen die verwundeten und zum Teil bis an den Hals auf den Sumpfwiesen versunkenen Pferde. Wie wenn man in einen Ameisenhaufen stößt, so waren die russischen Geschütze und Wagen durcheinandergeraten, als sie sich von allen Seiten von uns umzingelt und von unserer Artillerie beschossen sahen. Umgestürzte Wagen, acht Pferde auf einem Haufen, teilweise unverletzt unter den Wagen, und Russenleichen, schrecklich anzusehen, deckten das

Land, greulicher Gestank erfüllte die Luft. Wir blieben noch eine Nacht in Neuschwerder, und ich schlief mit Hauptmann und Unteroffizieren in einem Bauernzimmer auf Heu und dem neuen Feldbett. Für den Hauptmann habe ich auch eins besorgt.

Ich will mich kurz fassen, es geht gar nicht, alles zu erzählen. Wir marschierten, jede Kompagnie des Bataillons mit etwa 5000 Russen, gen Gilgenburg. Am 1. September abends erreichten wir Lissacken, wo wir auf einer Wiese nächtigten. Ich immer auf meinem Fuchs als Transportleiter von 2500 Mann. Fast alle Unteroffiziere und Musketiere ritten, und hinter uns die russischen Wagen und Wäglein mit Tornistern usw. Biwak ohne Zelte, mit wenigen Feuern. Ich schlief an einem Strohberg, doch nur bis 2 Uhr. Da hielt ich es nicht aus vor feuchter Kälte, holte mir von der Feldküche meinen Tornister und zog am Wachtfeuer meine Unterjacke an. Blieb da mit den Leuten und einzelnen Russen, die nicht schliefen, vor Kälte am Feuer bis 4 Uhr. Dann weckte ich beim Morgen grauen. Ein schöner Septembertag: Sedan. Die Russen taten uns allen leid. Seit fünf Tagen nichts gegessen, nur hier und da was vom Felde oder etwas Geschenkttes! Denkt Euch: 20000 Mann, die auf unser Bataillon entfielen! Sie lagen die Nacht wie die Erdhaufen beieinander, noch teilweise verwundet, barfuß, ohne Kopfbedeckung und Mantel, auf dem Feld und nichts zu essen. Wir marschierten nach Usdau, wo wir heute vormittag eintrafen. Hier erhalten die Russen gegenwärtig etwas zu essen. Unterwegs ließen wir sie auch Kartoffeln graben. In Blechlisten und ihren Kochgeschirren kommen sie die Erbsensuppe holen. Die Polen

sagen, sie wollen nicht nach Rußland zurück, sie haben auf uns nicht einen Schuß abgegeben. Alte, gebildete Männer von einigen vierzig Jahren sind ins Feld gezogen, auch russische Bauern sind hier in Zivil, die Brot fahren mußten und von Haus und Hof fort, krank und schwach. Ein furchtbarer Jammer, ein Strafgericht! Das müßte nur die russischen Oberherren so treffen, alle, alle, mit ihren Parfümkästen, die sie ins Feld mitnehmen.

Uzdau ist auch sehr zerschossen, verbrannt und geplündert. Schrecklich! Ich sitze in der Stube beim Amtsvorsteher und schreibe. Im Hause und in den Postzimmern ist fast alles zerhackt von den russischen Saubengels. Bodenlos! Ich rauche Pfeife und schreibe in der Trümmerstube feldmarschmäßig. Vor den Fenstern zerschossene und verbrannte Häuser. Die Polen keilen sich mit den Russen und sind sehr schlecht auf sie zu sprechen. Es ist 5 Uhr. Wenn die Russen gegessen haben, marschieren wir heute oder morgen nach Gilgenburg mit ihnen. Dort sind die Russen angeblich noch nicht gewesen. Grenzenlos das Elend und der Jammer, Ihr könnt Euch kein Bild machen.

Eine Spreng-Patrouille in Polen.

Auf unserem Vormarsch gegen Warschau hatte der Generalfeldmarschall von Hindenburg den Befehl gegeben, die Bahnlinie Lodz—Warschau nachhaltig zu zerstören, und zwar wurde der Führer eines sächsischen Reiterregiments beauftragt, diesen Befehl mit einer gemischten Abteilung von Kavallerie, Artillerie, Jägern zu Fuß und Pionieren auszuführen. Wir lagen un-

gefähr 50 km von der Brücke entfernt, die zerstört werden sollte. Da dies voraussichtlich keine ganz leichte Aufgabe für unsere Pioniere sein würde, beschloß der Führer, nach rechts und links Seitenpatrouillen zu entsenden, die ihrerseits die Bahnstrecke durch Sprengung sperren sollten, um dadurch die Pioniere vor unliebsamen Störungen durch Panzerzüge des Gegners oder dergleichen bei ihrer Arbeit zu schützen. Mir wurde der Befehl gegeben, mit einem Unteroffizier und zwölf Mann die linke — westliche — Patrouille zu übernehmen; die Stelle, an der ich die Strecke sprengen sollte, war genau bestimmt, und zwar war es nach der Karte ein Wasserdurchlaß durch einen hohen Bahndamm, der deshalb gewählt worden war, weil seine Wiederherstellung durch die Russen vermutlich mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden sein mußte.

Vierzehn Mann hoch ritten wir also in der Frühe des 2. Oktober um 5 Uhr los; es war noch stockdunkel, und Sturm und Regen versprachen uns eine recht feuchte Unternehmung, und die immerhin zwei Tage beanspruchen würde. Anfangs war der Weg nicht leicht zu finden, und nur der Kompaß half uns durch ödes Heideland und sumpfige Wiesen die große Straße zu erreichen, die von Süden her nach Lodz führt. Langsam graute der Morgen, und an den erstaunten Gesichtern der Landesbewohner konnte man merken, daß wir wohl die ersten deutschen Soldaten waren, die sie zu Gesichte bekamen. Wir frugen die Leute, besonders die zahlreichen Juden, die fast alle Deutsch verstehen, nach dem Feinde aus, konnten aber nicht viel erfahren; mehrere Kilometer ritt ich mit meinen Leuten gedeckt im Walde, immer in gleicher Höhe mit der Kunststraße,

die ich möglichst meiden wollte; aber endlich hörte der Wald auf, und es begann eine Art Villenvorstadt mit Gärten und Zäunen, so daß ich gezwungen war, auf die Straße zu reiten. Kaum waren die drei Leute, die ich als Spitze reiten ließ, auf die Straße gekommen, als sie auch schon mit der Meldung zurückkamen, daß zwischen der Häuserreihe auf der Straße eine halbe Schwadron feindlicher Reiter stehe, die sich mit den Ortsbewohnern unterhalte. Da die Entfernung nur 200 Schritt betragen sollte und ich annehmen mußte, daß die Reiter auf mich zukommen würden, ließ ich sofort absitzen, die Pferde durch zwei Mann halten und schlich mich, gedeckt durch Hecken und Zäune, an die Landstraße heran. Als wir die Nasen herausstreckten, sahen wir die russischen Dragoner — als solche konnte ich sie genau ansprechen — auf höchstens 250 m ganz friedlich zu zwei und zwei in Richtung auf Lodz abreiten. Es waren nur etwa 30 Mann, und eine Salve unsererseits, direkt von hinten abgegeben, wäre für sie wohl recht verhängnisvoll gewesen, aber ich durfte mich um keinen Preis unnötigerweise verraten, wollte ich Aussicht haben, meinen Auftrag zu erfüllen. So ließ ich also die Dragoner unbehelligt ziehen und ritt selbst mit meiner Patrouille eine Viertelstunde hinter den Russen her, ohne sie wieder zu Gesicht zu bekommen, was mir in diesem Falle sehr erwünscht war. Bei der ersten Gelegenheit bog ich aber doch von der großen Straße ab, um Lodz links liegen zu lassen, und ritt mit möglichster Ausnützung des Geländes immer weiter nach Norden; nur einmal sah ich auf einige hundert Meter noch eine feindliche Patrouille, konnte aber noch rasch und von den Russen unbemerkt in

Deckung gehen. Von Zeit zu Zeit kamen starke Regen- und Hagelschauer, dazu heulte der Sturm; von sandigen Höhen aus sah ich Lodz liegen in Dunst gehüllt und von einem wahren Wald von Schornsteinen überragt. Ab und zu kam ich an Dörfer heran, deren Bewohner oft ausnahmslos Deutsche waren. Diese deutschen Ansiedlungen sind meist an der Sauberkeit der Häuser, wie deren Bewohner schon von weitem von den polnischen Dörfern zu unterscheiden. Das Gelände wurde welliger, und einzelne Gehöfte lagen verstreut umher; wir kamen sprungweise vorwärts, denn hier war Vorsicht geboten.

Da plötzlich sehen wir, als wir gerade an so ein einsames Gehöft kommen, auf ungefähr 1400 m vor uns die Kunststraße laufen, die von Lodz über Lowicz nach Warschau führt, und auf derselben marschiert — wie eine ungeheuere Raupe — russische Kavallerie mit Bagagen. Der Anfang ist bereits hinter einer Höhe verschwunden, und das Ende dieser langen Kolonne steckte noch hinter dem großen Wald, der sich links von uns bis an die Landstraße dehnt. Weit im Hintergrund fuhr ein Zug — und zwar auf dem Bahndamm, den ich sprengen sollte und der ungefähr in gleicher Richtung wie die Straße lief. Ich schrieb nun eine Meldung und schickte zwei meiner Leute zurück, nachdem ich sie genau unterrichtet hatte, wie sie reiten sollten und wo sie den Führer der Abteilung treffen würden. Wenn alles klappte, mußte diese russische Kavalleriedivision, die da sorglos abzog, unbedingt unserer Abteilung in die Finger laufen, und sie hätte ganz wahrscheinlich durch einen überraschenden Feuerüberfall sehr empfindliche Verluste gehabt. Leider kam aber meine Meldung

nie an, weil die beiden Leute, wie sich später durch Aussage von Ortseinwohnern herausstellte, von Kosaken abgefangen wurden. Nebenbei will ich hier nur bemerken, daß unsere Abteilung später auf den Schluß der von mir gemeldeten Kolonnen, die ja auch ihren Weg kreuzten, stieß und wenigstens die Bagagen noch unter ein sehr wirksames Feuer nehmen konnte.

Zwischen uns und der Straße lagen noch einige verstreute Hütten, und da einzelne feindliche Reiter, wie ich bemerkte, anfangen, diese mit ihren Besuchen zu beehren, indem sie von der Straße abbogen und im Gelände herumschweiften, mußte ich auch trachten, unbemerkt von meinem Gehöft zu verschwinden. Denn wenn es einzelnen Kerls einfiel, ihre Streifzüge mal bis zu mir zu erstrecken, wäre mir nichts anderes übriggeblieben, als sie abzuschießen, und durch diese Knallerei hätte ich die ganze Gesellschaft, die von derartiger Nähe einer deutschen Patrouille ja keine Ahnung haben konnte, rettungslos aufmerksam gemacht. Aber wie über das freie Feld unbemerkt bis an den etwa 800 m entfernten Wald kommen? Es kam mir ein rettender Gedanke: eine riesige schwarze Wolke verkündete einen bevorstehenden starken Regen und Hagelschauer. Ich befahl also: Lanzenflaggen abmachen, Lanzen wagerecht tragen, Helme in die Hand nehmen, die Leute in der Mitte gebückt gehen und die Pferde alle auf einem Klumpen zusammennehmen und nun in Gottes Namen, als die ersten Graupeln fielen, angeführt. Es war ein Wetter, bei dem niemand gern die Augen aufmacht, und die Russen mußten, wenn sie uns überhaupt bemerkten, in uns eher eine friedlich ziehende kleine Kuhherde als eine deutsche Patrouille vermuten. So kamen wir

richtig bis an den Wald, ohne die Neugierde des Feindes zu erwecken; hier ließ ich die zwölf Pferde, die ich noch hatte, in einer tiefen Mulde stehen, da ich die armen Tiere nicht in den büstendichten und triefend nassen Wald ohne Not ziehen wollte; es war ein schwach bestandener Kiefernbestand mit ganz dichtem Eichenunterwuchs. Von der Straße konnte natürlich niemand diese Mulde einsehen; zu beiden Seiten stellte ich auf die Höhe an den Waldrand je einen Posten auf und schlich nun selbst mit nur einem Mann am Rande des Waldes hin, näher der großen Straße zu, um besser beobachten zu können. Etwa hundert Schritt seitwärts vom Wald lagen in einer kleinen Mulde einige Häuser, von den Pferden gut 300 m entfernt. Vorsichtig näherten wir uns nun, immer im Walde gedeckt, der Chaussee bis in die Höhe der Häuser, setzten uns dann auf einer der höchsten Kuppen am Waldrand nieder und beobachteten den schier endlosen Zug, der sich langsam der Hauptstadt Polens zuwälzte. Wir saßen aber noch nicht lange, als plötzlich in dem kleinen Tale unter uns fünf russische Reiter auftauchten, die mit den Bewohnern der Häuser ein lautes Gespräch begannen. Einer fiel mir besonders auf durch den riesigen Bart, den er trug, und durch einen auffallend großen und bildschönen Fuchs, den er ritt; es mochte wohl ein Wachtmeister sein. Leider konnte ich kein Wort des Gesprächs verstehen, sah aber, daß die Bauern, die von ihren Häusern jedenfalls beobachtet hatten, wie ich mit meiner Patrouille über das freie Feld gezogen kam, mit den Händen immer in die Richtung wiesen, wo meine Pferde standen. Ich wußte: Wir waren verraten! Sollte ich den alten Tscherkessenwachtmeister

abschießen? Noch zögerte ich. Da steckt er beide Zeigefinger zugleich in den Mund, stößt einen kurzen, schrillen Pfiff aus, und im Nu sind noch acht weitere Reiter bei ihm, mit denen er an den Häusern entlang auf meine Pferde zureitet. Meine Posten konnten, das wußte ich, die Häuser nicht sehen, weil die Bergkuppe davor lag. Ich lief also mit dem Gefreiten, den ich mit hatte, so rasch zurück, als mich meine Beine trugen, warnte die Posten, ließ die Pferde in aller Eile Kopf auf Schweif, d. h. das eine dicht hinter dem anderen auf einem ganz schmalen Pfad, der von der Mulde aus senkrecht in die Dichtung wies, führen — an Reiten war wegen der Dichtigkeit des Waldes gar nicht zu denken — und blieb selbst wieder nur mit einem Mann gedeckt am Waldrand stehen. Aber kaum war unser letztes Pferd im schützenden Wald verschwunden, kaum hatte ich mich selbst genügend versteckt, da erschienen auch bereits über der Höhe, keine 80 Schritte von uns, die Köpfe der Tscherkessen, die vorsichtig, einer nach dem andern, auf der Kuppe auftauchten und wie Raubtiere in den Wald spähten. Jetzt erst sah ich, daß sie unterdessen abgefessen waren, und während von den meisten nur die Köpfe zu sehen waren, kamen drei von ihnen ganz über die Höhe und näherten sich Schritt für Schritt meinem Versteck. Wenn jetzt ein Pferd wieherte, wußten die Kerle Bescheid! Aber in was für einer Gefahr sie waren, das wußten sie nicht, denn längst lag mein Karabiner im Anschlag! Auf 30 Schritt vor mir blieben sie nochmals stehen und überlegten — sie hielten Kriegsrat ab! Ganz geheuer schien ihnen die Sache nicht zu sein, sie riefen ihren Kameraden auf der Höhe etwas zu, während ich den Entschluß faßte,

auf die drei, die bis an die Zähne bewaffnet waren, das Schnellfeuer zu eröffnen, sobald sie nur noch einen Schritt auf mich zu machen würden. Zu ihrem Glück drehten sie aber um und verschwanden ebenso vorsichtig und langsam, wie sie gekommen, wieder hinter der Höhe.

Es war unterdessen fast 3 Uhr nachmittags geworden, und ich mußte nun ein anderes stilles Fleckchen in dem großen Walde aussuchen, wo ich Leute und Pferde verstecken konnte, denn es war klar, daß die Tscherkessen Verstärkung holen und den Wald, wenigstens teilweise, nach uns absuchen würden. Nach allen möglichen Winkelzügen krochen wir also in eine ziemlich schmale Dickung, die wenigstens nach zwei Seiten sich leicht sichern ließ, so daß wir eine allzu plötzliche Überraschung kaum zu befürchten brauchten. Ich machte mir nun meinen Plan und studierte die Karte nochmals ganz genau. Die Sprengung war — wie mir schon der Führer vorausgesagt hatte — nur unter dem Schutze der Nacht ausführbar. Es hieß also abwarten, was bei der Nässe und Kälte nicht gerade sehr angenehm war, denn die Vorsicht verbot uns ein Feuer anzuzünden. Langsam hellte der Himmel sich auf, und der fast volle Mond erschien; nur von Zeit zu Zeit jagte der Sturm große Wolken vor ihn. Endlich glaubte ich die Zeit gekommen und ritt mit einem Mann bis an die Chaussee vor, um zu sehen, ob dort noch Truppen marschierten.

Aber nichts regte sich, und so ritt ich zurück zu meiner Patrouille, gab mein Pferd ab und ging zu Fuß mit drei Mann wieder bis an die Straße vor. Hier hörte der Wald auf, und wir gingen über das weite, mond-

beschienene Feld mit großen Zwischenräumen, immer querfeldein, bis wir zu dem Bach kamen, dessen Brücke ich sprengen sollte. Natürlich vermieden wir die Nähe einzelner Häuser, um nicht etwa durch Hundegebell verraten zu werden. Der Bach schlängelte sich an einem steilen, fahlen Hang hin, und seine Ufer waren dicht mit Erlen bestanden, in deren Schatten wir ungestört rascher ausschreiten konnten. Wir mußten schon bald unser Ziel erreicht haben, als sich uns eine ganz unerwartete Überraschung bot; wir befanden uns nämlich plötzlich in einem hübschen Park! Kleine Teiche, gut gehaltene Wege, Brücken aus weißem Birkenholz, die zahlreich über den Bach führten, ja sogar ein Tennisplatz und ein Kinderturnplatz waren vorhanden und verrieten uns die Nähe einer Ansiedelung, die noch nicht auf der Karte verzeichnet war. Hinter Baumgruppen versteckt lag denn auch plötzlich eine hübsche, große Villa, die noch trotz später Nachtstunde — es war bereits $\frac{1}{2}$ 11 Uhr — hell erleuchtet war; unmittelbar an der Villa vorbei floß der Bach, und unmittelbar hinter ihr hob sich der hohe, steile Bahndamm gegen den Nachthimmel ab.

Eine Weile beobachteten wir die Villa, in der entschieden russische Einquartierung noch einen guten Tropfen trank, denn laute Stimmen und Gelächter drangen zu uns heraus. Aber einen Posten konnten wir nirgends entdecken, und so schlich ich im Schatten der Erlen mit äußerster Vorsicht bis an den Bahndamm heran, dann so lautlos wie möglich hinauf auf die steinerne Brücke, die aber auch zum Glück unbewacht war; auf der ganzen Strecke war kein Mensch zu sehen.

Ich winkte meinen Leuten, und gerade kam eine größere Wolke vor den Mond, was uns just angenehm war. Die Bahn war eingleisig, wir lagen alle flach auf dem Bauch, machten eiligst die Sprengpatronen zurecht, befestigten sie an den Taschen des Schienenstoßes, der zufällig genau über dem steinernen Wasserdurchlaß war, brannten die Zündschnur mit einer glimmenden Zigarre an und rannten den Bahndamm hinunter und den gegenüberliegenden Hang hinauf, so rasch uns unsere Beine tragen wollten. Weit kamen wir nicht, da knallte es zum ersten- und sofort darauf zum zweitenmal; dicht neben uns flog tausend ein Schienenstück zur Erde — die Aufgabe war gelungen! Leider konnten wir uns die Wirkung der Sprengschüsse nicht später noch aus der Nähe besehen, denn die Einquartierung der Villa, die vermutlich zunächst vor Schreck über den Knall in so unmittelbarer Nähe — es dürfte in der Villa kaum eine Scheibe ganz geblieben sein! — wohl unter den Tisch gefallen sein wird, hat jedenfalls sofort die Verfolgung der Ruhestörer aufgenommen. Wir hatten aber nach einem großen Bogen wieder das schützende Dunkel der Erlen am Bache erreicht und waren nicht mehr für die Herren zu sprechen. Unbehelligt kamen wir über die Landstraße wieder in den Wald zu unseren Pferden und ließen uns unsere Konserven gut schmecken, obwohl es nicht gerade die übliche Zeit war, denn es war 1 Uhr nachts geworden. Ich hatte die Absicht, nach kurzer Rast auf der großen Straße, auf der zu Mittag die Tischerkessen gezogen waren, nach Nordosten zu reiten, in der Hoffnung, auf diese Weise bald wieder zur Abteilung zu gelangen. Ein kurzes Ausfleuchten und ein sekundenlanges

dumpfes Rollen in der Ferne hatte mir gesagt, daß auch den Pionieren ihre Aufgabe geglückt war. Das Gewölk war dichter geworden, als die Patrouille sich wiederum der Landstraße näherte; wir hörten Wagengerassel und blieben gedeckt im Walde dicht neben der Straße. Immer näher kam das Rasseln, und plötzlich beleuchtete der Mond ein Bild, das wir wohl alle nicht erwartet hatten: auf der Straße fuhr eine schier unabhsehbare Kolonne russischer Bagagen, die von kleineren und größeren Trupps berittener Kosaken begleitet war! Wieder ließ ich rasch die Lanzenflaggen abmachen und überlegte: Sollte ich da mal dazwischenschießen? Mein Auftrag war ja erfüllt, ich konnte mir diesen „Scherz“ jetzt leisten und wieder im Wald verschwinden! Aber bei näherer Überlegung sagte ich mir, daß ja unsere Abteilung jedenfalls meine Meldung haben müsse und jetzt voraussichtlich den Russen einen hübschen Hinterhalt bereitet haben würde. Ich hätte also nur die Sache verderben können und beschloß, mit meinen Leuten einfach neben der Kolonne herzureiten; ich konnte genau sehen, wie die Russen auf ihren kleinen Pferden saßen und schliefen. War wirklich mal einer wach, so mußte er uns ebenfalls für Russen halten, und wenn die Spitze der Kolonne auf Widerstand stieß, die Wagen umdrehen wollten und ich dann mit meinen Leuten dazwischenfunkte — das konnte eine heillose Verwirrung bei den Russen und einen Heidenpaß für uns geben!

Anfangs ging die Sache auch ganz gut; wir ritten im Wald dicht neben der Straße her, keiner sprach ein Wort. Als wir aus dem Wald heraus wieder ins Freie kamen, vergrößerte sich der Abstand, denn ich

wollte es doch nicht gerade darauf ankommen lassen, von den Kosaken angeredet und womöglich doch erkannt zu werden. Von Zeit zu Zeit brach der Mond aus den Wolken und beleuchtete das eigentümlich friedliche Bild. So ging die Reise mehrere Kilometer weit; die Spitze mußte längst den Ort erreicht haben, wo ich unsere Abteilung vermutete, aber vorne regte sich nichts! Sollte sich unsere Abteilung nach geglückter Sprengung wieder zurückgezogen haben? Ich zerbrach mir den Kopf. Die Uhr ging bereits auf drei! Da geschah wieder etwas, was ich nicht vermutet hatte: vor uns tauchte ein langgestrecktes Dorf auf, das die Chaussée schnitt, und in die Dorfstraße bogen etwa 20 Kosaken — die aber offenbar nicht schliefen! — ein. Dadurch wurde meine Patrouille von der Chaussée abgedrängt, und ich war gezwungen, hinter den Gehöften immer in gleicher Höhe mit den Russen zu reiten; das Dorf war endlos, und ich sah schließlich zu meinem Leidwesen ein, daß alle Mühe umsonst sein würde. Zufällig stand gerade das Tor eines Gehöftes auf; ich winkte meinen Leuten, und im nächsten Augenblick war die ganze Patrouille unbemerkt im Hofe verschwunden. Wir zogen die Pferde in die Ställe und Scheunen und warteten die wenigen Stunden ab, bis der Tag anbrach. Ohne irgendwelchen Zwischenfall traf ich dann abends wieder mit der Abteilung zusammen, nachdem ich unterwegs zufällig bereits mit der rechten Seitenpatrouille zusammengestoßen war, die unter geschickter Führung und unter sehr schwierigen Verhältnissen ebenfalls ihre Aufgabe glänzend gelöst hatte. Unsere Abteilung hatte sich nach der Sprengung wieder nach Süden zurückziehen müssen, um nicht von starken russischen Kräften

abgeschnitten zu werden, und so entgingen uns leider die russischen Bagagen, die wohl ungestört nach Warschau entkamen.

Russisch-Polen.

Feldpostbrief zweier Dragoner

Ein jedes Land hat seine Sitten
Ein jedes Land hat seinen Brauch
Selbst Russisch-Polen, unbestritten,
Hat diese Eigenschaften auch.
Menschen und Tiere sind verschieden
In jedem Lande sicherlich,
Doch Russisch-Polen unbestritten
Ist eine Klasse nur für sich.
Um bei den Menschen anzufangen
Führ' ich zunächst den Panie¹⁾ an,
Ein Grauen faßt mich stets, ein Bangen,
Denk' ich im Traume nur daran:
Zerlumpt, zerrissen und gefräßig,
Berdreht, verwanzt, verflöht, verlaust,
Im Arbeiten besonders mäßig,
Er träge in dem Lande haust.
Das Waschen kennt nicht so ein Panie,
Das eines jeden Menschen Pflicht,
Nein, darin ist er treu dem Lande,
Er spuckt sich einfach ins Gesicht,
Und seine Matka²⁾ auch nicht minder,
Insofern sie die faulste ist,
Daß sie sowohl, wie ihre Kinder
Das Waschen ganz und gar vergißt.

¹⁾ Mann. ²⁾ Frau.

Die Kinder, die sind nicht zu zählen,
 Darin erfüllt sie ihre Pflicht,
 In allen Ecken hört man's grölen,
 Eins ist gewöhnlich noch in Sicht.
 Bist im Begriff du, was zu kaufen,
 Ob Eier, Chleba¹⁾, Milch und Speck,
 Da kannst du hin und her zwar laufen,
 Doch nie erreichst du deinen Zweck,
 Du hörst das eine Wort nur immer,
 Von Matka: „Nimma, nimma, nimma!“
 Doch guckst du bloß mal in die Röhre
 Und hast sie richtig angefaucht,
 Mein lieber Kamerad, ich schwöre,
 Dann hast du alles, was man braucht. —
 Ich komme weiter zu den Tieren,
 Zu Russisch-Polens Stolz und Pracht,
 Euch diese einzeln vorzuführen,
 Hab' ich mir jetzt zur Pflicht gemacht.
 Da hat man Hühner, Gänse, Schweine,
 Die sehen zwar nicht anders aus,
 Nur wohnen sie hier mehr im Reinen,
 Viel nobler wie bei uns zu Haus,
 Sie wohnen in der guten Stube,
 Als sollt' und müßt es so sein,
 Links sitzt ein Mädcl, rechts ein Bube
 Und in der Mitte sitzt ein Schwein.
 Das ist nun zwar nicht sehr hygienisch
 Und hört sich auch nicht menschlich an,
 Doch das bekümmert uns recht wenig,
 Ganz offen: man gewöhnt sich dran.
 Doch legst du, Kamerad, dich schlafen

¹⁾ Brot. ²⁾ nicht.

Und sehnst dich nach ein wenig Ruh,
Dann macht ein Haustier dir zu schaffen,
Bekannt bist du damit im Nu.
Raum hast du dich dem Schlaf ergeben,
Da merkst du auch ein Prickeln schon,
Dann fängt der Floh erst an zu leben
Und dann geht's los, mein lieber Sohn.
Du kratzt am Hals dich, auf dem Rücken,
Und kratzt auch andere Stellen meist,
Das Fangen will wohl selten glücken,
Weil's Tierchen gleich wo anders beißt.
Du kannst dabei in Wut geraten,
Bei einer solchen Flöhejagd,
Glaubt mir, ihr lieben Kameraden,
Ich hab' es selber durchgemacht.
Der Flöhe Gegner ist die Wanze,
Sie fällt von oben meist herab,
Und geht beim Saugen gleich aufs Ganze,
Daß du dich schrubbst die ganze Nacht.
Die andern Freunde sind die Läuse,
Ein jeder sie von uns wohl kennt,
Als Sammelplatz und als Gehäuse
Bewohnen sie das ganze Hemd,
Und stehst du morgens auf vom Bette,
Und schaust dich an und musterst dich,
Als wie von einem Bajonette
bist du zerstoichen fürchterlich.
Ich habe nun in großen Zügen,
Euch dieses alles vorgeführt,
Und könnte noch manch andres rügen,
Was hier in Polen so passiert,
Doch will ich lieber nicht mehr klagen,

Wenn's uns auch noch so dreckig geht,
Ein deutscher Mann muß alles tragen,
Wenn er in Russisch-Polen steht.
Verzagen tun wir keines Falles,
Und rufen fröhlich aus dem Feld:
Es lebe Deutschland über alles,
Ja über alles in der Welt!

Russische Weihnacht.

Dambrowken, den 3. 1. 15.

Den Weihnachtsabend verbrachte ich in Kl.-Sunfels in einem Herrenhause. In diesem Gute liegt unsere weit vorgeschobene Feldwache 500 m von den Russen entfernt. Der Weg hierher ist sehr beschwerlich. Er führt über überschwemmte Wiesen und die Angerapp.

Am heiligen Abend stand ich mit meinen fünf Leuten auf Horchposten. Wir haben auf den Feind gelauscht und zugleich gehorcht, ob nicht die Engel wie in jener Nacht erscheinen würden und uns das „Friede auf Erden“ verkünden. Doch dies geschah nicht. Vorne vor uns blieb der dunkle Wald, welcher vom Feinde besetzt war und uns zuflüsterte: Aufgepaßt! es ist heiliger Abend, wo ihr das schönste Fest feiert, und der Russe glaubt, daß ihr nicht wachet. Jetzt ist es Zeit, einen Überfall zu wagen. Er hat es gewagt, nicht bei uns, sondern südlicher. Um 2 Uhr nachts furchtbare Kanonade und Maschinengewehrfeuer. Das waren keine Engelseimmen. Aber Wache gehalten haben unsere Kameraden, denn

Wo Treue steht auf Posten
Mit Wachsamkeit und Mut,

Da ruht auf starken Pfosten
Das Heereslager gut.

Bis an den Drahtverhau kamen die Russen heran. Der Schützengraben war vorher wie ausgestorben, doch ganz stille stand der Landwehrmann, den Finger am Abzug, und wie die Russen glaubten, jetzt haben wir sie, da blitzte es auf in den Gräben, da knatterte es, da donnerten unsere Kanonen. Am anderen Morgen, wie die Sonne am Himmel blutrot emporstieg, beleuchtete sie die Stätte des Grauens. Vorm Drahtverhau lagen an die 300 Russen, hingestreckt vom wohlgezielten Feuer unserer Kameraden. Es war Rache genommen an denen, die den heiligen Abend störten.

Die Siegeskunde ging durch unsere Laufgräben, und gerade, wie dort die Sonne die Toten beschien, stand ich im Wald auf Posten. Rings um mich her glitzerten die Bäume, die von Schnee bedeckt waren. Aus weiter Ferne aus unseren Schützengräben drang Gesang an mein Ohr: „Ich hatt' einen Kameraden...“ Da habe auch ich mit angestimmt: „In der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n!“ Wie ich da vom Posten abgelöst wurde, sagte ich zu einem Kameraden, er sollte sich ans Klavier setzen und spielen. Das Klavier stand in einem Zimmer, in dem von einer Granate, die durchs Dach den Weg genommen hatte, alles bis aufs Klavier vernichtet war. Die Fensterflügel waren herausgerissen. Da drinnen haben wir unsere „Stille Nacht“ gesungen, unbekümmert um die Russen. Unsere Gedanken weilten in der Heimat bei den Lieben daheim. Auf dem Mittagstisch stand ein Rehbraten, der uns vorzüglich schmeckte. Am ersten Feiertag um 4 Uhr wurden wir abgelöst und wohlgemut zogen wir unserem Standort

zu. Mit vier Mann hatten wir uns noch eine Gans braten lassen, die wir bei einer Flasche Liebeswein verzehrten. Mutter hatte mir zwei Tannenzweige geschickt. Diese habe ich mit Lichtern versehen und angezündet. Einen guten Grog haben wir uns gemacht und dann haben wir uns von den Kriegserlebnissen erzählt, von unserer lieben Heimat, von Frau und Kindern.

Kalt weht der scharfe Ostwind des Nachts uns um die Ohren. Ein Schneegestöber peitschte uns den schwarzen Schnee neulich nachts ins Gesicht. Doch lauter Liebe umhüllt unseren Körper, uns schützend gegen diese Naturgewalten. Wenn wir einst heimkommen sollten, werden wir erzählen können. Wir werden unseren deutschen Frauen die Hände drücken und uns bedanken für alles Gute, was sie an uns getan haben. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“, dieses Wort wird jetzt erfüllt in reichem Maße.

Ein Soldatenbrief aus den Karpathen.

Von einem Berliner Gelehrten, der kurz nach Abgang des Briefes gefallen ist.

Jetzt weiß ich, wie die Götterspeise Amrita schmeckt! Es ist das Wundervollste, was je in meinen Mund gekommen ist. Gestern abend, als ich hier ganz erschöpft und halbtot ein warmes Quartier suchte und in einer Dorfstube bei den Artilleristen Gastfreundschaft gefunden, kam „Mattka“ (Mütterchen) aus der Ecke hervorgehumpelt und stellte mir einen Topf mit wohl einem Liter eben heißgemachter Milch hin, die ganz weiß und herrlich unter der braunen, von der Dfenflamme erzeugten Schaumrinde hervorblickte. Da brockte ich

Kommißbrot hinein, und nun war es ein so unbeschreiblicher Genuß, daß man hätte weinen mögen vor Glück, gerade so wie am Vormittag, als ich vor diesen Ofen trat und mich wärmte, in einer wirklichen Stube!

Die letzten Dinge waren so: die Russen weichen andauernd, fast ohne Kampf, vor uns zurück; wir rücken ihnen nach, besetzen gegen Abend Stellungen auf irgendeinem verschneiten Waldberg, wo auf der anderen Seite oder weiterhin Russen liegen; man hört einige Schüsse und dann keine mehr, und am nächsten Morgen erfahren wir langsam, daß sie weg sind. Wir rücken gegen Mittag nach, begegnen einigen Zügen mit gefangenen russischen Drückebergern, und nachmittags müssen wir zu beiden Seiten der Chaussee durch den tiefen Schnee im Gänsemarsch so schnell wie möglich nach, immer sichernd und die Truppe von der Seite schützend. Abends kommen wir vielleicht in ein Dorf, ganz in Schweiß von der Anstrengung; dann stehen wir ein bis drei Stunden in Kolonne vor einem Haus, weil es heißt, es werde Quartier für uns gesucht, bis wir ganz und gar vor Kälte schauern und zittern, notabene meist mit dem Tornister auf dem Rücken. Dann gehen einzelne ohne Befehl in ein Haus und wärmen sich; die Stube füllt sich bis zum Brechen, und sogleich heißt es: Abmarsch — der Berg vor uns rechts oder links soll besetzt werden!

Und dann geht es vor durch den knietiefen Schnee, 50 bis 60 Pfund auf dem Leibe, steil bergan drei bis vier Stunden lang. Wenn wir oben sind, finden wir keine Russen; der Morgen dämmt schon; man läßt uns einbuddeln, d. h. ein Loch in den 1 m tiefen Schnee graben, bis unten eine schwarze, unheimliche Gruft

gähnt. Wir legen uns hin. Wenn man es gut versteht, wird man warm und schläft: zwei Mann müssen ein Zeltstück unter sich breiten, darunter womöglich Tannenäste, falls sie nicht zu sehr voll Eis sind; dann drücken sich zwei eng aneinander, nehmen eine Decke lang über Kopf und Füße und eine quer, die fest um die Hüften gezogen wird, und auf der man womöglich noch mit den Hüften liegt; die zweite Zeltbahn unter die Füße und über Beine und Leib; der Kopf ist ganz in Kopfschützer und Wolltuch. Die nassen Stiefel werden nun warm, und man schläft und dampft und ist glücklich — und dann ertönt eine Stimme: „Sechste Kompagnie fertigmachen! Weiterrücken!“ Man kriecht heraus und steht im Wind und klappert und ist froh, wenn es nur erst losgeht und die Beine wieder warm werden.

Dabei ist die Hochgebirgswelt zauberhaft wie ein unbeschreibliches Märchen. Die Bergwälder, Tannen oder Buchen, alle in Raureif und Schnee; die Farben von überirdischer Zartheit, wie Fidusbilder, nur noch viel schöner und zarter; der Mond in blendendem, blauem Glanz mit gelbrötlichem Hof; Sirius mit vielfach gebrochenem Glanz wie ein Weihnachtsbaumstern. Das Schneewunder der Wälder in den Vollmondnächten und im Morgenschimmer ist ganz unbeschreiblich. Die schwarzen, großen Dorfhütten mit schoberartigem Aufsatz auf dem Dach haben etwas zugleich Anheimelndes und Grausliches. Im Hausflur steht oft pflasterartig ein schwarzer Balken neben dem anderen, flobig und ungeschlachtet, und man denkt unwillkürlich an Hundings Haus in der „Walfüre“, bei dem ungewissen Ofenlicht, das aus der Stube nebenan dringt.

Die Leute sind gastlich; sie bringen fingerdicke,

schwärzliche Massen aus einem sandigen Mehl, das Hafer oder Gerste sein soll. Es liegt ziemlich schwer und fest im Magen, schmeckt aber nicht schlecht. Und dann Milch! Zum ersten Male wieder Milch!

Auf dem Marsch von Munkacz hierher war das Mittag meist knapp, da die Kompagnie jetzt kriegsstarke aufgefüllt ist, und Brot gibt es oft nur $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{4}$ am Tage, statt $\frac{1}{2}$, so daß man suchen muß, sich etwas zu verschaffen. Neulich kamen wir einmal mit einbrechender Dunkelheit zu einigen Häusern; wir sahen zu, wie die anderen einlogiert wurden, und man schickte uns schließlich auf einen Stallboden, der an beiden Seiten ganz offen war und unten kahlen Ziegelstrich hatte. Das war schließlich aber auch noch zu gut für uns, da andere hineingeschickt werden, und wir sollen in „Unterstände“, das heißt nasse Gruben im Schnee, mit etwas Zweigen bedeckt, durch die der $\frac{1}{2}$ m tiefe Schnee hineintaut; bis zu den Knöcheln Matsch. Aber Feldpost gab es an dem Abend; ich bekam Nudeln, Backobst, ein Hemd (was sehr nötig); und ein mitgeschicktes Licht reicht in dem Zugwind gerade zum Lesen der Briefe und Wiedereinpacken aus bis 10 Uhr; 10 bis 12 Uhr Wache in feuchtem Schneegestöber; Schlaf bis 6 Uhr; 6 bis 8 Uhr Wache; um 8 Uhr abrücken. Um 7 Uhr werde ich noch gerade zur Zeit von der Wache abgelöst, um noch einen Schluck Kaffee zu erwischen und zu packen.

An Kaisers Geburtstag, als wir bei herrlichem Wetter in tiefem Schnee durch den Lannenwald in einen Gebirgskessel hinabstiegen, wurde einmal seitwärts vom Wege abgetreten, Gewehre und Tornister hingestellt und ein Kaiserhoch ausgebracht.

Ich mache schnell die Sardinienbüchse von G. . s auf und tue mir zum Frühstück eine große Güte mit sieben großen Sardinien; drei verschenke ich.

Wir rasten hier bis nachmittag und brennen Feuer an. Die Feldküchen fahren auf, und wir bekommen etwas Mittag, aber nicht den erhofften Punsch. Nachmittags ruft mich der Leutnant: „M., ich gratuliere Ihnen! Sie sind zum Befreiten befördert!“ Ich verzögert.

Gegen Abend, als wir schon ganz verfroren, rücken wir weiter die Gebirgsschlucht empor. Wir hoffen sehr auf Quartier in einem Dorf, bekommen aber nur an der Chaussee Kaffee von der Feldküche und müssen dann im Gänsemarsch einen ganz steilen, verschneiten Berg mit alten Buchen besteigen. Es dauert zwei bis drei Stunden. Wenn die vorn steil haben und langsam steigen, haben wir hinten vielleicht gerade gute Bahn, müssen aber stehen und frieren. Wenn die vorn rennen, haben wir vielleicht gerade ganz steile Steigung und müssen mit dem Gepäck in einem Tempo bergan klimmen, daß uns himmelangst wird; die Füße versagen auf dem glatten Schnee; wir taumeln, fallen, raffen uns auf, klimmen verzweifelt, damit die Verbindung nicht abreißt und wir den Weg verlieren. Kommen wir heran, so stehen wir wieder und warten, bis uns das Gebein erfriert. Endlich sind wir am Pfad entlang verteilt und buddeln uns in dem ungemütlichen Waldboden unsere Löcher, die schwarz und grau-sig aus dem weißen Schnee hervorstarren. Ich lege mich mit M. in unser Loch und schlafe ziemlich kalt und unbequem; auch haben wir schon wieder Wache, alle sechs Stunden. Morgens sehe ich, daß einige ein

Feuer bekommen haben, und sogleich ist man etwas glücklicher und weniger verzagt. Am Brot hängt faustdick Eis.

Beim Hellwerden ist die Landschaft ganz überraschend schön. Ein wilder Buchenwald, alte und junge Bäume, die alten oft ganz zersplittert und zertrümmert. Koche mir an diesem Tage Makkaroni mit Tomaten — leckerhaft!

Mittags, schwach und matt wie wir sind, rücken wir weiter im Gänsemarsch durch den Schnee auf Serpentinien zur Paßhöhe. Bei der dritten Windung erhalten wir Feuer, und es werden einige verwundet. Nun heidi, quer hinab in die Schlucht! An den beschneiten Gehängen empor in Schützenlinien, zum Sturm ausgeschwärmt. Jetzt ist man ganz munter, auch der Rucksack drückt nicht mehr. Unser Zug wird etwas rückwärts in Reserve gehalten. Wir ziehen nun oben zwischen die verschneiten Lannen. Dort stehen wir wieder eine Stunde, bis wir völlig durchgefroren sind; dann heißt es: Einbuddeln! Habe mit M. zusammen mit dem Seitengewehr Lannenäste zum Lager gehauen; wir sind vergnügt — ein Feuer gelingt nicht — und wollen uns eben zum Schlafen hinlegen, als das Kommando ertönt: Weiterrücken! Pest!

Es geht in eine Schlucht hinab, wo wieder eingebuddelt wird, wo man aber nicht liegen kann, weil der Grund abschüssig ist. Wir bekommen aber ein Feuer zustande. Ich sehe meinen rechten Fuß nach, den ich mir gestern ganz kalt und tot gestanden habe; die Haut unter dem Ballen ist ganz naß und schrumpelig. Der Stiefel geht nachher nur noch mit einem Socken an, nicht mehr mit zweien. Vormittag um 11 Uhr geht es

weiter bergauf — bei der Mattigkeit fast unmöglich — bis zum Paß und zur galizischen Grenze. Dort sind Baracken, in denen wir unterstehen und Feuer machen. Wir hoffen, hier zu nächtigen, aber es heißt: Weiter! In der Baracke merke ich plötzlich, daß ich krank und fiebrig bin. Nach einigem Schwanken, als wir schon anfangen, zu marschieren, melde ich mich krank. Der Arzt sagt, ich möchte nur möglichst mitkommen, bis wir einen Halt machen; hier könne er mir doch nicht helfen.

Es geht in der Abenddämmerung auf weiten Serpentinien bergab, durch ganz zerstörte Gehöfte hindurch, von denen nur noch, wie merkwürdige Leichensteine eines Judenkirchhofes, die Schornsteine emporragen. Endlich gelangen wir an einen Platz, wo bei einem solchen ganz zerstörten Dorf zwei Baracken für Pferde usw. errichtet sind. Wir sollen uns in den Schnee eingebuddeln. Unsere Gruppe hat Wache und bezieht daher ein gemeinsames Loch, das wir gut mit Dachpappe und Decken füttern, die in der Baracke zu haben sind. An Brot haben wir für diesen Tag jeder eine zwei Finger dicke Schnitte empfangen. Ich stehe von 10 bis 12 Fahnenwache, als mich der Feldwebel bemerkt, der weiß, daß ich krank bin, und mich ablösen läßt. Nun werde ich aber aus der Wachhütte herausgeworfen, da dort nun kein Platz für mich ist, und soll eine halb offene Eishöhle mit Feuer beziehen, wo man nicht liegen kann. Ich suche mir also noch einen Platz im Stall, wo ich von 12 bis 4 leidlich zwischen den Füßen der anderen schlafe. Am Tage treibe ich mich in der Baracke umher, wo einige Öfen sind und viel Brot vom 1ten Regiment herumliegt, die Über-

fluß haben. Auch finde ich ein Stück Käse und Speck und ein besseres Kochgeschirr, da hierher viel Verwundete zurückkommen. Die nächste Nacht werden wir in eine leider nicht heizbare Bretterbaracke gelegt, die längs aus vier Holzpritschen hat, so daß man wenigstens trocken liegt. Es ist etwas zugig, aber der Eingang wird, so gut es geht, verstopft. Hinten sind Pferde angebunden, die mit Gewalt die Bretter abreißen und fressen. Abends gab es wieder Feldpost, Honig, Milch, Butter, ein Makronentörtchen (ein himmlischer Genuß). Ach, wenn es doch einmal ein Dreipfundpaket von solchen Makronen gäbe! Auch einen ganz großen, dicken Pfefferkuchen mit aufgelegten Mandeln möchte man wohl gern einmal haben! Nun hätten wir in diesem Schuppen ganz gut geschlafen, aber alle halben Stunden hieß es: „Kompagnie X oder Y fertigmachen!“, so daß man immerfort aus dem Schlaf emporschreckte in der Angst, es ginge weiter. Als der Sanitäter W. und ich uns am andern Morgen gerade noch einmal fest eingewickelt und ein bis zwei Stunden heiß geschlafen hatten, hieß es wirklich: 6. Kompagnie fertigmachen! Und Hals über Kopf los. Noch beim Zuschnallen der Tornister versuchten die Vorübergehenden uns die Bergstöcke zu klemmen, die überm Kopf unter dem Dach steckten, und an denen mein Helm und Geschirr hing. Da diese hinfielen, merkte ich es und rettete meinen. Seitdem ist er längst wieder weg, und ich habe schon den dritten. Noch zwei Tage lang weiter durch den meterhohen, zarten Schnee. Am Abend des zweiten Tages Feldpost, für mich eine harte Pfundwurst von M., sehr willkommen; zugleich hieß es aber: Abrücken in andere Stellung, so daß wir kaum in flie-

gender Haft die Päckchen wegstecken und forthumpeln konnten. Es ging in eine Schlucht hinab — einbuddeln!

Während M. buddelte, machte ich schnell meinen Tornister auf, um eine Wurststulle mit Butter zu essen. Aber es hieß: Sammeln, folgen! Also wieder all die Schnallen zu mit den steifen, wunden Fingern und nachgedufelt. Inzwischen hatten die Vorbeikommenden meinen Bergstock mitgenommen.

Hundert Schritt weiter hieß es: Hier einbuddeln. Dort schlief ich wie ein Loter, da es 12 Uhr geworden war. Aber um $\frac{1}{2}$ 5 Uhr hieß es: 6. Kompagnie fertigmachen! Nun zogen wir 500 Schritt weiter, und da hieß es: Wieder einbuddeln! Ich lag eine Weile und schlief und aß dann die ersehnte Wurststulle, aber sie hatte keinen Geschmack, weil alles gefroren war.

Die Schönheit der Natur war unbeschreiblich; der Morgenhimmel von überirdischer Zartheit; der Morgenstern hell wie eine elektrische Bogenlampe. Ein arktischer Farbenzauber, ein unbeschreiblich schönes Märchen!

Die Schützengräben der Russen vor uns waren verlassen. Wir rückten da hinein, machten mit russischem Pulver Feuer an und fanden auch etwas Russenbrot, das, angeröstet, zu Kakao ganz gut schmeckt. Einige tote Russen lagen umher; der eine in Anschlagstellung erstarrt. Wir zogen ihnen die Filzstiefel aus, die Muster in ganz eigentümlichem Bläulichrosa auf weißlichem Filz hatten. In Gruppen zu 20 und 10 wurden gefangene Russen an uns vorbeigebracht.

Wir gingen auf Serpentinaen ins Tal hinab, wo uns ein großes Dorf entgegenlachte, in dem die russischen Nachzügler aufgegeben wurden. Vorn hörte man noch etwas Artilleriegefecht, und vom Dorf an mußten wir

wieder durch den Schnee ausschwärmen, besonders für den Vordersten eine ungeheure Anstrengung.

Wir hofften in dem Dorf Quartier zu bekommen, aber wir mußten weiter, rechts hinaus auf einen Berg. Schon buddelten wir, und dann war es doch wieder falsche Front gewesen, und wir mußten ins Dorf zurück und links hinaus, in Schützenlinie auf einen ganz hohen, steilen Berg, jeder besonders sich durch knietiefen Schnee vorarbeitend. Erst in der Morgendämmerung kamen wir, halbtot vor Ermattung, auf dem windigen, schmalen Kamm an, schliefen bis zum Mittag zwischen Lannen, und dann ging es 3 km hinab nach S. Nun bin ich aber am Ende und werde mich einige Tage im Revier erholen und meinen Tornister auf dem Wagen fahren lassen.

Als ich gestern abend die Sanitäter nicht fand und hier bei den Artilleristen in der warmen Stube Gastfreundschaft fand, war es eine solche Erlösung von den Anstrengungen der letzten Tage und Nächte, daß ich, vor dem Ofen stehend, beinahe das Heulen bekam. Und dann kam Matka und brachte die heiße Milch! Denke Dir, „heiße Milch!“, mit Schwarzbrot drin! Und dann lag ich auf der Ofenbank stundenlang wach und dachte über dieses ungeheuerliche Glück nach. Es war zu schön zum Schlafen! Und hier sitze ich noch heute vormittag, Briefe schreibend, und kann mich noch nicht trennen. Aber nun werde ich die Sanitäter suchen. Tausend Dank und Gruß!

Die Jagd durch Galizien.

Unaufhaltsam geht es jetzt vorwärts, immer nur vorwärts, dem Feinde nach, der nur selten sich noch ernst-

lich stellt und die Zähne zeigt. Allerdings ist sein Gebiß noch gar scharf, und wo er hinbeißt, da gibt's Wunden, blutige Wunden. Doch bald ist seine Kraft zu Ende. Der Riesenkörper wird bald still werden, die gewaltigen Lagen werden nicht mehr um sich schlagen, und wir, wir sind die Sieger über den Kolosß. Einstweilen geht's noch lustig weiter, noch dauert die Jagd, noch bekommt er alle Tage neue Wunden, muß alle Tage von neuem bluten und wird gejagt von Ort zu Ort. Herrgott, ist das ein tolles Reiten, eine wilde Jagd, so möchte ich jagen und reiten lebenslang. Heute hier, morgen dort, weiter ohne Aufenthalt, doch von überall her schöne Erinnerungen mitnehmend, überall gerne gesehen und als Befreier fast in den Himmel gehoben. Was haben wir Blumen bekommen, es ist kaum zu glauben. Die Leute plündern ihre Gärten und Beete, um uns mit den Blumen zu überschütten. Und wohin wir kamen, wurden wir gefeiert wie die Götter, und je näher wir Lemberg kommen, desto toller wird's. Allerdings sind wir, als Kavallerietruppe, dem Feinde stets direkt auf den Fersen und gar oft die ersten Deutschen, die in das Dorf oder die Stadt einreiten.

Wie gut es uns jetzt geht, kann nur der sagen, der die mondelange Schützengrabenzeit mitgemacht hat, wovon auch wir unseren wohlgemessenen Anteil hatten. Unsere Gäule waren klapperdürre geworden, während sie jetzt trotz unerhörter Strapazen, die sie spielend überstehen, langsam wieder pferdeähnlicher werden und Rundung bekommen. Allerdings bekommen die Gäule jetzt wahrhaft riesige Haferportionen, da russischer Hafer in Hülle und Fülle da ist, und man, was das schönste an der Sache ist, nicht erst zu fragen braucht, was und wie-

viel man füttern darf. Herrn wie Gäulen geht es ganz gut, dazu das Bewußtsein, es geht vorwärts, immer vorwärts, von dem Jubel und dem Empfang der befreiten Bewohner gar nicht zu reden. Da sieht man so recht, wie das Volk unter der russischen Knute gelitten hat, und wie sehnsüchtig die Leute die Befreier erwartet haben. Daß wir kommen würden, stand bei allen bombenfest, nur über das Wann war man sich noch im unklaren, man hatte mit einer noch längeren Zeitdauer gerechnet und ist nun doppelt froh, daß die Befreiung eher kam, als man erwartete. Überall hörte man nur die eine Versicherung, daß, wenn, was Gott verhüten möge, die Russen nochmals kämen, dann würde kein Mensch mehr zu Hause bleiben und lieber Gut und Eigentum opfern, als nochmals mit den Russen in nähere Berührung kommen.

Auf Einzelheiten kann ich nicht eingehen, doch habe ich so viel über russische Gewaltaakte gehört, daß ich mir die Abneigung der Bevölkerung gut erklären kann, und auch ihre, oft mit schweren Gefahren verbundenen Hilfeleistungen, die sie uns gegen die Russen angedeihen ließen. Aus den sichersten Verstecken, aus den tiefsten Wäldern und Schluchten, aus Heuschobern, Kornböden und Kellern haben wir die feigen Kerle mit Hilfe der Bevölkerung aufgestöbert, und gar oft, wenn wir selbst zu schwach waren, um eine sich irgendwo aufhaltende größere Gesellschaft Russen festnehmen zu können, genügte ein kurzer Appell an die Vaterlandsliebe der Bevölkerung und ein Hinweisen auf das Nahen größerer Truppenmassen von uns, um jung und alt uns dienstbar zu machen. In vielen Fällen kam es vor, daß die Leute sich mit allen ihnen gerade in die Hände fallenden

Sachen bewaffneten, um auch durch die That zu beweisen, wie sehr sie uns zugetan waren. Hierbei passierten oft die drolligsten Sachen, und wenn den Russen nicht der Schreck allzusehr in die Glieder gefahren wäre, so hätte es für uns, da wir oft nur wenige Mann waren und die Bewaffnung der Einwohner wirklich nicht kriegsmäßig war, selbst für russische Begriffe nicht, übel genug ausfallen können. Meist jedoch genügte unser bloßes Erscheinen, um die Russen zur Übergabe zu bringen, doch hatten wir auch manchmal eine kleine Schießerei, bei der die Einwohner in respektvoller Entfernung zusahen. Trotz ihrer schweren Bewaffnung, die aus Dreschflegeln, Heugabeln, sogar Wagendeichseln bestand, hielten sie es für ratsam, sich nicht in den Kampf einzumischen, waren jedoch nachher beim Entwaffnen und Bewachen der Russen gut zu gebrauchen. Auf jeden Fall ist die Haltung der galizischen Bevölkerung über alles Lob erhaben, und ich kann mir nichts Schöneres vorstellen, als unsern Siegeszug durch das aufjubelnde, weil von Fremdherrschaft erlöste Land.

Meist kommen wir den Herren Russen so unerwartet, daß sie keine Zeit mehr haben, um noch auf und davon gehen zu können, und so bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sich gefangen zu geben, wenn sie nicht mit unseren Karabinern Bekanntschaft machen wollen. So kamen wir eines Tages auf einen abseits der Straße in einem Thal gelegenen großen Gutshof. Wir wollten ganz schlau sein und hatten, um früher in *Y.* anzukommen, einen Seitenweg durch den Wald eingeschlagen, uns dabei natürlich gründlich verirrt, und waren nun, nach langem Ritt kreuz und quer müde zum Umfallen, heilfroh, den

Gutshof vor uns zu sehen, der, wie auf der Karte zu ersehen war, nur 20 Minuten abseits der großen Landstraße lag. Es war gegen 7 Uhr abends, als wir ankamen, und wie wir zur unangenehmsten Überraschung gleich feststellen konnten, steckten Russen in den Gebäuden, und nicht zu Knapp. Wir, nicht ganz ein Zug stark, nicht lange gefackelt, denn dazu waren wir nicht aufgelegt, mit eingelegerter Lanze unter furchtbarem Gebrüll in den Hof gesprengt, niedergeritten, was sich uns in den Weg stellte, die Ein- und Ausgänge besetzt, die Stallungen versperret, und ehe die beim Essen in der großen Scheune tätigen Russen recht zur Besinnung kamen, waren wir schon Herren des ganzen Gehöftes. Die russischen Offiziere, sechs an der Zahl, darunter ein Major mit seinem Adjutanten, saßen auch in aller Seelenruhe beim Abendessen, und, weiß Gott, sie tafelten nicht schlecht, und sie dachten wohl an alles andere, als an unser Erscheinen. Das Essen der Herren war so reichlich, daß es auch für uns, meine Wenigkeit, den Wachtmeister und meine vier Unteroffiziere, noch langte, während die russischen Herren, denen der Appetit gründlich vergangen war, im Nebenzimmer unter Bewachung von zwei meiner Leute den Schrecken verdauten. Wir machten bei dieser Gelegenheit über 200 Russen zu Gefangenen, die wir noch in derselben Nacht in K. ablieferten. Das war ein gefundenes Fressen für uns. Außer den Gefangenen und ihrer Bewaffnung fiel uns noch eine ganze Menge Fressalien in die Finger, darunter 17 vorzügliche Schinken, die die Kerle sicher irgendwo gemaust hatten und die von uns gebührend gewürdigt wurden. Meine Leute waren quiettschvergnügt, vergessen war Müdigkeit und Unlust, nun

herrschte eitel Freude und Genuß. Die Sachen schmeckten vorzüglich, und die russischen Räuber, die wütend unserm Rauen zusahen, mögen sich maßlos geärgert haben, denn wir aßen, nein, wir fraßen, einmal, zweimal, dreimal, wir waren gar nicht satt zu kriegen. Die Russen hatten schon zwei Tage auf dem Gute gehaust und wären noch länger geblieben, ohne unser Dazwischkommen. Die Freude der Gutsfrau, deren Mann als Offizier auf österreichischer Seite kämpft, war groß, und sie wußte nicht, wie sie uns ihre Dankbarkeit bezeigen sollte. Wir hatten einen guten Fang gemacht und freuten uns.

Und so geht es weiter, Tag für Tag kommen wir näher an die russische Grenze, immer hinter dem fliehenden Feind her, bis Galizien frei von seinen Horden ist und seine Millionen gänzlich aufgerieben.

Im Kosakensturm.

... Bei unserem Vorrücken auf L., das die Russen unter allen Umständen zu halten sich bemühten, hatten Teile unseres Bataillons eine heftige Kavallerieattacke auszuhalten, die aber an der ganz hervorragenden Feuersdisziplin unserer Truppen zerschellte. Beim Verfolgen der wieder einmal aus ihren Stellungen vertriebenen Russen, bei dem unser Regiment seine alte Schlagkraft und Schneidigkeit aufs neue bewiesen hatte, waren die Kompagnien unseres Bataillons weit auseinandergezogen worden und gingen in dünner Schützenlinie vor, die 1. und Teile der 2. Kompagnie auf dem rechten Flügel. Wir unterhielten mit den weichenden Russen ein andauerndes Feuergefecht und wandten unsere Auf-

merksamkeit fast ausschließlich diesem zu. Plötzlich höre ich einen meiner Leute einen lauten Schrei ausstoßen und folge mit den Augen der Richtung seiner ausgestreckten Hand und sehe, wie aus einer Talmulde vielleicht 1000 m seitwärts von uns dunkle Kavalleriemassen vordringen. Das konnte ja nett werden, unsere dünne Linie von Kavallerie attackiert!

Doch im gleichen Augenblick brüllte ich auch schon meinen Leuten rechts und links von mir die Neuigkeit in die Ohren. Für einen Augenblick stockte unser Gewehrfeuer, und ich hörte in der kurzen Pause deutlich, wie die Nachricht an der ganzen Front entlang lief. Und dann kamen die Befehle, die zwar von den wenigsten verstanden wurden und dennoch gegeben werden mußten. Von uns allen wußte jeder auch ohne Befehl, was zu tun war, und es zeigte sich mal wieder glänzend, daß der deutsche Soldat in der Stunde der Gefahr selbständig zu handeln weiß. Als ob die feindlichen Reiter gar nicht existierten, schoß der rechte Flügel ruhig auf das alte Ziel weiter, ein aufmerksamer Zuschauer hätte nur beobachten können, wie die Leute aus ihren Patronentaschen an Munition herausschloßen und vor sich hinlegten, was gerade zur Hand war. Der linke Flügel, soweit er in Betracht kam, schwenkte mit einigen kurzen, schnellen Sprüngen halbrechts herum, so daß die ganze Front jetzt dem neuen Feind zugekehrt war. In die entstandene Lücke schwenkte in schnellem Begreifen ein Halbzug der 2. Kompagnie ein. Das waren unsere ganzen Vorbereitungen. — Und dann setzte das Feuer an der neugebildeten Front aus. Klar und deutlich hörten wir die Stimme unseres Führers, der den Befehl gab, nur auf sein Kommando zu feuern. Ruhig lagen wir in

der Schützenlinie, begierig den Augenblick erwartend, der das ersehnte Kommando bringen sollte. Neben mir zählte ein Gefreiter halblaut seine Patronen und schob seelenruhig seinem Nachbar, einem Landsturmsrekruuten, eine Handvoll zu, der, wie er meinte, mit seinen Patronen nicht auskäme. Und doch hatte er wohl 20 Rahmen vor sich liegen, während der Gefreite nicht mal die Hälfte für sich behielt. „Die, gut gezielt, tun's reichlich“, brummte er und pfiff gemütlich ein paar Takte eines Gassenhauers.

Mir war's zumute, als befände ich mich im Theater und der spannendste Teil des Stückes komme jetzt erst. Eine rasende Spannung war in mir. Die Feinde waren inzwischen schon bis auf 500 m herangekommen. Wie eine gigantische dunkle Wolke wälzte sich der Reiter-schwarm auf uns zu, eine ganze Brigade, Husaren und Kosaken. Weit voraus ritt auf einem mächtigen Braunen ein schwarzbärtiger Kosakenoberst, hastig mit den Armen in der Luft herumfuchteln, dicht hinter ihm zwei weitere Offiziere.

In rasender Hast kam die dunkle Wolke näher, immer näher, jetzt 400 m — 350 m. Wir hörten schon deutlich das wüste, wilde Gebrüll der Kosaken, mit dem sie ihre Gäule zu noch größerer Schnelligkeit antrieben, hörten die Stimme des russischen Führers, der seinen Leuten etwas zuschrie, und lagen noch immer regungslos, den Finger am Abzug in der Schützenlinie. Nur die Augen leuchteten und das Ohr harrete in atemloser Spannung des Kommandos. Auf 300 m waren die Regimenter herangekommen, da klang hell, wie eine Siegesfanfare, das Kommando unseres Führers zum Feuern.

Und dann wickelte sich alles so schnell ab, daß ich gar nicht mehr zum richtigen Erfassen dieses wunder-vollen Schauspiels kam. Wie im Traume hörte ich neben mir Knallen, das Knallen schwoll zu einem Ge-töse von selten gehörter Stärke an, wie im Flug sah ich die näherkommende dunkle Reiterwolke stußen, sah die vordersten Glieder stürzen, sah ganze Geschwader seitwärts ausbrechen, ebenfalls stürzend im Feuer zu-sammenbrechen, sah dann nur noch eine einzige dunkle Masse, die sich in heftigen Zuckungen auf dem Boden herumwälzte. Aus der dunklen Masse stürzten ein-zelne Punkte auf uns zu, 6, 8, 20, 30 einzeln, auf-gelöst auf durchgehenden, schäumenden Pferden. Dann folgte einige Augenblicke ein Durcheinander in unserer Schützenlinie, Schreien, Schimpfen, Hauen, Stechen, Schlagen, noch einige Schüsse, und dann Stille, un-heimliche Stille, die nur unterbrochen wurde durch das Stöhnen der Verwundeten und den Todesschrei eines Pferdes.

Die Attacke war abgeschlagen, der Feind fast ver-nichtet. In rasender Eile suchten die Trümmer der bei-den stolzen Regimenter das Weite und verloren sich in der jetzt rascher einsetzenden Dämmerung. Wir sahen uns an. War die Geschichte denn schon aus, kam nichts mehr nach? Der Gefreite neben mir zählte halblaut seine Patronen, es fehlten nur zwei Rahmen. Aber jeder Schuß ein Treffer, meinte er stolz. Der Landsturmmrekrut schob dem Gefreiten die vorher ge-borgten Patronen wieder zu: Meine haben gelangt, danke! Ich weiß nicht, hatte ich gefeuert oder nicht, neben mir lagen einige Hülsen, sie waren also wahr-scheinlich von mir. Nur daß ich um mich gehauen hatte

und der Feind neben mir zusammengebrochen war, das wußte ich mit Bestimmtheit. Das niedertropfende Blut an meinem Seitengewehr zeugte davon. Drei Schritt von mir lag ein Reiter, es war der Kosakenoberst, tot, starr. Eine blutrote, schlecht geheilte Narbe, gewiß von einem früheren Gefecht herrührend, lief ihm von der Stirn zur rechten Backe und verschwand in dem dunklen Bartgewirr. Die rechte Hand hielt noch den Säbel umkrallt, die linke war auf die Brust gepreßt, aus der langsam Blut hervorsickerte. Halb begraben von seinem zusammengebrochenen Gaul lag er da, im Tod noch trotzig und ungebeugt, einen harten Zug um den Mund. Einige Schritte weiter lag stöhnend sein Adjutant. Er war es, mit dem ich mich herumgeschlagen hatte, und der durch meine Waffe gefällt war. Sein Oberst und er waren zu gleicher Zeit bei uns durchgebrochen, und beide hatte das Schicksal ereilt. Wir hatten fast keine Verluste, und nur wenige Feinde waren bis an unsere Linie gekommen und hier schnell abgetan worden.

Vor uns die dunkle Masse bewegte sich noch immer, einige Gestalten lösten sich daraus und kamen hinkend zu uns herüber, reiterlose Pferde jagten ängstlich wiehernd an der Front entlang, und lautes Stöhnen und Klagen trugen die Winde zu uns. Die Stimme unseres Führers löste den Bann, der uns alle gefangen hielt, die helle, nun wieder leidenschaftslose Stimme: „Auf das alte Ziel weiterfeuern, langsames Schützenfeuer!“ — Und dann ging es, als ob nichts geschehen wäre, wieder in dem alten Tempo weiter, immer hinter dem weichenden Feind her.

Die Herren der Luft.

Eine Erkundungsfahrt durch die Luft.

Eine Schilderung von Hans von Rhyn.

Weit draußen, hart an der Grenze, liegt geschützt in der Talmulde die Fliegerstation. Schweigend ziehen die Wolken hinein in die weite Ebene, nur hin und wieder bricht der Mond auf Augenblicke durch ihren Schleier.

Es ist wenige Minuten vor 3 Uhr. Ich bin dazu ausersehen worden, den Doppeldecker über den Feind zu steuern, um dessen Stärke und Marschrichtung festzustellen. Nur wenige Minuten, und fahrtfertig steht meine wuchtige Maschine vor ihrem Schuppen. „Loslassen!“ — In mächtigen Sätzen springt das Fahrzeug, torkelnd wie ein auffliegender Storch, über die Bodenwellen, und in gewaltigem Satz schießt es dann hinauf in sein Reich. Brauende Bodennebel bedecken bald die immer kleiner werdende Fliegerstation, und, vollkommen in Nebel gehüllt, nehmen wir nach der vibrierenden Nadel unseres Pfadfinderkompasses den Weg nach dem Feinde.

Heller und heller wird der Morgen, nach einstündigem Fluge schwinden die Bodennebel, und mit vollem Tiefensteuer senke ich den grauen Vogel zur Erde. In nur 100 m Höhe setzen wir unseren Flug fort. Während

ich die Morgenböen pariere, läßt mein Beobachter das Auge suchend über das Gelände schweifen. Wir müssen dicht am Feinde sein; und richtig, mein Begleiter weist plötzlich schräg an den Horizont, wo sein Glas Truppenverbände entdeckt hat. Ich gebe Vollgas, und mit 120 km geht's über den Feind. Jetzt sind wir in 400 m Höhe über ihnen. In großer Kurve ansteigend bringe ich die Maschine auf 1000 m. Und das war gut so, denn schon steigen unten Wölkchen auf und die ersten Infanteriegeschosse pfeifen um uns. Aber sie sollen uns nicht verscheuchen, bevor wir Zahl und Stellung genau erkundet und eingezeichnet haben. Ich bin auf 1500 m. Recht unangenehm spucken ein paar vorwitzige Maschinengewehre uns um die Köpfe. Nochmals müssen wir herunter. Mit volllaufendem Motor senke ich meinen Albatros und umrunde in ungeheuer schneller Spiralkurve die feindliche Stellung. Kaltblütig frokiert der Beobachter peinlichst genau und sauber die Stellungen in die Karte, dann winkt er mir mit dem Arme; unsere Aufgabe ist erfüllt.

Inzwischen haben auch die mit auf dem Marsche befindlichen feindlichen Geschütze abgeprobt und verknallen ihre Schrapnells fröhlich in die Luft. Die sind uns indes weit weniger gefährlich, als das Infanterie- und Maschinengewehrfeuer, denn von den etwa dreißig abgegebenen Schüssen frepierten nur vier, und die in einer ganz ungefährlichen Ferne. Ich bin jetzt wieder in 1500 m Flughöhe und wende zur Rückkehr. Und während der Apparat steil in der Kurve liegt, kann mein Beobachter nicht umhin, in den aufgewählten Ameisenhaufen der Feinde hinein sein ganzes Revolvermagazin zu verfeuern.

Nach einstündigem Rückfluge liegt unter uns wieder, wie ein Kinderspielzeug, die Station. In engen Spiralen senkt sich die Maschine, und freudig können wir dem Stationsführer unsere Meldung überreichen. Die Funken knistern. Der Telegraph spielt wieder. Unsere braven Linientruppen hatten nun das übrige zu tun und entledigten sich ihrer Aufgabe so glänzend, daß schon am Nachmittag das Gros der beobachteten Feinde zu Gefangenen gemacht worden war.

„Nahaufklärung“.

Um 7 Uhr früh startete ich mit meinem Freunde M. zur „Nahaufklärung“. Bald liegt der Morgendunst unter uns, über uns stahlblauer Himmel, im Osten klettert die Sonne blutigrot über den Dunst. 1500 m Höhe! Wir schwenken nach unserm Aufklärungsstreifen ein. Unter uns ziehen ein paar Schäfchenwolken durch, wir können aber durchsehen. Unter uns lange schmale Striche. Das sind Schützengräben. Einzeichnen auf der Karte! Links an dem Dorf blitzt's auf. Man sieht kleine Bierecke, hier stehen Geschütze! Einzeichnen! Hinten an dem Wald Fahrzeugansammlungen, Bewegung. Da noch eine Batterie, aha, das ist die, die gestern die Xer flankierte. Einzeichnen! Ein Zug nach N. fahrend, der bringt Munition. Unter uns zieht's sich immer mehr zu, man kann nur noch durch Löcher beobachten. Da klingt plötzlich in das gemütliche Gesumme meines Mercedes ein fremder, heller Ton: da kommt auch schon in rasender Fahrt (Summe meiner und seiner Geschwindigkeit) ein Doppeldecker

spitz auf uns zu. M. schreit gellend: „Der hat ein Maschinengewehr!“ Er macht den Karabiner fertig. Das Herz schlägt mir doch schneller. Ich schlage scharf rechts einen Bogen, der Kerl tölpelt, darauf nicht gefaßt, vorbei, M. behält ihn scharf im Auge und winkt mich ein. Jetzt schneidet er rechts auf uns zu. Ich schmeiße meinen Vogel scharf um den rechten Flügel herum, während M. drei Schuß auf ihn feuert, Wirkung ist nicht zu sehen. Dagegen klatscht ein Schuß in mein Tragdeck. Jetzt hilft nur die Frechheit, mit der mich der gute Gott ja reichlich ausstattete. Ich halte scharf Kurs auf den Feind zu, er wendet rechts, ich links, die Entfernung zwischen uns wird größer, bald ist er nur noch ein Punkt. M. reicht mir die Hand über die Karosserie. Also wieder einmal dem Leben wiedergegeben! Nun aber zurück und melden! Borne bei der Gefechtsstation des Generalkommandos liegt ein Landekreuz, darauf setzen wir auf. Der ganze Generalstab kommt schon auf uns zu. Was Neues? Wir geben unsere mit den feindlichen Stellungen bemalte Karte. Der Chef des Stabes hält Vortrag über unsere Erkundung, während der Korpsadjutant mir in äußerst verständnisinniger Weise eine Zigarette gibt. „Nun fahren Sie, bitte, noch zur schweren Artillerie und geben denen die Ziele.“ Unser Auto fährt an Gräbern vorbei, Gräbern mit Helmen, Gräbern mit Käppis. Hier ist vor drei Tagen jeder Fußbreit mit Blut erkämpft worden. Wir kommen in die kleine Stadt ... hinein. Wo ist die Beobachtungsstelle der schweren Artillerie? Man weist uns ein hochgelegenes Haus. Püinich — rach! faust ein franzmännischer Gruß über uns weg. Die vom Fluge her etwas erregten Nerven

lassen mich eine tiefe Verbeugung machen. Lächerlich! Über Trümmer von Möbeln, tote Pferde, Damenwäsche, ein Klavier, einen toten Etat-Major, geht's zur Beobachtungsstelle, die Telephonstrippe zur Batterie zeigt den Weg. Der Hauptmann am Scherenfernrohr an der Dachluke ist sehr entzückt. Na, dann wollen wir sie mal ausräuchern, er schmunzelt über den ganzen Bollbart. Wir bieten uns zur Schußbeobachtung an. Famos! Das Ziel wird vereinbart. Wir zurück zum Apparat. Nach einer halben Stunde erscheinen wir in 1000 m Höhe, höher erlauben es die Wolken jetzt nicht mehr, vor der schweren Batterie. Jetzt feuern unsere Brummer eine Lage (vier Schuß), sie lagen zu kurz zum Ziel. Endlich feuern sie richtig; vor uns unten liegen die Sprengwolken in der feindlichen Batterie. M. und ich lachen uns an, jetzt können wir wieder landen. Das wäre geschafft! Nach dem Essen kommt eine andere Batterie der Franzmänner daran. Man ist mit sich zufrieden. Ein schöner Tag. So, nun noch die Bemerkung, daß kein Fliegerlatein dabei ist. Das ist das Wundervolle an unserm Beruf, daß man unendlich viel greifbar nützen kann und immer den Erfolg von oben feststellen kann, den unsere Bemühungen erreicht haben.

Ein „Wurschtiger“.

Seit der „drohenden Kriegsgefahr“ habe ich heute nach drei Wochen mal endlich Gelegenheit, Dir genauer zu schreiben. Es ist nur schade, daß ich nicht frei von der Leber reden kann, weil dann der Brief nicht befördert wird. Das Sicherste ist: besten Gruß,

ich lebe noch; viel mehr kann man kaum schreiben. Wenn man nur sagt: ich bin heute von ... nach ... geflogen, oder wenn bei dem Datum die Ortsangabe vermerkt wird, dann kriegt man die Karte bzw. Brief zurück oder sie bleibt irgendwo liegen bis in die Puppen. Ich habe sehr viel erlebt und könnte ein dickes Buch über meine Erlebnisse schreiben.

Man hat eine erstaunliche Sicherheit und Wurschtigkeit (in gehobener Sprache Tapferkeit), die selbst höheren Ortes anerkannt wird. Ich sage mir immer, zu ändern ist ja doch nichts, wenn man im Apparat sitzt. Geschossen haben diese Halunken auf uns wie wahnsinnig — die Infanterie und Kavallerie (lange marschierende Kolonnen) suchen sofort beim Erscheinen eines Flugzeuges irgendeine Deckung auf, wenn möglich Waldrand, um ihre eigene Stärke nicht zu verraten, und feuern feste. Die Artilleriehaubitzen helfen mit, so daß man in allen Himmelsrichtungen um sich herum weiße Sprengwolken sieht. Infolge des Propellergeräusches hört man es nicht knallen, sondern man sieht nur. Da ich dabei eben die genügende Wurschtigkeit besitze und bei der Knallerei ruhig weiter erkunde, so habe ich bisher einen mächtigen Dusel in bezug auf Meldungen gehabt. Nur ein einziges Mal sind wir etwas abgetrieben worden und mußten unseren Kurs ändern, weil zwei französische Flugzeuge wie wild uns hekten. Das eine überflog uns und warf auf uns etwa drei- bis viermal spitze Pfeile aus Köchern, die etwa zehn bis zwanzig solcher Dinger enthalten; was dieser Quatsch für einen Zweck hat, weiß ich nicht; vermutlich rechnen diese Lumpenhunde damit, daß zufällig einer von diesen Pfeilen den Propeller trifft — dann ist man natürlich

erledigt. Das andere Flugzeug war etwa 300 m hinter uns und feuerte ganz blödsinnig aus einem Maschinengewehr. Wir haben unsere Pistolen gezogen. — Getan hat man uns nichts. Einige Löcher hat jeder von unseren Apparaten, darüber geht man eben im Kriege stillschweigend zur Tagesordnung über. Zu Hause wird der Kummel repariert, oder wenn die Riste ganz kaputt ist, kauft man eine neue. Das wirklich Gefährliche ist die sogenannte Ballonabwehrkanone, die die Franzosen auch besitzen, mit der sie aber vorläufig noch nicht die nötige Übung haben. Gestern hat diese olle Kanone etwa 60 Schuß auf uns abgegeben, ohne das Flugzeug zu beschädigen.

Gestern war eine kolossale Schlacht. Lagarde ist natürlich nur eine Bagatelle dagegen. Der Erfolg: Sieg auf der ganzen Linie. Für mich der großartigste Tag im bisherigen Leben, das hat Spaß gemacht! Dreimal bin ich aufgestiegen und habe den Dusek gehabt, die ganze feindliche Stellung melden zu können. Der Kommandierende General weinte beinahe vor Rührung über die Meldungen — außer mir ist noch ein Generalstabsoffizier hochgegangen, der die Meldungen bestätigte und noch im Nachbarabschnitt rumsflog. Von einem Mitglied des freiwilligen Automobilkorps habe ich ein Frühstück à la Borchardt bekommen, während der Schlacht beim Generalkommando. Abgesehen von der Flugzeit war ich meistens beim Generalkommando, habe eine dicke Zigarre nach der andern geraucht, habe Schrapnells plätzen sehen, Abtransport von Verwundeten und Gefangenen und bin im Auto rumgefahren. Von der Begeisterung hast Du kaum eine Vorstellung, trotzdem gerade im 21. Korps unter den vielen Re-

servisten und Landwehrleuten fast nur Lothringer sind. Lieber, guter Karl, man ist in einer Schlacht ein ganz anderer Mensch. An Angst denkt kein Mensch, weil man dazu keine Zeit hat. Es war herrlich! Ein ohrenbetäubender Lärm. Draufgegangen sind die Kerls wie blödsinnig. Unsere Artillerie hat ganz brillant geschossen. Ich habe in Schützengräben Hunderte von toten Franzosen gesehen. An solchen Anblick gewöhnt man sich mächtig schnell. Tote Pferde, explodierte Patronenwagen, Waffen usw. habe ich haufenweise gesehen.

Viele Gefangene habe ich gesehen; 1300 wurden vorbeigeführt. Ich war dabei, wie sie von 30 Gendarmen untersucht wurden. Die Gefangenen machten zum größten Teil einen verkommenen Eindruck — ich habe selbst mit einigen gesprochen. Viele sind vergnügt, daß sie gefangen sind, weil sie seit zwei Tagen nichts mehr zu essen bekommen hätten und nun sich nicht mehr totschießen zu lassen brauchten. Das sagen die Kerls ganz offen. Auch mit französischen Offizieren habe ich gesprochen; sie schimpfen auf ihre Artillerie und beauern, daß sie den Krieg nicht gewollt hätten. Was die Gefangenen für Mist bei sich hatten, spottet jeder Beschreibung! Unsittliche Postkarten haufenweise, mit allem möglichen Quatsch vollgeschriebene Notizbücher, sogar Schönheitsmittel. Trotzdem sahen die Kerls verboten aus. Es waren französische Infanterie aus Nizza und viele Alpenjäger aus Mentone. Die letzteren machen einen guten Eindruck; auch die Artilleristen und Kavalleristen sahen vorteilhafter aus. Es sind kräftige Kerls nach preußischen Begriffen darunter und nicht solche unterernährte Leute wie bei der französischen Infanterie.

Nach allem, was ich gesehen habe, kann man sagen: „Lieb Vaterland magst ruhig sein“ und wenn noch die Japaner und Botokuden kommen.

Ein Kampf in den Lüften.

Schon lange wollte mein Hauptmann mit mir zusammen fliegen. Am 28. August kam ein Auftrag, nach N., L. und M. zu fliegen, um dort aufzuklären. Es war morgens 7 Uhr, als ich zum Flugplatz ging. Mein Hauptmann ging mit mir. Wir besprachen die Lage. Da aber noch starker Nebel herrschte, so warteten wir noch mit dem Aufstieg. Ich ließ die Maschine herausbringen und probierte sie. Um 8 Uhr 15 Minuten startete ich mit meinem Hauptmann. Ich umkreiste zweimal den Flugplatz und dann ging bei 600 m Höhe die Fahrt los. Bei J. in Frankreich hatte ich eine Höhe von 1000 m erreicht. Dort standen unsere Truppen. Nun ließ ich den Apparat steigen und kam mit 1700 m über feindliche Truppen. So ging es auf N. los. Dort waren wir 2000 m hoch. Hier glaubten wir uns vollständig sicher. Bald aber sollten wir eines andern belehrt werden. Möglich umkreisten uns drei feindliche Flugzeuge, kleine Apparate, die Zerstörer. Einer ging links, der andere rechts von uns, der mittlere schoß wie der Blitz über uns hin. Jetzt ging die Schießerei los. Nach ungefähr 8 bis 10 Minuten Luftkampf, wobei mit Pistolen geschossen wurde — ich hatte 12, mein Hauptmann 20 Patronen verschossen — fauste das Flugzeug, welches über uns war, getroffen in die Tiefe. Ich mußte eine sehr scharfe Linkskurve machen,

um den fallenden Apparat nicht auf den meinen zu bekommen. Als die beiden anderen feindlichen Flieger den Absturz ihres Kameraden sahen, ergriffen sie die Flucht. Im gleichen Moment blieb mein Motor stehen, und ich war über N., über feindlichen Truppen. Wie sollte ich nun zur deutschen Grenze kommen? Ich rief meinen Hauptmann — keine Antwort, ich stieß ihn mit der Pistole an — auch keine Antwort, ich faßte nach dem Sturzhelm, drehte den Kopf herum und sah — das blasse Gesicht, die blauen Lippen: mein lieber Hauptmann war — tot. Ein friedliches Lächeln lag auf seinem Gesicht; er hatte wohl noch das Fallen des feindlichen Apparates gesehen. Jetzt setzte ich mich in meiner Maschine zurück, denn ich war im Gleitflug und hatte noch eine Höhe von 1500 m. Die Festungsgeschütze beschossen mich mit Schnellfeuer, und die Geschosse krepierten recht in meiner Nähe. Da erhielt mein Flugzeug vorn am Rumpf einen Granatsplitter, der die Rohrleitungen abriß. Ich suchte nach einem Landungsplatz und überdachte meine gefährliche Lage. Unten angekommen, hätte ich die vier Patronen, die ich noch hatte, verschossen. Drei Franzosen sollten noch daran glauben, die vierte war für — mich. Meinen Apparat hätten die Franzosen auch nur als Asche bekommen. Aber ein gütiger Gott hatte mein Geschick in der Hand. Nach fieberhaft angestrenzter Arbeit mit Händen und Beinen ging plötzlich der Motor wieder. Hoherfreut arbeitete ich mit beiden Händen, um genügend Benzin zu bekommen. Ich habe von N. in einer Stunde ungeheuer viel Benzin verbraucht, das meiste lief daneben. Wer meine zerschossene Maschine gesehen hat, sagt: „Es ist ein Wunder, daß Sie wieder zurückgekommen sind.“

Was wäre mein Los in Frankreich gewesen? Beschimpft, gemordet hätten sie mich.

Ich konnte meinen Auftrag glücklich ausführen und landete mit meinem toten Hauptmann auf deutscher Erde. Mit dem nächstältesten Oberleutnant fuhr ich im Auto zu dem Generaloberkommando. Nachdem Kronprinz Rupprecht von Bayern die Meldung gelesen hatte, ließ er mich rufen. Er gab mir die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen für Ihr tapferes Verhalten vor dem Feinde und spreche Ihnen meine volle Anerkennung für Ihre guten Leistungen aus. Vor allem danke ich Ihnen, daß Sie trotz aller Zwischenfälle die Aufgabe gelöst haben. Und nun gratuliere ich Ihnen zum Eisernen Kreuz! Mögen Sie dieses Zeichen der Tapferkeit in Ehren tragen und sich ferner weiter so gut bewähren!“ Se. Königliche Hoheit gab in meiner Gegenwart sofort Befehl, mich zum Eisernen Kreuz einzureichen. Alle umstehenden Herren beglückwünschten mich. Am selben Tage wurde ich auch von meiner Abteilung zum Bizefeldwebel eingereicht.

Im Flugzeug über Tsingtau.

Vom K. K. Oberleutnant zur See Plüschow, der bei der Belagerung von Tsingtau durch die Japaner als einziger Flieger auf deutscher Seite tätig war.

... Je näher die Japaner kamen, um so schwieriger wurde meine Aufgabe. Aber meine Arbeit wurde am besten durch den Erfolg belohnt. Und daß ich richtig beobachtete und den Japanern furchtbar unangenehm war, sah ich am besten aus den gewaltigen Anstrengungen, die der Feind machte, mich herunterzuholen

und mein Flugzeug zu zerstören. Die feindlichen Flugzeuge, acht an der Zahl, davon vier ganz vorzügliche Wasserdoppeldecker, um die ich die Japaner besonders beneidete, warfen ihre meisten Bomben nach meinem Schuppen. Da ich aber aus Segeltuch ein Scheinflugzeug angefertigt hatte und dieses immer schön vor meinem alten Schuppen aufbaute, fielen die ganzen Bomben in die Nähe dieser unschuldigen Attrappe, während mein richtiger großer Vogel ganz wo anders in einer Ecke des Platzes stand. Ich selber wurde natürlich während der ganzen zwei bis drei oder mehr Stunden, die ich jedesmal über den feindlichen Stellungen schwebte, aufs heftigste mit Gewehren und Maschinengewehren beschossen, und als das nichts half, kamen die Schrapnells. Die waren allerdings eflig. Und immer wieder neue Überraschungen hatten die Japaner für mich. Als ich zum Beispiel an einem herrlichen Morgen mit prächtigem blauen Himmel zurückkam und landen wollte, schwebten über meinem ganzen Platz lauter kleine weiße Wölkchen in etwa 300 m Höhe, die oben von mir aus ganz reizend aussahen. Aber leider merkte ich, daß die Japaner sich wieder einmal einen Scherz mit mir erlaubten, denn die Wölkchen waren die Sprengwolken von 10,5-cm-Schrapnells. Also, was half es, Zähne zusammen und durch! Vier Minuten später stand meine Maschine aus 2000 m Höhe im Sturzflug kommend wohlbehalten auf dem Platz, und so schnell ich konnte, rollte ich mit ihr in den schützenden Schuppen, auf dessen Dach die Schrapnellkugeln wie Hagel prasselten, aber Gott sei Dank nicht durchschlugen, da das Dach durch Erde geschützt worden war.

Als ich trotz dieser neuen Überraschungen immer

wiederkam, verlegten die Japaner zwei Batterien so weit nach hinten, daß ihre Schrapnells mich erreichten, während ich die zwei bis drei Stunden über ihren Stellungen kreiste. Das war das Unangenehmste, und manchmal wäre auch beinahe mein Schicksal besiegelt gewesen, wenn ich durch eine plötzliche schiefe Wendung das Treffen nicht vermieden hätte. Die Schrapnells krepitierten so nahe, daß ich trotz des Motorgeräusches das häßliche Bellen der Detonation hörte, den heftigen Luftdruck im Gesicht verspürte und mein Flugzeug so stark wie eine alte Kuff im Seegang zu rollen anfang, was mich oft bei meinen Beobachtungen stark belästigte. Während meine vier wackeren Leute das Flugzeug nach erfolgter Landung dann zum nächsten Tage wieder klar machten, saß ich längst am Steuer meines Autos und raste nochmals durch Schrapnellhagel über den Platz zum Gouvernement, das bereits auf meine Meldungen wartete. Kurz darauf krachten auch schon unsere Geschütze und warfen ihren Eisenhagel in die von mir erkundeten Stellungen.

So vergingen die Tage, der Japaner rückte näher, und der Zeitpunkt kam auch immer näher, wo die über 30000 Mann starken Feinde auf unsere 6 km lange Verteidigungslinie herstürzen würden, die knapp von 3000 Soldaten, allerdings deutschen Soldaten, schon seit Wochen gehalten wurde. Am 5. November abends (am Tag vor der Übergabe der Stadt) stand ich dann vor meinem Festungsgouverneur und: „Ich melde mich gehorsamst aus der Festung!“ Das war wohl die einzige Meldung dieser Art, die bisher in einer belagerten deutschen Festung gemacht worden ist...

Brummend kreiste der Propeller, als ich am 6. No-

vember früh um $1\frac{1}{2}$ 6 Uhr an mein startklares Flugzeug herantrat. Meine brave Maschine, die mich so oft durch und über Geschöß- und Schrapnellhagel geführt hatte, sollte nun zum letzten Male ihren Meister tragen. Noch eine verantwortungsvolle Aufgabe hatte ich zu erfüllen. Schnell noch eine kurze Prüfung des Motors, dann war keine Zeit mehr zu verlieren. Denn seit acht Tagen zerpflügten die feindlichen Granaten förmlich den Landungsplatz, der gleichzeitig mein einziger Start- und Landungsplatz war, und niemand, den nicht die eiserne Pflicht hier hielt, wagte sich in diesen Höllenpfuhl hinein. Noch ein kräftiger Händedruck meiner vier braven Leute zum Abschied, noch einmal streichelte ich den Kopf meines treuen Hundes „Husdent“, der mich traurig mit seinen treuen, flugen Augen ansah, dann gab ich „Vollgas“, und wie ein Pfeil schoß die „Taube“ in die Nacht hinaus. Da, plötzlich, als ich eben 30 m hoch und etwa über der Mitte des Platzes war, erhielt mein Flugzeug einen furchtbaren Stoß, und nur mit eiserner Faust konnte ich die Maschine zur Ruhe zwingen und vor dem Absturz bewahren. Eine feindliche Granate war gerade unter mir krepirt, und der Luftdruck der Detonation hätte mich beinahe zu Boden geschleudert. Aber, gottlob! Nur mit Erde wurde ich überschüttet, und außer einem faustgroßen Loch, das ein Granatsplitter in meine linke Tragfläche riß, war kein weiterer Schaden angerichtet. Nun kamen noch einige Schrapnells hinter mir her, es waren die letzten Abschiedsgrüße der Japaner an mich. Als ich hoch genug war, drehte ich nochmals um: da lag das liebe, kleine Tsingtau, das so viel durchgemacht und so viel ausgehalten hatte! Bis in meine einsame Höhe drang

das Dröhnen der Geschütze, der Klang des begonnenen Sturmangriffes und der verzweifelten Gegenwehr. Ob wir diesen dritten Sturmangriff noch aushalten würden? So schwer wurde mir dieser Abschied. Als die Sonne aufging, schwebte ich schon hoch im blauen Äther über südlich liegenden wilden Gebirgen. Der modernste „Blockadebruch“ war mir gelungen.

Bomben auf Warschau.

Weit über viertausend Flugkilometer habe ich seit Feldzugsbeginn als Flugzeugbeobachter oder =führer über dem Feinde zurückgelegt. Weit über ein dutzendmal bin ich dem alten, guten Freund Hein nur um Haarsbreite entronnen; noch niemals aber, nicht im Westen und nicht im Osten, habe ich mich so sehr im Wechsel der Gefahren befunden, als am 18. März bei einem Aufklärungsfluge über die russischen Stellungen bei Warschau.

Der Gefechtsflugplatz unserer Halbfeldfliegerabteilung befand sich bei K., etwa 6 km hinter unserer Front. Am Abend des 17. erhielten wir den Auftrag, die gegnerischen Truppenbewegungen im Abschnitt zwischen ... und ... festzustellen. Für den nächsten Vormittag setzten wir den Flug fest. Führer war Gefreiter S., als Beobachter fungierte ich. Punkt 9 Uhr morgens sind wir am Start. Die L.=B.=G.=Maschine steht bereits vor ihrem Zelt, die Mechaniker legen die letzte Hand an sie. Betriebsstoff für fünf Stunden muß aufgefüllt werden, hier und da ist ein Kabel nachzuspannen, eine Führung einzufetten. Während wir, Gefreiter S. und ich, uns an Hand der Karte nochmals die Flugstrecke

einprägen, wird die Abwurfmunition am Rumpf außenbords aufgehängt. Es wird außerordentlich kalt werden. Das Thermometer steht auf -12 Grad, so daß das Kühlwasser vor dem Aufgießen auf Siedetemperatur gebracht werden muß. Außerdem erhält es als Gefrierschutz einen Zusatz von Glycerin und doppeltkohlensaurem Natron. (Letzteres um nachteilige Säurebildungen zu verhüten.) Wir selbst schützen uns gegen den schneidenden Ost durch unsere mächtigen polnischen Schafpelze und durch die dicken Filztiefel.

Es ist ein Viertel nach 9 Uhr. Der Doppeldecker wird an die Abflugbahn gerollt. Ein Monteur dreht den Propeller durch. Es ist alles fertig. Arrrr — —, surrt der Anlasser, zischend springt der Mercedes an und die blitzende Schraube wirbelt den Schnee in Wolken nach hinten. Noch halten kräftige Soldatenfäuste das Flugzeug an Fahrgestell und Schwanz, bis der Propeller die höchste Tourenzahl erreicht hat. Die Maschine hebt sich, schwankt, ächzt, bäumt und tobt. Ein Zeichen! Die Monteure lassen los und der Doppeldecker saust wie ein abgeschossener Pfeil über das Schneefeld. Ein paar Sätze und jäh springt das Flugzeug in sein Element.

Das Wetter ist sehr böig; der Wind weht mit 9 Sekundenmetern von Nordost und wirft die sich hochziehende Maschine audauernd zur Seite. Ohne Unterlaß muß S. mit der Berwindung arbeiten. Nach etwa fünf Minuten haben wir die Wolkengrenze in 700 m Höhe erreicht und ich gebe den Kurs an. Weiß liegt die unermessliche Schnee-Ebene in der Tiefe und blendet trotz gelber Schutzgläser die Augen. Alle Orientierungspunkte sind verschneit. Nur die nach Warschau

führende Bahnlinie ist deutlich zu erkennen. Dafür durchziehen aber langgestreckte Schützenlinien das Gelände. Furchenartig. Eine parallel der anderen. Und dann wieder welche im Zickzack. Hier täuschende Scheinstellungen, dort vorgeschobene Feldwachen, beide nur im scharfen Prismenglase deutlich erkennbar. Dann die zwischen beiden Heeren liegende Gefechtszone. Der L.=B.=G. steigt steil an; schwerfälliger beginnt der Mercedes zu arbeiten. Jetzt tauchen wir in die Wolkendecke hinein. Feuchtes Dunkel umfängt uns. Raum sind die Umrisse der Flügelenden in den brauenden grauen Nebeln noch zu erkennen. Einzig und allein die vibrierende Nadel des Kompasses ist uns ein Wegweiser. Etwa zehn Minuten sind verstrichen, als der Pilot wieder Tiefensteuer gibt. Mit gedrosseltem Motor stoßen wir aus der Wolkenschicht heraus. Wir haben die feindlichen Linien bereits im Schutze des Nebels überflogen und befinden uns im Rücken der russischen Front. Wagenzüge auf allen Zufahrtsstraßen, die wir sehen können. An der Bahnlinie ein großes Lazarett unter der Flagge der Genfer Konvention. Dem Schienenstrange folgend, rasen wir auf Warschau zu. Als schwarzes Band auf weißem Grunde windet sich die Weichsel. Auf ihrem rechten Ufer starke Erdbefestigungen. Ein einzelner Schuß wird auf uns abgefeuert. Weit von unserer Flugbahn entfernt, krepirt das Geschöß.

Weiter! Kurs genau Südost. Da lösen sich in nebelhafter Ferne Umrisse von Türmen. Schärfer und zahlreicher werden sie: Warschau. Mit 120 Stundenkilometern steuern wir unser Ziel an. Der zu beobachtende Abschnitt wäre erreicht. Gefreiter S. rundet in mäch-

tigen Schleifen. Ich habe seit zehn Minuten krokiert und mache nun die nötigen Photos. Da — — das erste Knallbonbon. Schräg vor uns steht der so harmlos scheinende Rauchballen: die Forts haben das Feuer aufgenommen. Jetzt wieder ein Schrapnell; jetzt noch eins, — dann setzt ein lebhaftes Geknall von allen Werken ein. Ein Geschöß plakt recht unangenehm nahe; der Luftdruck schleudert die ganze Maschine nach links, der Apparat rutscht ein beträchtliches Stück über den linken Flügel ab, richtet sich jedoch nach einem recht kritischen Moment dank dem braven Mercedes und der Geistesgegenwart des Führers auf. Wir sind auf nur 500 m, als wir unsere Arbeit beginnen. Die erste Bombe fliegt über Bord. Das schwarzweißrote Band entfaltet sich und erleichtert die Schußbeobachtung. Nummer eins schlägt in ein Kasernengebäude ein. Sie muß gezündet haben, denn dicke, schwarze Rauchwolken steigen auf. Das zweite Geschöß scheint nicht krepirt zu sein; wenigstens kann ich keine Wirkung beobachten. Die dritte Bombe dagegen setzt einen großen Petroleumtank am Weichselufer in Brand. Gewaltige Flammen züngeln auf und fetter, schwarzer Qualm steigt empor. Wir haben allen Grund, mit unseren Erfolgen zufrieden zu sein.

Nun aber zurück, denn es beginnt doch etwas ungemütlich zu werden. S. schlägt volles Höhensteuer aus, steil klettert das treue Maschinchen hoch. Wir haben bereits die Wolkengrenze erreicht, der Barograph zeigt 700 m. Da gibt's einen gewaltigen Schlag. Durch den Lärm des Motors läßt sich das Brechen von Holzteilen vernehmen. Entsetzt tasten die Augen die Flügel ab; sie sind bis auf einige Geschößspuren unversehrt.

Da senkt sich der Doppeldecker, das Geschöß hat uns — kaum wagt man hinzuschauen — das Höhensteuer zerrissen. Das Seitensteuer scheint noch brauchbar zu sein. Vollgas! S. arbeitet mit der Verwindung. Wir suchen aus dem Feuerbereich der Russen zu entkommen. Die Sekunden werden Ewigkeiten. Endlich sind wir außer Schußweite. „Motor, halte du durch!“ Die Augen verfolgen gespannt das Heben und Senken der Ventile. Die russischen Stellungen tauchen wieder auf. Jetzt wird's aufs Äußerste gehen. Kaum 600 m hoch, müssen wir über den Feind. Man muß uns gleich erkannt haben, denn ein Maschinengewehrfeuer, wie ich es noch nie erlebt habe, peitscht uns entgegen. Das wird das Ende. Einige Kugeln schlagen ins Fahrgestell, andere hämmern an die Panzerkarosserie. Wenn der Motor getroffen wird, müssen wir wie ein Stein zur Erde stürzen. Ich erhalte einen brennenden Schlag in die Brust. Jetzt ist's aus. Mein Leben zieht an mir vorbei. Meine Kindheit! Meine Mutter! Nur kurze Zeit hält der besinnungslose Zustand an. Das feindliche Feuer läßt nach. Wir sind über unseren Linien. Gefreiter S. droffelt den Motor, das Flugzeug stürzt nach vorn, S. pariert die Schlingerbewegung mit der Verwindung und gibt wieder Vollgas, um den Doppeldecker vor dem Kopfsturz zu bewahren und wieder aufzurichten. Dieses Manöver wiederholt S. in genialer Weise, bis die Maschine in Erdnähe gelangt. Dann kriechen wir beide tief in die Karosserie, ich halte meine Kamera fest. Ein gewaltiger Krach. Splitter von Holz- und Metallteilen! Wir umschlagen uns mehrere Male und liegen dann in einem Trümmerhaufen eingekellt.

Nur kurze Zeit ist vergangen, bis Hilfsmannschaften

kamen. Freilich war bei mir bei dem Sturze noch eine Rippe daraufgegangen und der brave S. hatte beide Beine gebrochen. Die Krofis und die Photos aber waren heil und haben gute Dienste getan, so daß unsern Flug ein schöner Erfolg belohnte und uns beiden das Kreuz erster Klasse verliehen werden konnte.

Der Grobian, Langheinrich und der stille Herr.

Ein Fliegerbild aus dem Westen.

Fast ein Jahr liegen wir mit unserer Abteilung nun in diesem Landstrich, den ich in allen Einzelheiten wählend unserer zahllosen Flüge so gut kennen gelernt habe, daß ich auf der Fahrt in dem unter mir liegenden Gelände fast wie auf der Landkarte lesen kann. Jede Stadt, jedes Dorf, jedes kleine Gehöft sind mir alte Bekannte, die immer und immer wieder Erinnerungen angenehmer und wenig angenehmer Art erwecken. Unser Leben ist trotz des ewig Wechselnden und Neuen so geregelt, daß es in den Stunden der Ruhe fast ein wenig spießbürgerlich anmutet. Die Tageszeiten werden gewöhnlich durch unsere Gegner, die Franzosen, pünktlich festgestellt, die uns morgens und abends mit minutiöser Genauigkeit, man möchte beinahe sagen auf die Sekunde Flieger herüberschicken. Morgens um 5 Uhr tritt der Grobian an. Wenn man gerade dienstfrei ist und in süßem Schlummer noch in den Posen liegt, ertönt plötzlich ein Krachen, welches auch den nervenstärksten Mann aus Morpheus Armen reißen muß. Krach—bum—rasch, eine Minute Pause, dann wieder eine Explosion, noch eine und so zehnmal hintereinander. Neulinge springen unfehlbar aus den Betten,

da sie eine regelrechte Beschießung unseres Quartiers vermuten. Der kundige Thebaner dreht sich auf die andere Seite und brummt mit einem Blick auf die Uhr höchstens ärgerlich: „Natürlich, wieder der Grobian!“ Also der Grobian ist nichts anderes als ein französischer Eindecker, der uns jeden Morgen als Gruß zehn Bomben zuwirft. Da er uns regelmäßig aus dem besten Schlummer reißt, haben wir ihn Grobian getauft. Schaden hat er bisher wenig oder gar nicht angerichtet. Denn der Grobian steht mit unserem langen Heinrich auf denkbar gespanntestem Fuß. Der lange Heinrich ist der Richtkanonier unseres Abwehrgeschützes und hat dem französischen Flieger den Tod geschworen. Allmorgendlich um $\frac{1}{2}5$ Uhr sitzt er an seinem Geschütz und lauert auf den Grobian, der sich nicht fassen lassen will, und der ihm gerade noch fehlt, um das halbe Duzend seiner Volltreffer zu vervollständigen. Der lange Heinrich, der fast 2 m mißt und aus Pommern stammt, hat uns im vollsten Ernst in seinem gemütlichen Platt erklärt, daß er, ohne den Grobian herunterzuholen, nicht nach Hause zurückkehren werde. Der Grobian aber hütet sich vor Langheinrich sorgfältig, denn einmal ist er bereits von ihm angeschossen worden und fast nur durch ein Wunder entkommen. So hält er sich denn immer in mindestens 3000 m Höhe, was für uns sehr angenehm ist, da so seine Bomben überall hintreffen, nur nicht dahin, wohin sie sollen. Sind seine zehn Anallbomben verfeuert, so kehrt der Franzose, der mit dem schnellen Eindecker die kühnsten Wendungen macht, befriedigt um und segelt nach Hause.

Das Gegenstück zum Grobian ist der stille Herr, der jeden Abend um 7 Uhr uns die Ehre seines Besuches

schenkt. Der stille Herr ist ein französischer Doppeldecker, der in gemächlichem Tempo bis etwa einen Kilometer an unser Lager herankommt, eine gemütliche Kurve macht und wieder westwärts verschwindet. Ich habe, wenn ich ihn kommen sehe, immer das Empfinden, als sitze da oben in der Maschine so ein recht gemütlicher kleiner französischer Rentner, der sich nur anstandshalber davon überzeugt, daß der Gegner noch zur Stelle ist, der sich, statt den üblichen Verdauungsspaziergang zu machen, in die Flugmaschine setzt, im übrigen aber den Krieg Krieg sein läßt. Der stille Herr hat noch niemals eine Bombe abgeworfen, er schießt nicht, er bombardiert nicht, er erkundet nichts, kurz, er ist — ein selten anständiger Mensch. Und so tun auch wir ihm grundsätzlich nichts. Der lange Heinrich spuckt verächtlich aus, wenn auf den Stillen die Rede kommt. Das ist kein Sport für ihn. Dieser Doppeldecker regelt nur unsere Abendmahlzeit. Sobald er davongesegelt ist, gehen wir zum Abendessen, plaudern bei einer Flasche Wein, tauschen ein wenig unsere Erlebnisse während des Tages aus und legen uns dann schlafen, bis uns des Morgens in der Frühe der Grobian zu neuer Arbeit weckt.

Unsere blauen Jungen zu Wasser und zu Lande.

Die deutsche Wacht zur See.

Brief eines deutschen Marineingenieurs.

14. August 1914.

Meine Lieben!

Am Dienstag, den 28. Juli, kam ich wieder in Kiel an und meldete mich im Laufe des Vormittags bei den einzelnen Kommandobehörden zurück. Als ich wieder im Hotel angelangt war, wurde mir die Nachricht, daß ich sofort zum Stationsingenieur kommen sollte, der dringend nach mir verlangt hätte. Dort wurde mir die Überraschung, daß ich mich am folgenden Tage für einen erkrankten Ingenieur auf „...“ einzuschiffen hätte. Am Freitag abend, als der Zustand der drohenden Kriegsgefahr bekannt wurde, liefen wir bereits aus. Am selben Abend wurde die Kriegserklärung gegen Rußland bekannt, und die Stunden, die nun folgten, werde ich nimmermehr vergessen. Born auf der Back standen unsere Seeleute und ließen, begleitet von der Geschwaderkapelle, zum nächtlichen Himmel begeistert nationale Lieder und schwermütige Seemannsweisen erklingen. Der folgende Sonntag brachte offiziell die Kriegserklärung und nun begannen wir, das Schiff für die Schlacht herzurüsten. Was auch nur immer an Holz und anderen brennbaren Gegenständen sich in

den Bohendecks und Kammern befand, wurde herausgerissen, und in kürzester Zeit bildeten die Decks und Kammern einen einzigen, wüsten Trümmerhaufen. Hier an Bord allein sind wohl in einem Zeitraum von wenigen Stunden Werte vernichtet worden, die sich auf viele Tausende von Mark belaufen dürften. Selbst Tapeten und Korkefüllungen der Wände wurden nicht verschont, es starren einem nur nackte, kahle, vielfach durchlöchernte Eisenwände entgegen. Aber der Zweck ist erreicht: bis auf die Farbe an den Wänden, die auch noch abgekratzt wird, kann nichts mehr brennen. Das sonst so wohnliche Schiff bietet nun in Punkto Komfort einen geradezu trostlosen Anblick, aber *c'est la guerre*.

Vor einigen Tagen lief wenige tausend Meter von uns ein großer englischer Dampfer auf eine unserer Minen und sackte *a tempo* achtern weg. Am nächsten Tag war bereits von ihm nichts mehr zu sehen.

Ich habe an Bord hier die Heizräume übernommen und unter den jetzigen Verhältnissen sehr viel Arbeit und Schererei. Der Krieg wird wohl sehr lange dauern. Gebummelt wird nicht bei uns, sondern wie sonst im tiefsten Frieden eifrig für die letzte große Entscheidung geübt. Das kostet namentlich unter den jetzigen Verhältnissen, wo man nie wissen kann, ob man nicht im nächsten Augenblick durch einen heimtückischen Torpedo, eine feindliche Wandermine oder eine eigene losgerissene Mine in die Luft fliegen kann, Nerven, aber was tut's, es muß eben sein. Gerade in dieser schweren Zeit des Abwartens kann nur ein eifriger Dienst Nerven und Disziplin aufrecht erhalten. Wenn erst der Herbst mit seinen dunklen, stürmischen Nächten naht, und wenn unser „lieber englischer Wetter“ uns den Gefallen tut

und etwas näher herankommt, dann werden auch auf der See die eisernen Würfel fallen. In modernen Seekriegen werden nicht Schlachten geliefert, sondern nur eine einzige, die darum auch entscheidend wirkt. Gebe Gott, daß diese Stunde nicht allzulange auf sich warten läßt, und möge dann mit unseren Waffen der Sieg sein. Wir wissen alle, daß eine Schlacht von uns enorme Opfer fordern wird, Opfer an Material und Menschenleben. Wenn nur dabei ein größeres Deutschland herauskommt, wenn nur der Zweck damit erreicht wird, daß einem siegreichen Deutschland friedlichere Zeiten und eine blühende Zukunft beschieden wird, dann haben wir das Unsere getan und wollen gern dafür zugrunde gehen.

Husarenstreiche auf See.

Zwei Matrosenbriefe.

Von der „Goeben“:

Die innigsten Grüße vom Kriegsmäßigen Kohlen sendet Euer treuer Hans. Gestern früh 4 Uhr haben wir einen Streich geliefert. Wir haben eine französische Stadt in Brand geschossen. Das war ein Hauptpaß. Denen mag das Kaffeetrinken auch vergangen sein. Als wir danach wieder zurückpirschten, verfolgten uns zwei große englische Linienschiffskreuzer. Aber die konnten ja nicht mit uns mit. Wir haben denen telegraphiert, ob wir sie in Schlepptau nehmen sollen, sie kämen ja sonst nicht vorwärts. Nun haben wir drei Großmächte auf dem Halse, aber, so Gott will, schlagen wir sie alle aufs Haupt. Hier an Bord gibt es jetzt keinen Unterschied mehr, alle, ob Offiziere, Unteroffiziere oder

Matrosen, arbeiten wir fieberhaft. Freilich strengt das furchtbar an, wenn man schon vier Nächte nicht geschlafen hat und immer wie ein Stier gearbeitet, aber es gilt ja Deutschlands Ruhm und Ehre und unser Leben. So Gott will, sehen wir uns gesund und munter wieder.

Von der „Stralsund“:

Am 18. d. M. morgens hatte unser kleiner Kreuzer „Stralsund“ das erste Seegefecht in der Nordsee. Wir fuhren nach dem Kanal bis vor die Themse. Um Mitternacht durchbrachen wir unbemerkt die Vorpostenlinien der englischen Flotte. Bei Tagesanbruch kehrten wir zurück, um so nebenbei die Vorpostenlinie aufzurollen. Um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr sichteten wir rechts und links von uns je 6 englische Zerstörer und einen kleinen englischen Kreuzer. Die Engländer waren sehr erstaunt darüber, daß wir von Westen kamen, und verlangten von uns Erkennungszeichen. Darauf hißten wir unsere Flagge und eröffneten das Feuer, das von den Engländern alsbald erwidert wurde. Der englische Kreuzer machte aber bald kehrt und riß aus, während die Zerstörer uns angriffen. Wir haben den Engländern aber gezeigt, daß wir schießen können. Drei der Zerstörer haben wir kampfunfähig gemacht. Von einem der Fahrzeuge wurde die Kommandobrücke glatt heruntergeschossen. Das Gefecht dauerte etwa eineinhalb Stunden. Die englischen Zerstörer feuerten vier Torpedos auf uns ab, die aber alle vorbeiging. Auch feindliche 8,8-cm-Geschosse schlugen mindestens 20 m von unserm Schiff entfernt ins Wasser. Wir sind vollkommen unversehrt geblieben. Nachdem wir den Engländern, die über unsere Uner-

schrockenheit offenbar ganz erstaunt waren, ordentlich eins aufgebrannt hatten, fuhren wir weiter. Jetzt sind wir wieder an Ort und Stelle und haben heute morgen gekohlt, um recht bald wieder einen gleichen Husarenstreich ausführen zu können.

Wie die Ariadne unterging.

Aus dem Brief eines überlebenden Matrosen.

Ich kann von ganz besonderem Glück sagen, daß ich bei dem Gefecht und bei dem Untergang meines Schiffes davongekommen bin. Nun will ich Euch mal etwas über den Hergang schreiben. Am Freitag morgen erhielt das Schiff Befehl, hinauszugehen und den Kreuzern von uns, die im Gefecht mit englischen Schiffen waren, beizustehen. Schon von weitem hörten wir den Kanonendonner, der aber bald wieder aufhörte. Traurig mußten wir wieder umkehren, ohne vom Feind etwas gesehen zu haben. Kaum waren wir bei Wangeroo angelangt, als durch Funktspruch der Befehl kam, daß wir sofort die Verfolgung des Feindes aufzunehmen hätten. Als dieser Befehl bekanntgegeben wurde, brach bei der Mannschaft ein Jubel ohnegleichen aus. Ein Kamerad erzählte sogar, daß wir Sonntag in London Urlaub haben sollten. Aber daraus wurde nichts.

Als wir nördlich von Norderney waren, sahen wir plötzlich aus dem Nebel zwei Schiffe auftauchen, welche sich beschossen. Wir fuhren näher heran und erkannten nun, daß beide Panzerkreuzer Engländer waren. Wir glaubten aber, der eine sei „Seydlitz“ und der andere ein Engländer. Wohlgemut griffen wir den Engländer an, mußten aber zu diesem Zweck zwischen die beiden Schiffe

fahren. Bald bekamen wir heraus, daß beide Engländer waren, und zwar die modernsten und gefährlichsten Schiffe, die es gibt. Dieselben hatten sich zum Schein mit blinden Schüssen beschossen und uns so in die Falle gelockt. Bald prasselten von beiden Seiten die Schüsse auf uns nieder. Es waren 34,3-Granaten. Bald brannte das ganze Schiff von innen. Wir sahen den sicheren Tod vor Augen, waren auch zum Sterben bereit. Da brachte unser Kommandant drei Hurras auf den Kaiser aus, und alle, die noch Leben in sich hatten, stimmten begeistert ein. Dann stimmte einer der Kameraden das Flaggenlied an, und wir vereinten uns unter dem Reim: „Dir wollen wir treu ergeben sein, getreu bis in den Tod, dir wollen wir unser Leben weihn, der Flagge schwarz=weiß=rot.“ Jeden Augenblick gewärtig, unterzugehen. Da kam die „Danzig“ in Sicht, und freudig, denn es wurde doch schwer, so aus dem Leben zu scheiden, haben wir das Schiff begrüßt. Heldenhaft war die Haltung unserer Offiziere und der Kameraden. Wir haben alle noch Lebenden und die Verwundeten in die Boote gepackt, und dann bin ich über Bord gesprungen und nach der „Danzig“ hinübergeschwommen. Alles ist mir untergegangen, ich habe nur das nackte Leben gerettet.

Coronel.

Aus einem Briefe des Vizeadmirals Grafen Spee.

..., den 2. November 1914.

Gestern war Allerheiligen und für uns ein Glückstag. Ich war mit dem Geschwader auf dem Wege, südlich längs der Küste zu fahren, als ich Wind davon bekam, daß ein englischer Kreuzer in Coronel, einem Klei-

nen Kohlenhafen bei Concepcion, eingelaufen sei. Da nach den allgemeinen internationalen Regeln ein Schiff einer Kriegspartei innerhalb von 24 Stunden wieder auslaufen muß, dachte ich es abzufangen. Ich hatte die Plätze so verteilt, daß „Nürnberg“ vor den Hafen laufen sollte, um nachzusehen, ob der Kreuzer noch drinnen, während die anderen Schiffe außenherum gestellt werden sollten. Meine Schiffe waren also um 4 Uhr 25 Min. etwa auseinandergezogen, nur „Gneisenau“ ganz in der Nähe, als mir gemeldet wurde, daß in West-Südwest etwa zwei Schiffe gesichtet wurden. Ich hielt darauf zu, befahl den anderen Kreuzern, zu mir zu kommen, denn es war mir bald klar, daß es Gegner seien, und zwar der Panzerkreuzer „Monmouth“ und der kleine Kreuzer „Glasgow“. Bald kam hinter den gesichteten Schiffen der Hilfskreuzer „Drantio“ und nach einer Weile der Panzerkreuzer „Good Hope“ in Sicht. Der Gegner versuchte einige Manöver, durch die er meines Erachtens näher an die Küste gekommen wäre und nach Luz, was mir sehr schädlich gewesen. Ich hatte sogleich „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ befohlen, alle Kessel in Betrieb zu nehmen, und in einer Viertelstunde lief ich mit 20 Seemeilen gegen schwere See und Dünung auf, kam glücklich so weit, daß ich dem Gegner parallel zu liegen kam, war aber allein und mußte auf das Herankommen der anderen warten. Der Gegner war so lebenswürdig, mich dabei nicht zu stören, die Entfernung betrug da noch etwa neun Seemeilen. Als meine Schiffe um 6 Uhr 10 Min. bis auf „Nürnberg“, die noch nicht zu sehen war, zusammen waren, begann ich die Entfernung zu verringern, und als sie etwa fünf Seemeilen betrug (1 Seemeile gleich

1,8 km), d. h. 9,25 km, ließ ich das Feuer eröffnen. Die Schlacht hatte begonnen, und im wesentlichen leitete ich mit wenig Änderungen des Kurses die Linie ganz ruhig. Die Sonne im Westen hatte ich so ausmanövriert, daß sie mich nicht stören konnte. Der Mond im Osten war noch nicht voll, versprach aber gut in der Nacht zu leuchten, Regenböen standen an verschiedenen Stellen. Meine Schiffe feuerten schnell und hatten auf die großen Schiffe guten Erfolg. „Scharnhorst“ feuerte gegen „Good Hope“ (Flaggschiff: Admiral Cradock), „Gneisenau“ gegen „Monmouth“, „Leipzig“ gegen „Glasgow“, „Dresden“ gegen „Stranto“. Letzteres Schiff verließ nach einiger Zeit die Linie und ist entkommen, wie ich denke. Auf „Good Hope“ und „Monmouth“ brachen viele Brände aus, auf ersterem fand eine ungeheure Explosion statt, die sich gegen den dunklen Abendhimmel wie ein Brillantfeuerwerk darstellte, weißglühend mit grünen, leuchtenden Sternen lohnte es dabei über Schornsteinhöhe hinauf. Ich glaubte, das Schiff müßte dabei untergehen, doch schwamm es weiter, und der Kampf ging ununterbrochen fort. Die Dunkelheit brach herein, die Entfernung hatte ich zuerst verringert bis auf 4500 m, dann drehte ich so weit, daß sie langsam wieder zunahm. Es wurde weiter gefeuert nach dem nur durch die Brände erkennbaren Schiffe, und als die Geschützführer nicht mehr zielen konnten, abgebrochen. Das Schießen des Gegners hatte aufgehört. Ich befahl den kleinen Kreuzern, die Verfolgung aufzunehmen, da der Gegner aber, wie es schien, nun die Brände gelöscht hatte, war nichts zu sehen, und das Herumfahren um die gegnerische Linie, um sie in günstige Beleuchtung zu bekommen, führte

nicht mehr zum Zusammentreffen. Der Artilleriekampf hatte 52 Minuten gedauert. Um etwa 8 Uhr 40 Minuten auf Nordwestkurse beobachtete ich im voraus auf sehr große Entfernung, geschätzt etwa zehn Seemeilen, Artilleriefeuer. Ich hielt darauf zu, um zu helfen, falls nötig. Es war die „Nürnberg“, die vorher nicht mehr den Anschluß hatte finden können, nun auf die fliehende „Monmouth“ gestoßen war, die, wie sie meldete, mit starker Schlagsseite nach Steuerbord vorgefunden wurde. „Nürnberg“ ging dicht heran und gab ihr den Rest durch Geschützfeuer. „Monmouth“ kenterte und ging unter. Leider verbot die schwere See die Rettungsarbeit neben dem Umstand, daß „Nürnberg“ glaubte, „Good Hope“ in der Nähe zu sehen, was wohl eine Täuschung war. Sie wird die großen Kreuzer auf große Entfernung im Mondlicht dafür angesehen haben. Ich weiß nicht, was aus „Good Hope“ geworden ist; Leutnant G., der Zeit zu Beobachtungen hatte, meinte, er habe erkannt, daß auch sie starke Schlagsseite bekommen habe, und wenn ich mir das Bild in Erinnerung rufe, halte ich es wohl für möglich, glaubte aber, es sei eine Folge der Schiffsbewegungen in der schweren See. Es ist möglich, daß auch sie untergegangen ist, kampfunfähig war sie wohl. „Glasgow“ war kaum zu sehen, sie soll auch einige Treffer bekommen haben, ist meines Erachtens aber entkommen. So haben wir auf der ganzen Strecke gesiegt, und ich danke Gott dafür. Wir sind in geradezu wunderbarer Weise geschützt worden, wir haben keinen Verlust zu beklagen. Einige leichte Verwundungen kamen auf „Gneisenau“ vor. Die kleinen Kreuzer wurden überhaupt nicht getroffen. Die Treffer, die „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ erhielten, haben so gut wie

Keinen Schaden angerichtet. Eine 15-cm-Granate fand sich in einem Hellgatt der „Scharnhorst“ vor, sie hatte die Bordwand durchschlagen, dann allerlei Unfug und Zerstörung unten verursacht, war glücklicherweise nicht krepirt und lag nun als Bruch da. Ein Schornstein war getroffen, aber nicht so, daß er seinem Zwecke nicht mehr dienen konnte. Ähnliche Kleinigkeiten sind auf „Gneisenau“. Ich weiß nicht, welche vielleicht unglücklichen Umstände beim Gegner vorgelegen haben, die ihm jeden Erfolg genommen haben. Die Begeisterung unserer braven Leute ist ungeheuer, ihre Siegeszuversicht konnte ich oft beobachten. Besonders gefreut hat es mich, daß auch „Nürnberg“, die ohne Schuld von der Schlacht ferngeblieben, doch noch schließlich zum Erfolg beitragen konnte. Wenn „Good Hope“ entkommen ist, muß sie meines Erachtens wegen ihrer Beschädigungen einen chilenischen Hafen anlaufen; um das festzustellen, will ich morgen mit „Gneisenau“ und „Nürnberg“ Valparaiso anlaufen und sehen, ob „Good Hope“ nicht von den Chilenen abgerüstet werden kann. Damit bin ich zwei starke Gegner los. „Good Hope“ ist ja größer als „Scharnhorst“, hat aber nicht so gute Artillerie. Sie hat zwar schwere Geschütze, aber nur zwei davon. „Monmouth“ ist dagegen der „Scharnhorst“ unterlegen, da sie nur 15 cm hatte. Die Engländer haben noch ein Schiff wie „Monmouth“ hier, außerdem, wie es scheint, ein Linienschiff der „Queens“-Klasse mit 30,5 cm. Gegen letzteres können wir kaum was ausrichten, hätten sie ihre Streitkräfte zusammengehalten, so würden wir wohl den kürzeren gezogen haben. Du kannst Dir kaum vorstellen, welche Freude überall bei uns herrscht, so haben wir doch wenigstens etwas zum

Ruhm unserer Waffen beitragen können, wenn es auch für das Ganze und bei der ungeheuren Zahl der englischen Schiffe wenig bedeuten mag.

den 3. November 1914.

Wir sind heute morgen in Valparaiso angekommen. Der Gesandte v. Erckert war anwesend, kam bald an Bord, ebenso der Generalkonsul Gumprecht. Die Nachricht unseres Seesieges war noch nicht hergedrungen, verbreitete sich aber wohl schnell. Als ich zum Besuch des Stationschefs an Land fuhr, war großes Gedränge am Landungssteg. Photographenapparate knipften dauernd, und manches Hurra aus kleinen Gruppen wurde ausgebracht. Die Deutschen wollten natürlich feiern, was ich aber absolut abgelehnt habe. Ich ließ mich nur dann nötigen, auf 1 $\frac{1}{2}$ Stunden in den Klub zu kommen.

Die Helden der Falklandinseln.

Von Leutnant Liegmann von S. M. Panzerkreuzer „Gneisenau“.

In der Nähe der Falklandinseln.
Port Stanley, den 10. Dez. 1914.

Liebe Eltern! Ich bin wohlbehalten und unverwundet nach der Schlacht am 8. von den Engländern dieses Schiffes aus dem eisigen Wasser gezogen worden. Im ganzen sind von „Gneisenau“, mit Offizieren, 187 Mann gerettet worden. „Scharnhorst“ ging etwa zwei Stunden vor uns unter; es konnte von diesem Schiff niemand gerettet werden. Später sollen auch, von anderen Schiffen getroffen, „Leipzig“ und „Nürnberg“ gesunken sein. Demnach sind der Admiral und seine beiden

Söhne gefallen. — Ich kann heute nicht viel schreiben, weil ich noch ganz dösig bin. Den anderen geht es genau so. Morgen kommen wir in Port Stanley an. Was dann mit uns wird, weiß ich nicht. Der Kommandant ist ertrunken. Ich sah ihn bis zuletzt in meiner Nähe schwimmen; er hielt sich an einer leeren Kartuschbüchse fest. Daß wir hier draußen für den Engländer ein Dorn im Auge gewesen sind, kann man schon daraus ersehen, daß sie zu unserer Vernichtung diese Schiffe herausschickten. Nachdem „Scharnhorst“ gesunken war, schossen alle drei feindlichen Schiffe, der uns ebenbürtige Kreuzer „Cormoran“ und die beiden Dreadnoughts „Invincible“ und „Inflexible“ nahezu zwei Stunden lang mit ihrer schweren Artillerie auf uns allein (die kleinen Kreuzer waren zu Beginn der Schlacht detachiert worden). Daß sie uns nicht früher erledigten, ist einfach jammervoll. Ich schätze die Volltreffer gegen unser Schiff auf zwanzig, ausgenommen unzählige Splitter. „Inflexible“ ist allein sechshundert schwere Geschosse losgeworden, die Zahl bei den anderen weiß ich nicht. Dagegen haben wir dem „Inflexible“ wenig, dem „Invincible“ aber zwanzig Treffer beigebracht. Das Gefecht spielte sich meist auf 15000 m ab. Ich bin fast während der ganzen Schlacht teils als Begleiter des 1. Offiziers, teils mit Aufträgen von diesem durchs Schiff gegangen. Den Zustand der einzelnen Stellen werde ich später schildern. Es war unbeschreiblich furchtbar. Wir führten das Gefecht so lange, bis nur noch etwa sieben Chargierungen Munition für den achteren Turm da waren. Diese konnten nicht mehr verwendet werden, weil der Transport zerstört war und sämtliche Geschütze beider Seiten unbrauchbar waren. Es hieß dann:

„Alle Mann mit Hängematten an Deck!“ Ich hatte noch dafür zu sorgen, daß jeder eine Hängematte bekam, was alles mit der größten Ruhe vor sich ging. Ich kam gerade noch rechtzeitig auf der Back an, als das Schiff sich langsam mit majestätischer Ruhe nach Steuerbord überlegte und ich nach Backbord über Bord springen konnte. Meine Parabellumpistole hatte ich noch vorher wegen des Gewichts über Bord geworfen. Ich kam glücklich frei vom Schiff und sah, wie unser alter, schöner „Gneisenau“ Kieloben in das rauschende Wasser sank. Auf dem Vorsteven saßen noch zwei Mann. Wir hatten das Schiff, das sich noch eine Zeitlang hätte halten können, wegen des Munitionsmangels selbst durch Sprengen der Maschine und Bolllaufenlassen des Torpedobreitseitenraumes zum Sinken gebracht, um es nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen. Die Topplaggen wehten noch, nur die achtere war weggeschossen.

Unsere Leute haben so vorzüglich, brav und ruhig gearbeitet, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Vor dem Sinken brachte der Kommandant drei Hurras auf S. M. den Kaiser aus, in die alle laut einstimmten. Alles geschah mit großer Ruhe. Sogar im Wasser wurden noch viele Hurrarufe vernehmbar. Im Wasser sah ich Nicht, wie er, am Kopfe verwundet, mir lächelnd zuwinkte. Ich konnte zusammen mit dem Matrosen Hirn eine herrenlose Hängematte erreichen. Die feindlichen Schiffe kamen heran, warfen viele Holzteile über Bord und führten trotz ziemlich starker See Boote zu Wasser. Ich war mit meiner Hängematte ziemlich weit abseits und hatte den Dusek, daß ein Diegi uns sah und auffischte. Wir wurden dann an Bord

aufgeheißt und ins Lazarett getragen. Ich hatte viel Wasser geschluckt, und es war höchste Zeit gewesen, daß wir gerettet wurden, zumal, da unsere Hängematte anfang, zu sinken. An Bord lag ich, glaube ich, ziemlich lange bewußtlos, war aber später wieder so klar, daß ich gehen und am Essen teilnehmen konnte. Ich wohne mit dem Bizesteuermann zusammen in einer geräumigen Kammer. Vom englischen Admiral auf dem „Invincible“ wurde uns in aller Namen ein Telegramm überreicht, in dem den Überlebenden des „Gneisenau“ der Glückwunsch zur Rettung und hohe Anerkennung über das Verhalten im Gefecht ausgesprochen wurde. Diese Achtung wird uns von jedem der Engländer erwiesen.

Die beiden Dreadnoughts waren zwölf Stunden vor unserer Ankunft in Port Stanley angekommen. Frühmorgens kamen „Gneisenau“ und „Nürnberg“ vor den Falklandsinseln an, um Proviant und Regierungseigentum zu beschlagnahmen. Die anderen Schiffe („Scharnhorst“, „Leipzig“ und „Dresden“) hielten sich hinterm Horizont klar. Als wir näher kamen, sahen wir einen Kreuzer mit drei Schornsteinen auslaufen. Hinter den Bergen sah man Rauchwolken. Plötzlich schlugen dicht bei uns einige 30,5-cm-Geschosse ein. Wir entfernten uns wieder und vereinigten uns mit dem Geschwader. Wir hatten einundzwanzig Seemeilen Geschwindigkeit und wollten uns mit östlichem und allmählich südlich werdendem Kurse entfernen. Querab von uns fuhren acht feindliche Schiffe, von denen man nur den Rauch ausmachen konnte. Allmählich sackten die meisten achteraus. Nur zwei kamen nicht weiter weg, sondern langsam näher. Bald konnte man Dreibeinmasten aus-

machen, es waren also Engländer. Sie liefen sechsundzwanzig Seemeilen. Wir wurden also dadurch zum Gefecht gezwungen. Angesichts der Übermacht wurden die kleinen Kreuzer detachiert. Von ihnen ist nur „Dresden“ entkommen. Der Feind hatte auf ungeheure Entfernung angefangen zu schießen. Es wurde „Klar Schiff zum Gefecht“ angeschlagen. An Deck wurden die Bootszurrings losgenommen. Doch bald waren durch Granatsplitter alle Boote zertrümmert.

Das Gefecht begann um 12¹/₂ und hörte um 5¹/₂ Uhr mit dem Untergang des „Gneisenau“ auf. „Scharnhorst“ sank gegen 4 Uhr. Wir hatten nur noch die Hälfte unserer Munition an Bord, da die andere Hälfte bei Coronel und Tahiti verschossen war.

Fräulein Kugelspritze, des Seefoldaten Braut.

Ostende, 11. Februar 1915.

Ihr hörtet in letzter Zeit wenig vom Kieler Seebataillon. Glänzende Taten sind nicht zu melden. Das liegt nicht an uns, das liegt an diesem zähen, langwierigen Stellungskrieg. Unser Bataillon steht seit Wochen in dem flandrischen Schlick und Schlamm, in zähem Marschboden. Jeder Schritt braucht Kraft, jeder Fußtritt gurgelt in fetter Nässe. Nässe und Feuchtigkeit — Feuchtigkeit und Nässe rundum. Ständiger, dreitägiger Wechsel. Drei Tage in Ruhe, drei Tage in Reserve in zerfallenden, schmierigen Gehöften, drei Tage in vorderster Stellung, in Löchern am Kanaldamm. Unsere Kugelspritzen haben selten Arbeit, es ist kein Gelände für Infanteriegefechte. Aber die Artillerie — unsere und die feindlichen Batterien jenseits des Ra-

nals, der zwischen uns liegt —, die haben es jetzt wichtig. Wie ein paar feindliche, ganz giftige Weiber, die man im Mittelalter einander gegenüberstellte, Hals und Hände im Block oder spanischen Kragen. Da beginnt plötzlich in der Frühe die eine ohne ersichtlichen Grund, und schleudert wütend der andern die Salven kleinen Kalibers zu, wie Geifer, wie schäumendes Gift. Die andere läßt es eine ganze Weile über sich ergehen, sie ist vornehm, die Anrempelungen prallen ab an ihrem starken Herzen. Aber endlich wird's ihr doch zu bunt. Unaufhörliche Belästigungen erträgt auch nicht das stärkste Herz. Sie antwortet, und jetzt mindestens ebenso heftig und wütend als die andere. Dann stehen in der Nähe auch wohl die schweren und ganz schweren Wortführerinnen, die schweren 21er oder gar 30er. Die werfen dann auch ein Wort dazwischen, und auch mehrere. Der schönste Artilleriekampf ist im Gange.

Mitten zwischen diesem Geballer liegt der geduldige Infanterist mit seiner zarten Braut, „Fräulein Kugelspritze“, im Arm. Eng und klein ist seine Hütte, kaum umdrehen kann er sich oft, so dicht hängt ihm das Dach überm Leibe. Er mißsammt seiner lieblichen Braut wollen nichts gemein haben mit dem Gebelfer der vorlauten Großen. Ihr Herzenswunsch ist, laßt uns hier in Ruhe, stört nicht unser inniges, trautes Beisammensein. Aber wie es so geht in der Welt, es kann der Frömmste nicht in Frieden leben — — Möglich ein furchtbarer Krach, Dreck und Fegen fliegen umher, das kleine Erdloch erzittert wie die Mauern von Jerichow nach dem ersten Posaunenstoß. Dem ersten Krach folgen weitere, oft ungezählte, stundenlang. Dann ist's aus mit dem stillen Frieden im Unterstand. Durch das

zarte Fräulein Kugelspritze geht eine Bewegung. Man sieht's ihr an, sie möchte auf all die frechen Anwürfe erwidern, auch einmal den Mund aufthun und die Wahrheit sagen. Aber was ist sie gegen die Großen, sie ist so machtlos, wenn die das Maul aufreißen. Dann zieht der wohlmeinende Infanterist wohl sein Taschentuch hervor — es ist auch schon feldgrau geworden wie alles ringsum — und wischt der armen Kleinen über die blanken Glieder, und allen Schmutz und allen Schlamm wischt er sorgfältig von ihrem schlanken Leib ab. Und langsam verstreichen die Stunden, sechs Tage und sechs Nächte sind oft eine endlose Spanne Zeit.

Aber gestern hat auch Fräulein Kugelspritze wieder einmal ihren Mund aufgetan und einem Engländer gründlich die Meinung gesagt. Ihr Liebster — eigentlich sollte ich es nicht sagen — sonst ein sehr ordentlicher Mann, ein Kieler, der Frau und Kinder daheim wohnen hat, wird von seinem Hauptmann in dunkler Nacht nach vorn geschickt, ganz dicht vor die feindliche Linie, wo er sich mit einigen Kameraden in den Ruinen eines Gehöftes versteckt, damit sie jede, auch die geringste Bewegung des Feindes genau beobachten. Das nennt man Feldwache, und dieses delikate Geschäft dauert bei uns drei Tage und drei Nächte.

Kommen da auf schmalem Dammweg plötzlich an die 20 Franzosen auf das Gehöft zu, am hellen Tage, Seitengewehr aufgepflanzt. Das war ein hochinteressanter Fall. Ruhe — — ruhig herankommen lassen — alte Leute auf der Feldwache, die wissen Bescheid. Wie es denn nun soweit ist, nimmt unser braver Kieler seine liebe Braut aus dem Arm und legt sie sehr behutsam in eine Mauerpalte, sie soll sich die Ge-

schichte auch einmal ansehen. Ihr schwarzes, tiefes Auge — sie hat nur eines — starrt wütend, aber ruhig und unverwandt auf die Ankömmlinge, besonders auf den ersten mit dem dicken Ulster, den Engländer. Da brummt der Kieler seelenruhig vor sich hin: „Ick har mi jo vörnahn, ick wull in düssen Orlog keenen Minschen mehr umbringen, awer wenn ji dor vöör datt nich anners hemm wüllt, denn kann ick ju nich hölpen.“ Plötzlich ein scharfer Knall, und der vorderste von denen da drüben legt sich auf die Seite und bleibt still liegen. So spricht Fräulein Kugelspritze mit dem Feind.

Im selben Augenblick knallt es links und rechts noch mehrere Male. Auf jeden Schuß legt sich drüben einer um. Ja, meine Herren Franzosen, da unten in dem Gehöft, das ihr absuchen wolltet, da liegen die „swarten Jägers“. Nun ist der Nest in Deckung gegangen, wird bis zum späten Abend dort hinterm Damm liegenbleiben, vielleicht mit beiden Beinen im Wasser, und wenn's ganz dunkel geworden ist, werden sie zurückkriechen und ihrem Hauptmann melden, wie's ihnen ergangen ist.

Sind so die sechs Tage vorm Feind vergangen, geht's zurück in Ruhe in ein belebtes Dorf. Dort klirren zwar von den Kanonaden noch die Fenster, aber der Feind wirft keine Granaten bis dorthin. Nachts kommen die Kompagnien meist in kleinen Trupps angezogen, bis zum äußersten ermüdet nach den Entbehrungen und dem dreistündigen Marsch. Mit ihren langen Knütteln, die sie zum Lasten gebrauchen in dem tiefen Schlamm der Wege, kommen sie daher wie erschöpfte Pilger. Die „Hungerabwehrkanone“ steht bereit mit schönstem Essen und heißem Kaffee. Schnell wird ge-

gessen, und dann fallen die müden Leiber in frisches Stroh der bereitgehaltenen Quartiere. Sie werden einen langen Schlaf tun, bis in den hellen Morgen. Und dann beginnt fröhliches Leben. Ist das hier eine Verpflegung! Da gibt's armlange, feinste Mettwürste, schönsten Schweizerkäse, durchwachsenen Räucherspeck, Tabak, Zigarren, guten Rotwein, heißen, steifen Glühwein, zuckersüß, alles in Hülle und Fülle, so recht zum Sattessen und Satttrinken. Dann wird der Anzug gründlich gereinigt, und besonders die liebe Braut, die treue Begleiterin, muß blitzblank aussehen. Dann wird viel gesungen und viel geschertzt. Und mancher junge Seesoldat stellt seine Braut in eine dunkle Ecke, wo sie nichts sieht, und schreibt einen Gruß seiner Liebsten daheim. So ein Ding mit zwei frischen Augen ist doch herzlicher als die dort in der Ecke mit nur einem Auge und dem harten, kalten Griff.

Viel zu schnell sind die drei Ruhetage vorbei, aber wenn die Kompagnien wieder nach vorne rücken, dann donnert der Marschgesang durch das Dorf, dann fliegen die Scherze hin und her, dann ist alles lustig und frisch und stark.

So sieht's jetzt beim Kieler Seebataillon aus, keine Heldentaten, kein Waelhem, kein Lombaerghyde. Aber zähen, harten Willen erfordern die sechs Tage vorm Feind in dem immer wiederkehrenden Granatfeuer, im Schlamm und in der Nässe. Und wer nach den sechs Tagen mit Humor zurückkommt, wie sie es bei uns ja ausnahmslos tun, der hat Nerven wie Stahltrossen, der steht noch einen langen Krieg. D.

Unsere Waffenbrüder.

Die Schlacht.

Wien, 19. September.

Endlich sollte der schöne Traum, der mir von Anbeginn meiner militärischen Laufbahn vorschwebte, verwirklicht werden: als Oberst mein Regiment zum Angriff zu führen.

Es war am 24. August vormittags, Gefechtslärm vorn, Gefechtslärm links. Ich ließ das Regiment alarmieren. Binnen einer Viertelstunde stand es sprungbereit da. Mein schönes Regiment mit den blanken Reihen; ich ritt sie ab zur letzten Musterung. Nicht um die Adjustierung zu prüfen, nicht um nachzusehen, ob regimentarische Ordnung sei, nein, in die Augen wollte ich schauen. Was ich da sah, das machte mir meine Pulse heißer schlagen: ein Leuchten und Strahlen. Das sprach: „Führe uns, du kannst dich auf uns verlassen!“ Brave Mannschaft, zum größten Teile Ruthenen, zum geringeren Polen. Noch wenig kündeten bisher die Zeitungen von ihrem Ruhm: das Los unbekannter Helden. In den Augen der Offiziere verhaltener Jubel. So standen wir und warteten. Die Spannung wuchs und rötete mir die Wangen. Da endlich gegen Mittag kam der erlösende Befehl! Die Augen wurden weit, lautlose Stille. Es ging nach links. Nach einer Front-

veränderung von 90 Grad rückte das Regiment fließend in Gefechtsformation vor. Das Gelände war wellenförmig, vor uns etwa 4000 Schritt weit ein breiter Waldstreifen, auf dessen Mitte die Direktion genommen wurde. Ich ritt mit dem Adjutanten eine sanfte Anhöhe voran, um einen Überblick zu gewinnen. Vom Feinde sah ich nichts, Leere des Gefechtsfeldes. Ich hörte nur. Jetzt verstärktes Gewehr- und Maschinen-
gewehrfeuer gegen die Waldspitze zu. Ab und zu Geschützdonner. Rechts vorn sanfte Kuppen, wohin allem Anscheine nach das Gefecht noch nicht übergegriffen und auf welche die Regimentsreserve vorzurücken hatte. Ich blickte mich um und sah in stolzer Freude die breiten und tiefen Linien des Regiments wie einen unaufhaltbaren Strom vorwärtsdringen. Die vorderste Linie war mittlerweile bis auf zirka 300 Schritt an den Waldstreifen herangekommen. Da begann die eigentliche Musik. Ein Säusen in den Lüften — schon vorüber, ein schriller, krachender Schlag — ein Tornado von wirbelnden, grauen Staubmassen und graubraunen Sprengstoffgasen. Das war eine Granate, hat keinen Schaden angerichtet. Wieder ein Säusen, ein gelinder Knall hoch oben, eine unschuldig aussehende schnee-weiße Dampfwolke, die aber aus ihrem Schoß einen Regen von Füllkugeln und Geschößsplintern zur Erde warf. Das war ein Schrapnell. Auch dieses hat nichts gemacht. Die Leute lachen laut und finden das höchst belustigend. Fürwahr, uns alle erfaßt ein merkwürdiger Übermut. Ich selbst gebe mich ein paarmal mit der Beobachtung ab, ob die heransausenden Ungetüme zu sehen seien oder nicht. Nun, ich kann sagen, man sieht sie nicht direkt, aber der Luftwirbel, den sie ver-

ursachen, ist deutlich genug wahrzunehmen, und ich hatte das Gefühl, als hätte man einen Bruchteil einer Sekunde Zeit, dem Volltreffer auszuweichen. — Wer's trifft? Nun pfeift es um die Ohren wie von wütenden Hornissen, manchmal klingt es wie das Schnalzen einer Peitsche. Das ist Gewehrfeuer, das kommt durch den Wald geflogen wie von ungefähr. Gilt auch gar nicht uns, weil der Wald uns verdeckt, und bedeutet die sogenannte Fehlgarbe des Gewehrfeuers. Ich blicke verwundert um mich, alles rückt unentwegt vorwärts, ich sehe niemanden fallen und denke fort und fort: „Also das ist die Schlacht! So sieht es aus, 's ist ja gar nicht so übel!“ Auch die Mannschaft, das ganze Regiment denkt offenbar ebenso. Ich bemerke allüberall nur fröhliche Mienen. Da ein Heulen, ein Heulen mit winselnden Untertönen, krach, krach, viermal schlägt es in die Erde, eine kleine Pause — und wieder kracht es viermal in uns hinein. Ausfeuerlagen! Die russische Artillerie hat sich auf uns eingeschossen und bestimmte Linien aufs Ziel genommen. Jetzt ist es kein Scherz mehr. Lücken sind entstanden, zuckende und stille Leiber sieht man auf dem Boden, man hört aber keinen Schrei. Das ist das Seltsame: man stirbt lautlos, man wird verwundet, aber die Lippen bleiben geschlossen. Nur einmal habe ich ein Menschenkind brüllen, ja brüllen gehört. Ein Gefreiter wurde in einem Graben in meiner Nähe von einer Schrapnellfüllkugel in die Wade getroffen. Der Mann brüllte auf wie ein Stier; ich habe noch nie solche Laute gehört. Ich tröstete ihn, daß das eine leichte Verwundung sei, doch er schrie weiter. Nach ungefähr fünf Minuten war der Mann tot, das Geschöß hatte die Schlagader getroffen, er war verblutet.

Wie ein Bluthund sich an die Fersen des Verfolgten heftet, so verfolgte das feindliche Artilleriefeuer unsere Linien. Bald waren es Granaten, bald Schrapnells in angenehmer Abwechslung. Dagegen gibt es keinen Schutz, als weiteres Vorgehen in schütterer Linie. Wirft man sich nieder, so wird man von dem eingeschossenen präzisen Feuer direkt festgenagelt; benützt man für Minuten natürliche Deckungen, wie Terrainwellen, Gräben usw., so nützt das auch nichts, denn der „Segen kommt von oben“. Es ist wie ein entsetzliches Ungewitter. Man muß dabei gewesen sein, um sich eine Vorstellung davon machen zu können. Das allerbeste Mittel aber ist eigenes überlegenes Artilleriefeuer, welches die feindliche Artillerie niederkämpft. Von dieser Seite kam auch die Befreiung von den feuerpeienden Ungetümen. Das Regiment hatte nicht gewankt und nicht gezuckt in dieser Zone des artilleristischen Schreckens. Bewundernd blickte ich auf alle die Braven, auf alle diese Helden. Mir fiel ein: was sind die vereinzelt Heldennamen des Altertums gegen diese Tausende von namenlosen Helden von heute?

Nun passierten die vordersten Reihen den Waldstreifen und nahmen, untermischt mit den schon kämpfenden eigenen Truppen, am jenseitigen Waldrande das Feuergefecht auf. Gegenüber auf etwa 800 Schritt die feindliche Linie: ein Meierhof, der wie eine Festung hergerichtet worden war, von hier Erddeckungen bis zur Schmalseite eines Längenortes und noch weiter darüber hinaus. Ich bemühte mich, mit dem Feldstecher die russische Infanterie ausfindig zu machen. Ich sah nichts als hier und da eine russische Tellermütze, die auftauchte und verschwand. Aber man spürte sie, noch

mehr ihr Maschinengewehrfeuer. Nun, unser Feuer ließ sich auch nicht spotten, wie ganze Berge von russischen Leichen und Verwundeten in den Deckungen bewiesen. Unsere Maschinengewehre ratterten erbarmungslos.

Inzwischen hatte die Regimentsreserve, die rechts rückwärts im Staffeln gefolgt war, die Kuppen rechts und vorwärts des Waldes erreicht; sie wirkte zunächst durch enfilierendes Feuer und schritt nun energisch zum entscheidenden Angriffe vor. Wunderschön war es anzusehen, ein militärischer Hochgenuß. Das war der Sieg! Die Entscheidung auf dieser Stelle des Gefechtsfeldes war gefallen. Die Russen zogen sich fluchtartig zurück. Was nicht fliehen konnte, ergab sich, indem es die Hände hoch hielt.

Erwähnt sei, daß während des vorgeschilderten Kampfes mitunter verräterische Episoden vorkamen. Manche russische Abteilungen hißten die weiße Fahne, worauf von den Unseren angenommen wurde, daß sich der Feind ergeben wolle. Das war eine Täuschung, denn als unsererseits das Feuer eingestellt wurde und die Unseren sich näherten, wurde ein höllisches Maschinengewehrfeuer auf sie losgelassen. Gegen solche verräterische Brut gab es kein Pardon mehr. Nun schritt der Sieg mit vernichtendem Schritte vorwärts und eine blutigrote Fackel wies ihm den Weg. Der früher erwähnte Ort brannte lichterloh, die Flammengarben, die schwälende ungeheure Rauchwolken trugen, sprangen von Haus zu Haus; dazu das fortdauernde Kampfgetöse, das Einbringen ganzer Trupps und Kolonnen von Gefangenen, das Vorwärtsstürmen unserer Soldaten — all das gab ein Bild, das unverlöschlich ist.

Ich befand mich hierbei auf der Höhe bei der Regimentsreserve und überblickte das Gefechtsfeld in einer Breite und Tiefe von etwa 3000 Schritt. Was rechts und links geschah, wußte ich nicht. Es war ein Ausschnitt aus der großen Schlacht. Das Gewehrfeuer macht durchaus kein besonderes Getöse, es nimmt bald ab, bald zu und unterscheidet sich fast gar nicht von dem Gefechtslärm einer feldmäßigen Friedensübung. Nur das Maschinengewehrfeuer dringt lebhaft ins Gehör, dann auch die Zugsalven der Russen, die häufig angewendet wurden. Die Grundgewalt des Basses besorgte die Artillerie.

Auf der Verfolgung gab es in einem schluchtenreichen Walde noch ein länger dauerndes Getöse. Dort sah ich einen Reserveoffizier des Regiments bei seiner Abteilung, der mir schon von den Zeiten des Einjährig-Freiwilligen-Jahres eine große Anhänglichkeit bezeigt hatte. Ein kurzer Gruß meinerseits und ein ebensolcher Gegengruß mit freudigem Aufleuchten des Auges — fünf Minuten später stand ich erschüttert bei dem toten jungen Freunde ... War manchen guten Freund und Kameraden verlor ich an diesem Tage. Einfache Holzkreuze bezeichnen die letzte Ruhestätte. Die Dämmerung trat ein und machte dem Kampfe ein Ende. Nur hier und da noch grollte ferner Geschützdonner. Unaufhörlich wurde eine Unzahl von Gefangenen zugeführt.

Einer Episode, die des humoristischen Beigeschmackes nicht entbehrt, möchte ich noch Erwähnung tun: In einem Trupp von Gefangenen befand sich ein junger Offizier, der in deutscher, fast berlinerischer Sprache ärgerlich fragte: „Ja, gibt's denn hier niemand, der Deutsch spricht?“ Ich erwiderte: „Aber genug gibt

es solche, wir Offiziere sprechen alle Deutsch.“ Darauf er: „Nu, Gott sei Dank, daß ich mal wieder vernünftig sprechen kann. Nu, wir haben heute ordentliche Dresche gekriegt.“ Es war ein als Reserveoffizier eingerückter Kurländer. Wir amüsierten uns nicht wenig über den deutschen Russen oder russischen Deutschen.

Die Schlacht war zu Ende. Wenn auch die Verluste des Regiments mich mit Wehmut und Schmerz erfüllten, so belebte mich trotzdem das erhebende Gefühl, daß das Regiment seine Schuldigkeit getan und in diesem Teilgefecht die siegreiche Entscheidung herbeigeführt hat. Mit Stolz darf es die Blicke zu seinem erhabenen obersten Kriegsherrn erheben. Am nächsten Tage erhielten wir aus dem Armeekommandobefehl Kunde von dem glänzenden Siege auf der ganzen Linie. Viel später erfuhren wir den Namen der Schlacht. Er lautet: Krasnik.

„Echt österreichisch.“

Aus dem Tagebuche eines verwundeten Offiziers eines Tiroler Regiments.

Seit drei Tagen liegen wir im Schützengraben. Manchmal kauern, manchmal stehen, manchmal liegen wir. Es gibt nur einen Gedanken, wenn die Kugeln pfeifen. Und sie pfeifen sehr heftig, sehr zahlreich. Hunderte, Tausende. Mit ganzen Bogenketten von Kugeln ist der Boden gleichsam überspannt. Man liegt wie unter einem Gewölbe von blitzenden Geschossen, die in knappen, knatternden Abständen einander folgen, die sich unaufhörlich erneuern. Aus dem Ungewissen fliegen sie ins Ungewisse. Nur ab und zu, für den

Bruchteil einer Sekunde, fährt drüben eine Russenmütze empor. Mehr nicht! Und unsere Leute, Tiroler sind es, murren, daß sie nicht zielen und nicht schießen können, wenn sie nichts sehen.

Es ist das Schlimmste an dieser Kriegstaktik, die uns das zähe und lethargische, so überaus geduldige Volk der Japaner aufgehalst hat: man sieht den Erfolg nicht. Und meine Tiroler verlieren die Geduld. Sie wollen vor. Wir Offiziere haben alle Mühe, sie zurückzuhalten. Jeden Augenblick fragen sie: „Isch no net gnua? Gan mer no net?“ Die Offiziere springen auf, sie eilen zum Regimentskommandeur und erbitten den Befehl: „Vor!“ Einstweilen halten meine Leute den Schuß im Rohr zurück. Ihre Gesichter glühen. Auch drüben hat das Feuer nachgelassen. Wahrhaftig, es sieht so aus ... Hörbar rauscht das Blut. Da kommt der Befehl: „Stehen bleiben! Noch eine Stunde mindestens muß die Artillerie arbeiten.“

Jetzt reißt es dem Hochhuber-Sepp den Kleinen Finger von der Linken. „Sakra“, schreit der Sepp, und will, um gleich wieder zu feuern, die Wunde rasch mit seinem Taschentuch verbinden. Antiseptisch ist es gerade nicht geworden von Sterzing bis Rußland: „Zum Verbandsplatz, marsch!“ Der Sepp schüttelt den Kopf. Er versteht das nicht. Geschichtenmacherei! Er ist entschieden böse auf mich. Und wenn er in einer Stunde nicht wieder da ist, wenn er diese Stunde des Bajonettsturmes nicht erlebt, werde ich das verantworten können?

Getrost! Es dauert keine Stunde mehr.

Der Kolmbauer rechts von mir schmaucht seine Pfeife. Den ganzen Tag (und vielleicht auch die Nacht) hängt sie zwischen seinen Lippen. Eine schöne Pfeife mit dem

Andrä Hofer auf dem Kopfe. Und just diese Pfeife sucht eine russische Kugel, just diese Pfeife schießt sie dem Kolmbauer von den Lippen, daß er zornwütig aufschreit: „Hiagn is gnua! Hiagn gan mers an!“ Und springt aus dem Graben. Die anderen ihm nach. Ich rufe: „Halt!“ Aber es gibt kein Halten. Überall zucken die Bajonette aus den Schützengräben empor, ein Flimmern, ein Funkeln, unabsehbar über Stunden und Wegstunden. Und mit gezücktem Bajonett, mit schwingendem Gewehrkolben setzt das Laufen ein, das große Laufen gegen die feindlichen Schanzen. Dieses unaufhaltsame, unabsehbare Laufen von Hunderten und Tausenden nach einem Ziel, das in der Geschichte der Sieg von Krasnik heißt ...

In das Dorf, in dem wir bivakieren, waren zwei deutsche Offiziere gekommen. Prachtvolle Menschen sind diese Deutschen! Sie haben eine so feste Männlichkeit. Alles, was sie tun, alles, was sie wollen, alles, was sie sagen, ist ganz. Ich stand mit ihnen auf der Straße, die durch das endlose Dorf lief. Sie waren voll Bewunderung für unsere Leute. Der eine sagte: „Ihre Truppen machen alle Strapazen zuschanden. Bei 30 Prozent Verlust gilt sonst eine Truppe als verloren. Da heißt es sonst: Kette sich, wer kann! Ich aber habe bei Ihnen manches Bataillon gesehen, das bei einem Verlust von 50 Prozent nicht nur festgestanden, die Kerls haben zu stürmen angefangen!“

Der andere Deutsche lachte, daß man seine weißen, gesunden Zähne sah: „Echt österreichisch!“ sagte er. Es gab mir vor Lust einen Stich ins Herz. Ich hätte aufschreien, ich hätte den Mann umhalsen mögen. Und meine Stimme zitterte, als ich hervorstieß: „Wirklich?“

Echt österreichisch? Ist das Ihr Ernst?“ Erstaunt sah er mich an. Meine Erregtheit verblüffte ihn. Ich war ihm Aufklärung schuldig und sagte ihm: „Früher, bei uns in Wien, da hat man ‚echt österreichisch‘ gesagt, wenn ein Eisenbahnzug fünf Minuten Verspätung hatte. Man hat ‚echt österreichisch‘ gesagt, wenn ein Brief auf der Post verloren ging. Immer und überall hat man ‚echt österreichisch‘ gesagt, wenn es sich um eine Lärtheit, eine Schlamperei oder sonst eine Rückständigkeit handelte. Und jetzt sagen Sie es so! Denken Sie nur!“

Der Deutsche sah mich immer noch verwundert an. Er konnte den Jubel, der in mir war, nicht ganz begreifen. Kein Deutscher wird es können, denn er weiß nicht und wird es nie verstehen, wie grauenhaft wir alle in den Jahren des Friedens unter unserem eigenen Kleinmut gelitten haben. Aber mit einer Ruhe und Bestimmtheit, die keinen Einspruch aufkommen ließ, versicherte er: „Man wird ‚echt österreichisch‘ künftig nur in diesem Sinne sagen!“

Die Osterschlacht in den Karpathen.

Feldpostbrief eines österreichischen Artillerieoffiziers.

So, jetzt komme ich dazu, Euch auch ein paar Zeilen zu senden. Haben es hier sehr fein, ganz einer Erholung angepaßt. Liegen im Garten und lassen uns von der Sonne anscheinen, damit sie uns die Kälte ein bißel aus den Knochen zieht, die wir 7 $\frac{1}{2}$ Wochen bei 25 Grad Celsius unter Null in beinahe 1000 m Höhe im Freien bei Tag und Nacht genossen haben. Daß es uns trotzdem nicht besonders schlecht ergangen ist,

dürftet Ihr wohl aus der letzten Photographie ersehen haben.

Wie es kam, daß wir so rasch einen Erholungsurlaub bekamen? Als Gebirgsbatterie mit modernstem Geschütz brauchte man uns halt in einem fort, und so gab es immer viel Arbeit. Dafür versprach man uns schon lange eine größere Ruhepause; die wollte aber nie kommen, denn immer wieder wurde sie verschoben. Und so im Kriege spürt man es auch gar nicht als große Last, wenn man trotz Schneestürmen schon wochenlang im Freien oder in Schnee- und Erdhöhlen schläft und oft drei bis vier Tage und Nächte ununterbrochen dauernde Kämpfe mitmacht. Endlich waren wir aber doch so weit, daß wir uns sagen konnten: jetzt geht es bald auf Erholung! Denn die Pferde konnten kaum noch fort. Da kam eine bedeutungsvolle Nachricht: Noch ein paar Tage warten und überdies im Rücken bessere Stellungen aussuchen und vorbereiten lassen! „Da geht was vor!“ dachten wir uns, und unsere Aufmerksamkeit lenkte sich auf den rechten Flügel, wo es von Feindeseite öfters lebhafter zuging. Wir standen 967 m hoch, schon seit drei Wochen, hatten uns also häuslich eingerichtet. Vor uns ging es steil bergab, dann 1500 m Ebene, dann der San, und dann wieder steil in die Höhe. Am 20. hörten wir in der Ferne Donner rollen. Das war schwerstes Geschütz. „Bei Przemyśl ist was los!“ dachten wir uns, und in der Nacht gab es auch bei uns schon keine Ruhe. Kleine Geplänkel, ein paar Kompagnien waren sich in die Haare geraten.

Der Morgen begann mit einem ziemlichem Feuer unsererseits. Die Russen, die bisher hinterm San waren,

hatten sich in der Nacht vorgeschlichen und auf unserer Uferseite festgesetzt. Sogar eine Brücke gebaut! Die mußte weggeputzt werden; wirklich eine schöne Arbeit. Blauer Himmel, ein ziemlich eisiger Wind, der Fluß voller Eisstücke. Die Brücke der Russen war schmal, eigentlich ein Steg und ohne Geländer. Wir waren schon eingeschossen, da kam ein ganzer Trupp im Gänsemarsch daher. „Wart's, die Kerle lassen wir baden!“ hieß es. Und kaum war die Brücke voll, so ließen wir vier Schrapnells dorthin. Num ... eine Weile vergeht. Die Kugeln sind unterwegs. Da, eine Unruhe auf der Brücke. Die Leute hücken sich. Einer sucht sich hintern andern zu verstecken, und schwupps! liegt die ganze Bande im Wasser drin und plätschert und pustet und sucht sich vor den Füllkugeln, die da gepfiffen kamen, unter der Brücke zu verstecken. Das Ganze spielt sich in weniger als ein bis zwei Sekunden ab. Erst heult's, dann kracht's, und gleichzeitig genießt alles schon das schönste Bollbad. Bis auf die, die was weggekriegt haben, und deren waren es jedesmal einige, schauten alle, daß sie zurückkamen, denen war der Mut gründlich gekühlt worden. Das Badenlassen der Russen war so lustig, daß wir erst nach drei Stunden, als sie auf unseren Witz nicht mehr eingingen, die Brücke mit Granaten in die Luft gehen ließen.

Da, auf einmal! Was war das? Ein dumpfes Dröhnen, wie weit vom Norden her; das waren keine Kanonen. Alle waren wir sprachlos. Einer schaute den andern fragend an. Keiner wollte es sagen, und doch wußte es ein jeder. Endlich kommt's leise und zaghaft über die Lippen: Przemysl! Ist am Ende doch etwas

geschehen! Konnten wir das nicht rechtzeitig erreichen? Ein jedes Herz zitterte. Aber selbst, wenn's gefallen ist, wir stehen fest. Die Zähne zusammengebissen und feste drauflos. Sollen sie nur kommen!

Der Nachmittag verlief ruhig. Keine Meldung kam. Nur gespannteste Aufmerksamkeit wurde für die Nacht geboten. So standen wir abwechselnd immer ein Offizier im Beobachtungsstand; sehen konnte man nichts, aber hören. Das Telephon ging die ganze Nacht. Gegen Morgengrauen kam ich an die Reihe. Leise kam der Tag herauf, schon konnte man den Fluß erkennen und auch bald dunkle Punkte in der nächsten Nähe. Sie bewegten sich auf uns zu. Die Russen schlichen sich heran und setzten sich rechts von uns an einer Berglehne fest. Gerade wollte ich feuern, da kam auch schon von unten die Meldung, die Russen seien eingebrochen, sie bäten um Hilfe. Die Infanterie mußte sich in die Häuser zurückziehen, die im Tale standen, und jetzt ging's los! Hei! Denkt Euch einen Berg, so hoch wie der Jeschken¹⁾, wir mit Kanonen oben, und so von Massersdorf über Dörfel gegen Hanichen losgehend, die Russen kommend, alles voller Schnee, so daß man jedes Pünktchen darauf sah.

Das gab ein Arbeiten! Uns konnten sie nichts tun. Die Kanoniere zogen sich die Mäntel aus, so wurde gearbeitet. Schuß auf Schuß, daß alles nur so stob. Erst wollten sie sich in einer Rinne verkriechen, aber die Spuren im Schnee hatten sie verraten, und nun hinein in die Löcher; Erde, Steine, Äste, Fegen, Arme, Köpfe, Beine, alles flog nur so durch die Luft. Zehnmal mehr Russen waren dort, als wir wäbnten, und

¹⁾ Verfasser wohnt in Nord-Böhmen.

jetzt begannen sie davonzulaufen, unsere Schrapnells hinter ihnen her. Ein wilder Tanz. 11 Uhr war's, noch ohne Frühstück waren wir, und erst jetzt nahm der Kampf, besser gesagt die Jagd, ein Ende. Fürchterlich ist es doch zugegangen. Die Felder waren überfüllt mit Toten. Ruhe trat ein. Nun wurde geholt. Telephonisch kam eine Belobigung durch das Korpskommando, und die Hauptsache, 1400 Schuß durften wir uns wieder holen lassen für den Fall, daß es noch so einen Tanz geben sollte. Jedenfalls hatte unsere Armeeleitung bereits von dem Überfall gewußt und so alle möglichen Verteidigungsmaßregeln getroffen. Also frisches Futter für die Kanonen. Vier Stunden braucht es, bevor es die Tragtiere, die braven, zu uns heraufschleppen. Also rasch, rasch, damit nicht die Russen wieder anfangen, bevor wir genügend Munition haben.

Und es war wirklich höchste Eile! Um 3 Uhr kam die Munition; ich saß gerade gemütlich im Beobachtungsstand, da bemerkte ich einzelne Punkte, diesmal gerade vor uns, unten sich bewegen. Ich schaue durchs Glas. Ich traue meinen Augen nicht. 1½ km lang Front zu uns, eine einzige lange Reihe von Russen. Auf je 2 m ein Mann, so kommen sie aufrecht dahermarschirt, als wollten sie sagen: „Da schaut's, welche Macht kommt, schnell, lauft weg, sonst werdet ihr von uns niedergetreten.“ Hinter dieser Reihe auf fünfzig bis sechzig Schritte immer eine kleine Gruppe von zehn bis zwölf Mann. Dann 100 Schritte nichts, dann wieder solch eine Reihe, und so kamen sie sechsmal in solchen Reihen daher. Schon wurden die ersten von einer Feldwache angepiffen. Einzelne fielen, macht nichts. Die anderen gehen ruhig weiter, als wäre nichts geschehen. Ganz

gegen die sonstige Kampfesweise der Russen. Rasch unsere Geschütze nach vorne. Es ging so steil, daß man die Kanonen bis an den Abgrund heranbringen mußte. Tragtiere zu nehmen, war keine Zeit. Die Kanonen rasch zerlegt, und die Mannschaft und 60 Mann Infanterie schleppten die Geschütze, bis zum Bauch in Schnee wadend, fort. Keuchend brachten sie sie daher, rasch aufgestellt, und während all der Zeit, wo das geschah, kamen noch immer ganze Bogen von Russen daher. Endlos wie das Meer stürzten sie heran. Schon waren sie um 2 km nähergekommen. Knapp vor uns, wir schossen im Anfang vom Berg mit 1500 m Distanz, also beinahe für Flinten nahe genug. Aber jetzt waren wir auch schußbereit, und die Russen mitten im freien Felde, ohne Schützengraben, ohne Deckung, und jetzt hinein! Jeder Offizier zu einem Geschütz, es gab ein wahnsinniges Gemekel. Direkt konnten wir richten, d. h. am schnellsten schießen. Jeder Schuß warf vier bis fünf Mann hin, die anderen wollten zurück. Da kam das Interessanteste: Wozu waren auch je 100 bis 150 Mann zehn bis zwölf und fünfzig bis sechzig Schritte rückwärts aufgestellt? Jetzt ward das Rätsel gelöst. Jeder, der in der Reihe zurückwollte, wurde von den rückwärtigen zwölf Mann erbarmungslos niedergeschossen. Ihre eigenen Leute brachten sie um! Nur um eines Zieles willen. Durch unsere Linie, uns über den Haufen wollten sie rennen. Mit allen, allen elendesten Mitteln, koste es, was es wolle. Aber wir hatten noch 1400 Schuß. Wir saßen ja hoch am Berge oben. Wir hatten ja modernste Geschütze, da nützte solch eine Taktik nichts. Zu Haufen schon lagen die Toten. Ganze Reihen wurden niedergemäht, da

begann die ganze Linie der Russen zu wanken. Selbst die Henker zu zehn bis zwölf Mann, sie reißen aus oder fallen. Alles stürzt nach rückwärts, hinterm San das Heil suchend.

Da, was ist das? Die Ddrytbatterie, das war eine russische Batterie, die uns gegenüber auf 500 bis 600 m am Berge oben stand und mit der wir des öfteren Grüße austauschten, begann auf einmal zu schießen. Aber nicht auf uns, nein, in die zurückgehenden eigenen Truppen haute sie hinein. Im ersten Moment glaubten wir, es sei ein Irrtum der Russen, aber wieder und wieder sahen wir ihre weißen Wölkchen über den weichenden Russen, und wir dazu, das war ein fürchterliches Schlachten. Und warum schossen sie in die Eigenen? Um sie am Zurückgehen zu hindern, um sie aufzuhalten, um sie wieder gegen uns vorzutreiben. Aber selbst dieses grausamste Mittel versagte. Der dichte, regellose Knäuel schob sich, immer kleiner werdend, eine breite Straße, Tote und Verwundete zurücklassend, immer weiter von uns weg; als sie den San erreichten, war nahezu alles vernichtet. Was übrigblieb, sprang in den San. Bis zur Brust wateten sie im Eiswasser. Die Brücke war längst wieder zerschossen. So endete der Angriff nach vierstündigem Gefecht. Wie es auf unserer Seite zuging, ist einfach nicht zu schildern. Bei jedem großen Treffer brüllten die Kanoniere vor Freude, einer rief dem andern vor Freude immer zu, einer spornte den andern an. Die Röcke wurden ausgezogen, die Hemdsärmel hinaufgewickelt, und obwohl hier und da auch eine Kugel zu uns heraufpfiff, so ging es doch so lustig zu, als wäre es auf einem Jahrmart oder bei einem Tanzfest.

Der Abend kam, buchstäblich Tausende toter Russen lagen vor uns. Ruhiger wurde es; nur das Stöhnen der Verwundeten drang herauf. Die Russen halfen nicht. Wir konnten nicht, denn die Odrytbatterie schoß auch auf die Sanität. Die ganze Nacht wurde gewacht. Wo sich was rührte, wurde es unter Feuer genommen, und als der Morgen kam, waren die Russen wieder da! Wieder wie gestern. Über ihre eigenen Toten stiegen sie hinweg im Morgengrauen und stiegen gegen uns an. Wieder derselbe Tanz. Wieder Tausende von Toten. Wieder Ruhe, nachdem alles zerschmettert war. Gefangene Offiziere erklärten, am Vortage hätten wir in dem kleinen Abschnitt vier ganze Regimenter zerschossen! In der Nacht wurden sie durch vier neue ersetzt, und die waren wieder total vernichtet. Da kam eine ganze Division von Przemyśl ins Gefecht, auch die mußte sich zurückziehen! Der gefangene Offizier war von dieser Division. Er erzählte Schaudergeschichten. Der General selbst wollte nicht glauben, wie wir gewütet hatten.

Und doch! In der Nacht kamen schon wieder neue Truppen. Die Unseren am Hang vor uns mußten zu uns herauf. Wir konnten nicht mehr schießen, es ging zu steil nach vorn. Also in die rückwärtsgelegene Aufnahmestellung. Der Abend begann. Wir packten auf und marschierten im hohen Schnee. 3 km weiter rückwärts stellten wir uns auf, alles war vorbereitet. Der Morgen graute, und von neuem ging es los. Wieder so wie bisher. Einfach ein Gemekel! Erst am vierten Tag gelang es den Russen, die Höhe zu erreichen, auf der wir gestanden hatten. Wehleidig sahen wir zu, wie die Russen unsere schöne Erdhöhle untersuchten. Wie

sie sich drin breit machten! Aber das gab's nicht. Da wurden drei Granaten spendiert, und unser Böller flog mit samt den Russeninsassen in die Luft. Jetzt ging es Tag und Nacht ununterbrochen. Eingeschossen waren wir. Mit der Infanterie hatten wir bis ganz nach vorne telephonische Verbindung, und so wurde Tag und Nacht geschossen. Sieben Tage und acht Nächte ging es ununterbrochen. Da das niemand aushalten konnte, teilten wir den Dienst in eine Tag- und Nachtschicht. Schnee war noch meterhoch, hier und da ein wenig Sonne. Dann sogar eine Lerche, also der Frühling doch im Anzuge. Ein hergerichteter Schaffstall, ohne Dach, so schleppten wir aus dem Dorfe Bretter daher. Der Wind pfiff durch alle Löcher, und doch schliefen wir, wenn abgelöst, wie die Könige. 5 m seitwärts von mir stand die Kanone, und am Morgen, als ich erwachte, meinte ich, Gott sei Dank, die erste ruhige Nacht ohne Kampf. Mit lautem Lachen wurde ich begrüßt ob meines guten Schlafes, denn nicht weniger als 180 Schuß wurden während der Nacht abgegeben, und nicht ein einziger hatte mich geweckt. Freilich, vier Tage und Nächte hatte ich schon schlaflos hinter mir.

Noch drei Tage ging es so. Wir schliefen mit dem Telephon am Ohr. Fortwährend wurde geschossen, fortwährend kam neue Munition. Lauter Granaten, und das war gut. Vor uns war eine tiefe Mulde, eng, nur durch die konnten die Russen heran. Buchen standen drin und lauter Felsboden, und da denkt Euch, wenn nachts die Meldung kam, Russen sammeln sich in der Mulde. Granaten, immer zu vier auf einmal, sausten in das Loch hinein. Ein Blitzen, ein Krachen, ein Dröhnen kam aus dem Tal zu uns zurück, und die

Russen liefen, so weit sie nur konnten. Die Gefangenen bezeichneten das Thal als Teufelskessel, und doch wurden sie durch ihre Offiziere jede Nacht wieder hineingetrieben! Aber kaum waren sie drinnen, so ging es von uns wieder los, als stürzte der Himmel ein. So hielten wir es bis zum Karfreitag. Der Widerstand der Russen war ziemlich gebrochen, da kam die Freundschaftsbotenschaft, Freitag mittag: „Unser Urlaub, unsere Erholung bewilligt! Der Stoß der Russen vernichtet, Deutsche kommen, um uns abzulösen.“ Und trotzdem wir acht Tage und neun Nächte ununterbrochen gekämpft hatten, so gönnten wir uns doch keine Ruhe, wir marschierten noch acht volle Stunden, dann übernachteten wir in einem Gebirgstal, und dann ging es wieder fünf Stunden bis zur Eisenbahn. Und, Hurra! Ostermontag früh waren wir schon in Miskolcz angekommen, wo wir uns jetzt nach der schweren Karpathenschlacht erholen. Aber unsere Leute und Pferde hatten es auch nötig, und wir selbst auch ein bißchen. Durch fünf volle Tage und Nächte lagen unsere Kanoniere in den Zimmern im Stroh und reckten und streckten sich und wollten's gar nicht glauben, daß sie nicht mehr in Schnee und Eis liegen, und standen nur zum Essen auf, und jetzt erst kamen bei einem ganzen Haufen Influenza und Rheuma zutage, die sie vor Kampf und Arbeit und Aufregung durch so viele Wochen niedergehalten hatten. Die Pferde aber standen selbst zum Fressen nicht auf. Die kugelten sich und wälzten sich im Stroh wie die Schuljungen, denen kam die Ruhe, der schöne Stall spanisch vor.

Bis heute wird noch fleißig gedoktert, geflickt, geschustert, damit alles wieder in Ordnung kommt. Hiebe

haben die Russen in den Karpathen bekommen, wie man sie sich überhaupt nicht vorstellen kann. Wer's nicht mit eigenen Augen gesehen hat, glaubt's nicht. Solch ein Gemetzel hätte sich selbst die kühnste Phantasie nicht auszumalen getraut. Und wenn man von einer halben Million Verluste auf seiten der Russen spricht, so ist das nicht übertrieben, im Gegenteil. Man kann es sich nicht arg genug vorstellen! Nun denkt Euch doch selber aus. Wir oben am Berg, vergraben, geschützt, meterhoher Schnee, und da sollen sie herauf. Sollen noch schießen obendrein. Nein, die russischen Generale haben eine schwere Sündenschuld auf sich geladen. Sie haben ihre Truppen buchstäblich auf die Schlachtbank getrieben, und ich bin sicher, daß diese große Schlacht der Todesstoß für die Russen war, denn jetzt haben sie ihre Kräfte verzettelt. Dazu Lawetter, dazu nicht genügend Leute, um ihre Hunderttausende von Toten zu begraben, dazu Seuchen aller Art, nein, nein, das hält niemand aus. Und die Karpathenschlacht hat uns um Monate dem Frieden nähergebracht.

Mit den Türken auf der Dardanellenwacht.

Lange habe ich Dich ohne Nachricht lassen müssen; Du wirst Dir vorstellen können, daß wir in der letzten Zeit kolossal in Anspruch genommen waren. Erst hatten wir unseren jetzigen, auf luftiger Bergeshöhe gelegenen Beobachtungspunkt einzurichten, dann arbeitete ich angestrengt mit vier türkischen Soldaten an dem Aushacken einer Erdhöhle aus der harten Kalksteinspitze unseres Berges, und diese Höhle mußte dann, so gut es

ging, für vier Mann leidlich wohnbar eingerichtet werden. Unser Wohnraum, den wir aus dem Felsen hackten, ist ungefähr zweimal 3 m groß und so tief ausgeschachtet, daß drei Betten übereinanderstehen können. Jeder Dachbalken, jedes Brett und jeder Pfosten mußte auf den Schultern von unten nach der Bergspitze hinaufgetragen werden. Am 17. vollzog sich der Umzug von unserem kleinen Häuschen am Fuße der Batterien von Dardanos hier herauf und abends waren wir mit sämtlichen Utensilien oben. Heute bauen die Kameraden die „Küche“, bestehend aus einem Erdloch, in dem außer einigen Proviantkisten jetzt der Herd eingebaut wird. Ein Glück nur, daß wir soweit fertig waren, denn am 18. März war die große Schlacht.

Die Feinde kamen mit 16 Kriegsschiffen (Linien-
schiffen und Dreadnoughts). Im ersten Treffen standen sechs Franzosen und vier Engländer, im zweiten Treffen sechs weitere Engländer. Alle Schiffe des ersten Treffens eröffneten ein wütendes Feuer auf sämtliche Forts. Die Feinde verschossen im ganzen etwa 3500 bis 4000 Schuß, und zwar hauptsächlich Kolid Bahr wurde zeitweise völlig mit Granaten bedeckt. Nach etwa zwei Stunden fingen Kolid Bahr und Hamidieh an, das Feuer zu erwidern. Infolge der seitlichen Beobachtung durch unseren Posten hier oben ist es Hamidieh gelungen, ein französisches Linienschiff so schwer zu beschädigen, daß es innerhalb vier Minuten sank. Ein Engländer wurde dann von Hamidieh aufs Korn genommen, und eine halbe Stunde später trieb er steuerlos und stark nach einer Seite überliegend herum. Der Wind trieb das Schiff bis in die nächste Nähe von Fort Dardanos, wo es dann 800 m vom Ufer entfernt

sank. Noch ein drittes Linienschiff ist zum Sinken gebracht worden, besonders durch das gute Schießen der Haubitzbatterie. Ein Torpedozerstörer, der den Mannschaften desselben zu Hilfe kommen wollte, wurde ebenfalls getroffen und sank sofort. Die übrigen feindlichen Schiffe erhielten ebenfalls sehr schwere Beschädigungen. Der große Dreadnought „Queen Elisabeth“ bekam mehrere verheerende Haubitze- und Flachbahngranaten auf Deck und durch den Schornstein bis in die Kesselräume, wodurch dort große schwere Beschädigungen erzielt wurden. Es ist wohl kein Schiff, das nicht schwer beschädigt wurde und wenigstens ein paar hundert Tote an Bord hatte.

Gegen 8 Uhr abends zogen sie sich zurück.

Es war $1\frac{1}{2}$ Uhr, als Obermaat K. mir zurief: „Leitung ist gestört!“ Das war das Signal für mein Eingreifen. Meinen tragbaren Telephonapparat und Reserverdraht ergreifend, stürzte ich los den steilen Berg hinunter und dann die Landstraße nach Hamidieh entlang. Herr Gott, wie sah es hier aus! Links und rechts der Straße schlugen die Granaten ein und rissen riesige Löcher! Besonders als ich in die Verlängerung der Schießlinie auf Dardanos kam, kamen die Granaten, eine nach der andern, hoben Bäume aus, rissen Telegraphenstangen um. Unsere Leitung war nur an einer einzigen Stelle zerrissen und von mir schnell geflickt. Ich lief aber noch 3 km weiter die Landstraße hinab, auf Hamidieh zu, um mich zu überzeugen, ob etwa noch eine Stelle zerschossen sei. Dann schloß ich meinen Apparat an und hatte die Genugtuung, mit Obermaat K. und mit dem Telephonposten von Hamidieh sprechen zu können.

Gegen 3 Uhr war ich wieder müde und hungrig zurück, trank vier rohe Eier aus und legte mich hin und schlief sofort ein.

Zwei Tage haben uns die Schiffe seitdem in Ruhe gelassen, und das war gut. Alle Geschütze mußten von Sand und Staub gereinigt werden, eingerissenes Mauerwerk wieder aufgebaut, Verwundete verbunden, Tote begraben werden. Auf den Forts ist verhältnismäßig wenig Schaden angerichtet. Auf Dardanos ist kein Geschütz kaputt, auch auf Kilid Bahr nicht. Auf Hamidieh ist ein Geschütz zerschossen worden...

Was jeder von sich selbst erzählt.

Die Jagd zur Schlacht.

Aus dem Tagebuch eines Feldarztes.

Ich war auf einen Tag mit Genehmigung meines Chefarztes nach Brüssel gefahren. Am nächsten Tag früh sollte mein Dienst bei den Kranken in der Mittelschule von B. beginnen. Am Morgen radelte ich schnell nach B., mache Visite und frühstücke. Um 10¹/₂ will ich noch einmal nachsehen, was im Hospital los ist, und schicke einen Jungen mit einem Brief an unseren Kompagniearzt dorthin. Antwort: „War heute kein deutscher Arzt da.“ Da hab' ich's. Das heißt, die Kompagnie ist fort. Ich schnalle um und jage mit dem Rade nach dem Hospital. Es ist wirklich niemand da. Nun schnell hinüber nach P., dem Standort der Kompagnie. Die Brückenwache am Kanal schreie ich an: „6. Division?“ „Nein 5.“ „Wo ist die 6.“ „Heute nacht abgerückt!“ Hinüber nach L., was die Pedale halten. Richtig, kein Wagen, keine Soldaten, keine Division — tiefer Friede und heißer Sonnenschein, in der Luft das nun schon gewohnte Bum, bum, bum!, etwas stärker als sonst. In voller Karriere in den Park nach dem Schloßchen, wo bis dahin der Divisionsstab so prangend dirigiert hatte. Nur eine Säule noch: ein Feldbriefträger packt einsam auf der Veranda

von Erzellenz seine Post ein. „Wo ist die Division?“ „Heut' nacht 2 Uhr abgerückt.“ „Ja, wohin, Menschenskind?“ „Weiß ich nicht, aber der Feldtelephonist hat noch Verbindung mit der großen Bagage.“ Der Telephonist tippt los und meldet mir, daß die Bagage heute früh 4 Uhr Richtung G. stand. Karte hab' ich nicht, aber ich fause los. Habe ich erst die große Bagage, dann kriege ich auch die Division, und habe ich die, dann finde ich auch die Kompagnie.

Ich stürze aus dem Park. Da steht das Auto von A. aus Brüssel mit seinem Chauffeur, der nur flämisch spricht. Ich runter vom Rade, ihm das Rad ins offene Luxusauto geworfen und: „Nach G.!“ Ein Sprung, und ich sitze neben dem Chauffeur. „Mais ...“ „Kein Wort! Nach G.“ „Si vite, pourboire, Si non...“ Ich lege den Browning aus der Tasche. Das versteht er. Wir jagen mit 70-km-Geschwindigkeit über die Brücke. „Halt, wer da!“ Eine Feldwache legt an. „Offizier!“ Vorbei! Der Morgen ist herrlich. Das Krachen wird lauter. Ich schwitze. Wir kommen jetzt durch ein Dorf. Aus einem Fenster: pänk! pänk! Schweinehund — wenn ich nicht zu spät käme, würde ich anhalten. Der Chauffeur schwitzt.

Jetzt sind wir in G. Aber die Bagage ist nicht da. Zwei Häuser brennen. Nirgends eine Menschenseele. Fenster und Türen sind verrammelt. In den Hauswänden sieht man Kugellöcher. Der Chauffeur stöhnt. „Mais...“ „Weiter!“ Der moralische Effekt eines Brownings ist ungeheuer. Da steht rechts ganz vorn ein gelber Fesselballon, von den bekannten Schrapnellwölkchen umflattert. Meine Angst, zu spät zu kommen, wird immer größer. Das Bumbum wird lauter.

Verwundete Infanteristen können mir auch nichts sagen. Der Leutnant hat den Revolver, die Mannschaft den Karabiner in der Hand. „Was ist denn los?“ „Vorsehen, in dem Dorf schießt's!“ „Ich habe leider keine Zeit, ich komme zum Gefecht zu spät, wo steht die 6. Division?“ „Das 3. Korps steht in W.“ Herrlich, hab' ich erst die Erzellenz, dann finde ich auch die anderen und die Kompagnie. Also durch das Dorf! Der Leutnant sieht mir durchs Monokel verwundert nach, die Kirche brennt. Es schießt nicht!

Da vorn stehen Pferde in Deckung. Hurra, der Korpsstab! Die Gesellschaft frühstückt im Chausseegraben. Der bekannte Anblick: karmoisinrote Aufschläge in Feldgrau, Feldpost, Meldereiter, Telephonisch, kurz, wie es in der Illustrierten Zeitung aussieht. Erzellenz mit zwei Generalstäblern an der Karte.

An der angefangenen Strippe des noch nicht fertigen Feldtelephons taste ich mich weiter, und fahre so an der Basis des Fesselballons der Luftschifferkompagnie vorbei durch zwei ausgestorbene Dörfer, vorbei an einer Ulanenpatrouille mit belgischen Gefangenen, bis ich feststellen kann, daß die Wolken ein Kilometer vor mir pläzende Schrapnells sind, daß ich den Telephonleger überholt habe und daß vorn eine Mühle ist, und auf dem Mühlenhügel die dreieckige Divisionsstabsflagge und neben ihr — die weißen Fähnchen meiner Sanitätskompagnie. Sie lag dort noch in Bereitschaft! Aus den respektswidrig johlenden Freuderufen des Offizierkorps ging hervor, daß es mich bereits tot mit abgeschnittenem Kopf glaubte, als Opfer eines Brüsseler Franktireurs. Mein plötzliches Auftauchen erregte solches Verblüffen, daß selbst der Chefarzt seine

Zufriedenheit ausdrückte; dann bekam ich eine Flasche Rotwein, Frühstück und Birnen — es war mittlerweile 1 $\frac{1}{4}$ Uhr geworden — sowie vier Feldpostbriefe aus Berlin. In dem Hof, in dem ich mich stärkte, waren heute früh noch belgische Offiziere bewirtet worden. Dann hatte ich endlich Ruhe, mich der Schlacht zuzuwenden.

Die Sanitätskompagnie steht in Bereitschaft: Offiziere und Ärzte sind teils im Gehöft, teils auf dem Feld. 100 m rechts auf dem Mühlenhügel hält der Divisionskommandeur mit seinem Stab. Ich hole mir einen Stuhl auf den Acker; vor mir freies Feld, in 500 m Entfernung Büsche, über denen dauernd Schrapnell's plagen. Eine Ulanenpatrouille kommt in schwarzem Trabe heran; der Führer springt ab und macht Meldung. Beim Wärrerhaus rechts vorn hat er Ulanen verloren. Ein kurzer Befehl; ein Arzt reitet mit einem Wagen los. Nun fängt das Dorf rechts vorn an zu rauchen, und nach zwei Minuten schlagen die Flammen hoch. Neben uns steht Feldartillerie in Bereitschaftsstellung. Ein Motorfahrer knattert heran. Neue Meldung; ein kurzer Befehl: die Batterien jagen übers Feld, prohen ab und bum, bum! geht's los. Eine Ulaneneskorte mit 30 belgischen Gefangenen und ein Offizier kommen vorüber. Alle sind in Dunkelblau gekleidet, was furchtbar unpraktisch ist, denn man sieht es meilenweit, und es ist maßlos schmutzig. Die Gefangenen sind nette, teils ganz junge Kerls, aber sehr schlecht gekleidet. Ein Kürassieroffizier verhört sie. Der Gegensatz des eleganten feldgrauen Jungen mit der feldgrauen Schärpe, der aussieht, wie aus dem Ei gepellt, gegen diese Belgier ist direkt erheiternd. Nun

Kommt für uns Befehl. Die Sanitätskompagnie fährt nach X. in Schützenlinie und holt die Verwundeten. Fertigmachen! Die Burschen bringen die Pferde. Wir sitzen auf, es geht los, nach vorn. Es kracht ganz nahe. Wir sind vor einem Dorf. Latü! Latü! Ein Divisionsauto mit Generalstäblern rast heran: „Halt! Nach links abschwenken! In dem Dorf werden sie vom Fort aus zusammengeschossen.“ Nach links geht es im Trabe ab. Wir begegnen Trümmern von Kompagnien, die sich sammeln. Die Feinde sind nämlich gefährlicher, als es in den Wigblättern steht, und man sollte sich in Deutschland hüten, die Leistungen unserer Truppen durch ein billiges Lächerlichmachen der feindlichen Armeen zu Unrecht zu verkleinern. Die sich zum neuen Angriff vor den Forts sammelnden Truppen lachen nicht, sie sind todernst und ausgepumpt und maßlos wütend. „Angriff“, „Schlacht“, „Sieg“, sehen in Wirklichkeit ganz anders aus, als es sich am weißbedeckten Kaffeetisch liest. Wir kommen an ein Gehöft, das voll von Verwundeten liegt. Es sind Deutsche und Belgier! Also aufladen, was das Zeug hält! Los! Wir fahren hinaus, hinter uns kracht es bedrohlich nahe. Nun im Trabe nach dem Hospital in Y., wo 100 teilweise Schwerverwundete angekommen sind. Dort arbeiten wir die ganze Nacht durch ...

FrISChe Wurst für Hindenburg.

R., 7. Oktober.

Wir sitzen nun schon den sechsten Tag hier in dieser Stadt und wissen immer noch nicht, wo wir mit unserem Bataillon hinkommen. Es ist ja sehr nett und sehr

schön, bloß müßte man jeden Tag Löhnung haben. Es ist hier nämlich der 4. Oktober von besonderer Wichtigkeit, und ich will Euch dies jetzt einmal erzählen. Da es doch immer sehr schwer ist, für die Mannschaften zu sorgen, denn diese sollen doch alle satt werden, kam unser Oberstleutnant auf den Gedanken, ein Schwein zu kaufen und abends für die Mannschaft frISChe Wurst zu machen. Unser Oberstleutnant war am Abend vorher bei Erzellenz Hindenburg eingeladen und kam nun auf den Gedanken, demselben etwas von unserer frISChe Wurst hinzuschicken. Mein Kamerad sollte nun mit zwei Mann und einem Begleitschreiber dahin gehen. Statt der zwei Mann aber schlossen sich mein Kamerad und ich demselben an. Wir zogen nun also mit einem Kochgeschirr und zwei Würsten los zu Erzellenz Hindenburg. Beim Generalkommando angekommen, wurden wir von den Ordonnanzen groß angesehen, als wir sagten, wir kämen mit frISChe Wurst. Nachdem wir uns nun durchgefragt hatten, gelangten wir schließlich zu einem Feldwebel. Dieser sagte, wir sollten einen Augenblick warten, und es kam auch bald ein sehr gemüthlicher Rittmeister. Dieser beauftragte eine Ordonnanz, die Wurst nach der Küche zu bringen, und den Feldwebel, uns jedem einige Glas Bier und Zigarren zu geben. Sagte aber gleich, daß wir noch warten sollten; es könnte möglich sein, daß Erzellenz schon da ist und mit uns vielleicht selber sprechen wollte. Nach kurzer Zeit kam der Rittmeister zurück und sagte, daß wir mit unserem Kochgeschirr zu Erzellenz kommen sollten. Wir stürzten nun alle drei die Gänge entlang, fragten jeden nach dem Kochgeschirr, wovon natürlich niemand etwas wußte, und gelangten schließlich zur

Küche. Ihr könnt Euch denken, wie wir schon strahlten, als es hieß, zu Erzellenz persönlich zu kommen. In der Küche war nun die Suppe und Wurst schon zubereitet, und wir taten alles wieder in unser Kochgeschirr. Wir traten nun mit unserem Kochgeschirr wieder in Marschmarsch den Rückweg an. Der Rittmeister führte uns nun, die wir jeder stolz wie ein König dahinschritten, zu Erzellenz von Hindenburg. Wir hatten alle soviel von ihm gehört, und waren nun erst recht auf seine Person gespannt. Wir traten also ein — Hacken zusammenreißen klappte glänzend — und nun ging der Empfang vor sich. Wollte noch bemerken, daß Erzellenz à la suite bei unserem Regiment steht und auch früher bei demselben gedient hat. Er erkundigte sich dann, wo wir gedient hätten. Er drückte uns jedem die Hand und sagte, daß er sich über unser Aussehen — wir hatten uns vormittags Haare schneiden und rasieren lassen — sehr freue. Zu unserem günstigen Aussehen kommt wohl noch hinzu, daß wir vor Freude mächtig strahlten. Erzellenz nahm uns nun unser Kochgeschirr ab und sagte auch gleich: „Na, Jungens, das müßt ihr doch wohl wieder haben, laßt es euch in der Küche leer machen!“ Zu seinem Adjutanten sagte er, daß er die Wurst zum Essen aufgetischt haben wolle. Jetzt kam der größte Punkt: Erzellenz entnahm seinem Portemonnaie einen Zwanzigmarkschein; unsere Augen wurden immer größer, und überreichte uns denselben mit folgenden Worten: „Hier, Jungens, macht euch einen vergnügten Tag, laßt euch aber draußen noch Bier und Zigarren geben, Gott beschütze euch weiter, und bleibt auch weiter recht gesund!“ Erzellenz drückte uns nun jedem nochmals die Hand, wir standen stramm,

machten kehrt und raus, stolz strahlend. Draußen fragte uns ein alter Offizier, was wir gebracht hätten. Wir sagten: „Frische Wurst.“ Er antwortete: „Da hättet ihr ruhig mehr Kochgeschirr mitbringen können.“ Erzelenz sitzt übrigens ganz allein in seinem Arbeitszimmer. Wir gingen nun erst wieder zur Küche, um die Wurst los zu werden, und kamen dann wieder zu dem Feldwebel, der vor dem großen Saal sitzt, wo der Stab, etwa 150 Offiziere, sein Essen einnimmt. Wir bekamen noch jeder ein Duzend kleine Glas Bier und mangels Zigarren jeder 40 feine Zigaretten. Mit Stolz in der Brust zogen wir wieder zur Kompagnie. Millionen haben von diesem Mann schon gelesen, Tausende haben ihn bloß gesehen, und uns war es vergönnt, diesen Mann, der wohl der Größte in unserem Feldzuge ist, persönlich zu sprechen. Darauf werde ich immer stolz sein. Die 20 Mark sind natürlich schon ziemlich alle. Dieses war also der für mich so wichtige 4. Oktober.

Ein Pionierstückchen.

Es war eine grausige Nacht. Auftrag für uns beide Offiziere, Leutnant L. und ich: Heute nacht 7 bis 3 Uhr während Artilleriefeuerpause nachhaltige Zerstörung der Eisenbahnlinie zwischen Verdun und St. Mihiel, auf der fortwährend Munitionszüge und Armerungsgerät fahren. Jenseits der Maas, wo die Eisenbahn läuft, noch keine Aufklärung; starke Postierung der Kunstbauten gemeldet. Drei Patrouillen wurden ange setzt von meinem Kompagniechef: Leutnant L. und ich mit je zwei freiwillig sich meldenden Unteroffizieren und sechs schneidigen, todesmutigen Leuten, ein Feld-

webel dritte Patrouille. Erstere beide mit dem Auftrag, Eisenbahn an acht Stellen zu zerstören, letztere Zerstörung des unterirdischen Telegraphenkabels Verdun—St. Mihiel. Es war ein gewagter Streich; Maas, 50 m breit, stand uns zur Überwindung entgegen. Beigegeben wurden uns drei Königsjäger, ein Zug Infanterie zum persönlichen Schutz für die Zerstörungen. 7 Uhr machten wir uns auf den Weg; stockschwarze Nacht, starker Regen, Wind. Ausgerüstet mit Sprengmaterialien, zogen wir los zu dem gewagten Streich mitten in Feindesland, der teils sehr traurig für meinen armen L., für mich ruhmvoll endete.

Auf großen Umwegen, um der Sichtweite des Forts zu entgehen und durch die Linie der Befestigungen durchzukommen, gelangten wir an den Kanal de l'Este. An der französischen Postierung durchzukommen, gelang; Messer dem Posten unter die Brust gesetzt, kamen wir über die Kanalbrücke; nun ging's vorwärts durch die Maasniederung. Mehrere sehr stark angeschwollene sumpfige Gräben wurden durchwatet oder durchschwommen, und wo zu morastig, auf abgesägten Weidenstümpfen überwunden. An der Maas, 40 m breit, angelangt, machte sich meine Patrouille fertig zum Durchschwimmen. Ich sprang als erster voran in voller Montur, nur ohne Säbel. Es war ein ziemlich harter Kampf gegen den Strom und die scheußlichen Schlinggewächse. Da ich merkte, daß starke Lebensgefahr mit dem Überschwimmen der Maas verbunden war, schwamm ich nochmals zurück und ließ die Leute die Stiefel ausziehen, was ich auch selbst tat, fragte nochmals, wer es sich nicht zunute, solle zurücktreten. Alle waren fest entschlossen. Wir machten unsere Ladun-

gen fertig. Die Sprengmunition banden sich die Leute auf den Nacken, die Zündungen steckten sie unter die Mütze. Ich sprang voran, fand drüben mit größter Lebensgefahr schließlich nach langem Bemühen an den sehr morastigen, mit Schilf bewachsenen Ufern eine Landungsstelle. Alle Leute sprangen nacheinander nach. Es waren bange Minuten, ich war stark im Zweifel, ob alle Leute den Kampf gegen Strömung und Wassergewächse aushalten und alle landen würden. Es gelang. Weiter ging's vorwärts, noch einmal mußten wir zwei stark angeschwollene Gräben durch Schwimmen überwinden, bis wir schließlich an die beabsichtigte Zerstörungsstelle der Bahn gelangten. Die Ladungen wurden angebracht, auf meinen Pfiff gezündet, und in Eile machten wir uns aus dem Staube, immer in der Besorgnis, jeden Augenblick von der benachbarten Dorf- wache Banoncourt oder einer Brückenwache entdeckt und abgefangen zu werden. Eine französische Kavallerie- patrouille schoß auf uns, konnte aber in der furchtbar morastigen Maasniederung uns nicht erreichen. Ohne Strümpfe und Schuhe, die Gewehre an dem dies- seitigen Maasufer aufgenommen, gelang es uns nach Überwindung der gleichen Hindernisse, glücklich unver- sehrt auf unseren Infanterieschutz, der mitgegeben war, über die Brücke über den Kanal de l'Este bei Lacroix zurückzukommen. Ich ging dann in das erste beste Ge- höft im Dorfe und stürzte eine Frau aus dem Gehöft, die, mit der Pistole vor dem Kopf, ohne Lärm zu machen und das Dorf zu alarmieren, ihre zwei Pferde vor einen Wagen spannen mußte, und in wilder Fahrt, da wir wahnsinnig froren und nicht noch entdeckt wer- den wollten, ging's in einstündiger Fahrt zurück in unser

Quartier zur Kompagnie, wo wir 4 Uhr morgens alle unverfehrt ankamen. Für unsere Rückkehr war von meinem Hauptmann, der krank im Bett liegt, aufs beste gesorgt. Warme Decken, Glühwein brachten uns bald wieder auf den Posten. Ein wenig Schnupfen war alles, was wir davonbekommen hatten, ausgenommen die vom Schilf zerschnittenen Füße und die stark mitgenommenen Sachen, die noch heute ziemlich feucht sind und scheußlich nach Morast stinken. Ich sprach meinen wackeren Begleitern, die todesmutig und tollkühn mir gefolgt waren, meine größte Anerkennung und Dank aus. Wie ein Lauffeuer war am nächsten Tage die That beim ganzen Korps bekannt. Mein Hauptmann beantragte sofort das Eiserne Kreuz für alle Leute der Patrouille. Schon nach 24 Stunden am Abend des Tages gegen 8 Uhr kam ein Jägerunteroffizier, der uns die Auszeichnung brachte. Mit Stolz legte ich meinen drei Leuten und den beiden Unteroffizieren, zwei Rekruten dabei, die Kreuze an. Alle beglückwünschten uns aufs herzlichste. Es waren die ersten Eisernen Kreuze, die so umgehend uns beschafft worden sind. Während die anderen Auszeichnungen für Tapferkeit in den Schlachten unseres Korps erst durch den Instanzenweg beantragt werden, waren wir bereits nach zwölf Stunden mit dieser herrlichen Auszeichnung geschmückt. Doch genug, ich glaube nur meine Pflicht getan zu haben. Die Anerkennung von allen Seiten ist drückend. Jeder kennt mich auf einmal bei allen Truppen, trotzdem ich es eigentlich ohne Verlust und Kampf erworben habe. Allerdings teuer erkauft war trotzdem unser Erfolg.

Leutnant L. und ein Unteroffizier haben in den Fluten

der Maas an einer breiten Stelle beim Durchschwimmen den Heldentod gefunden. Die Kräfte müssen sie verlassen haben. Auf halbem Wege sind sie beide ertrunken.

Ein unfreiwilliges Bad.

Mein liebes Weib, lieben Kinder!

Ich liege also in Dienenhofen im Hilfslazarett Terminus. Es ist dies ein Hotel, das als Offizierslazarett eingerichtet ist. Gegenwärtig bin ich allein in einem Zimmer und langweile mich scheußlich; dazu kommt, daß ich vollständig auf dem Rücken liegen muß, da die Seitenlage Wundschmerzen hervorrufft. Es hindert mich auch die Wunde am rechten Unterarm etwas am Schreiben.

Den letzten Brief schrieb ich Sonntag-Montag, 20. zu 21. aus Briouilles an Dich. Wir sollten nach langer Zeit endlich Ruhe haben, und zwar bis Mittwoch. Wir hatten, wie ich Dir schrieb, gerade für diesen Abend ein schlemmerhaftes Essen bereitet: Wellfleisch und steifen Grog von Rum. Es war 9 Uhr, als wir uns eben beim Schein eines Kerzenlichtes und beim Kaminfeuer in feudalen Sesseln niederließen, um zu speisen. Möglich erhalte ich den Befehl, das Regiment steht um 11 Uhr zum Abmarsch bereit. Nach Soldatenart wurde kräftig geflucht und geschimpft, aber was hilft's, das Regiment steht um 11 Uhr zum Abmarsch bereit. Schnell wird noch das Nötigste erledigt, und bald sitze ich auf meinem Gaul, und hinein geht es in die finstere Nacht. Um 11 Uhr halt in einem Dorfe, Septearges, das schon dicht mit Truppen belegt ist. Gewehre werden zusammengesetzt, und nun wird gewartet bis 6 Uhr

früh. Ja, ja, die Geduld wird beim Kommiß ja schon im Frieden geübt. Alles verkrümelt sich und schläft, wo Platz ist. Ich klettere in den Lebensmittelwagen irgendeines Regiments, lehne mich an die Kommißbrote und schlafe prächtig. Am 22. früh geht es zum Angriff vor, die Wälder müssen gesäubert werden. Rechts von uns das 13. und 16. Korps, unsere Division am linken Flügel. Wir haben Glück; wir, nämlich das 1. Bataillon, stehen zur Verfügung des Divisionärs und werden an dem Tage gar nicht eingesetzt. Glückliche sind wir, als der Befehl kommt, Quartier in Montfaucon zu beziehen. Ich erhielt den Auftrag, die Feldküchen zu suchen. Auf meinem Gaulle trabe ich zurück, die Granaten und Schrapnells, die vereinzelt einschlagen, stören ja nicht mehr, wenn man in knapp fünf Wochen über zwanzigmal im Feuer gestanden hat. Ich ziehe unsere kleine Bagage nach Montfaucon und finde dort meine Kompagnie schon untergebracht. Der Aufenthalt war wenig gemüthlich, denn der Ort stand noch unter feindlichem Artilleriefeuer; aber was schadet das, wir hatten ja ein Dach über dem Kopfe. Kaum war gegessen, da ertönt das Kommando: 1. Bataillon antreten. Was hilft alles? Es geht hinaus an den Wald, in die Schützengräben, Wachen werden bestimmt, und der Patrouillendienst wird geregelt. Die Nacht vergeht, es wird morgens 9 Uhr, es wird 12, es wird 3 Uhr. Im Walde vor uns hin und wieder ein kurzes Gewehrfeuer; nur der Artilleriekampf dauert ununterbrochen fort. Hat man uns vergessen? O nein, denn schon schwärmen zwei Kompagnien nach dem Walde zu aus, und wir folgen geschlossen. Auf einer Chaussee im Walde sammelt sich die Brigade, und mit aufgepflanztem Seitengewehr soll

der südliche Teil des Waldes genommen werden. Nun muß man französische Wälder kennen, um die Schwierigkeit solches Kampfes zu würdigen. Es sind Laubwälder mit ganz dichtem Unterholz. Ebensovienig wie der Franzose die Landwirtschaft versteht, ebenso fern ist ihm die Kenntnis moderner Forstwirtschaft. Ein Durchforsten kennt er nicht; er läßt Urwälder wachsen, die fast undurchdringlich sind. Hin und wieder findet sich eine lichte Stelle oder eine schmale, langgestreckte Wiese.

Also 1. und 2. Zug der 3. Kompagnie schwärmen, rechter Flügel am dichten Waldstück. Anschluß links, und schon piffen uns die Kugeln um die Ohren. Zu sehen war nichts, als wir das 300 m lange lichte Waldstück durchschritten. Doch, ein Unteroffizier neben mir schoß einen Franzosen vom Baum herab. Auf Bäumen, hinter Sträuchern und Holzhaufen, in Erdlöchern am Ende des dichten Waldstückes, da steckte unser Gegner. Er schoß, bis man dicht heran war, dann warf er die Waffen weg und hielt die Hände hoch. Das ist die französische Kampfweise. Und unsere biedereren Reserven, sie nahmen wirklich gefangen, anstatt niederzustecken. Wir hatten auf dem Wege recht erhebliche Verluste. Zwei meiner Zugführer, Offizierdiensttuer S., der erst vor kurzem als Ersatzmann ankam, erhielt einen Schuß in die Brust, Bizefeldwebel W. einen Schuß in die Hand. Nun ging es durch ein dichtes Waldstück bis an einen Weg, unbehelligt kamen wir hindurch. Hinter dem Wege lag eine Wiese, etwa 200 m breit, und dann wieder dichter Wald. Daß das Waldstück hinter der Wiese besetzt war, schien selbstverständlich. Also Vorsicht. Auf dem Wege waren wir durch Buschwerk gegen Sicht geschützt, und hier konnte ich meine

Kompagnie ordnen. Ich ging nun allein vor, um zu beobachten. Kaum hatte ich jedoch den Graben vor der Wiese übersprungen, als auf mich das feindliche Feuer eröffnet wurde. Ich fühlte einen Stich im rechten Unterarm und einen Schlag an der rechten Hüfte. Ich stürzte in den Graben und lag im Wasser. Hilfe konnte mir die Kompagnie nicht bringen, da das Gewehrfeuer und die Maschinengewehre des unsichtbaren Gegners zu mörderisch war. Der Ruf, unser Leutnant ist getroffen, zeugte von der Wut der Leute. Sie erwiderten nur kurz das feindliche Feuer. Auf einmal wurde es still, ich zog die Uhr, $\frac{1}{2}5$. Die Wunde am Arm kann nicht schlimm sein, den Schlag an der Hüfte kann ich mir nicht erklären, das rechte Bein kann ich bewegen. Also versuche ich aus dem nassen Lager herauszuklettern. Kaum erhebe ich mich, pfeifen die feindlichen Kugeln. Also bleiben, bis es finster wird. Es war eine scheußliche Situation; denn mit dem Körper staute ich das Wasser an, es stieg allmählich, und bald ging es über mich hinweg. Ich fror entsetzlich und fürchtete Verunreinigung der Wunden. Da hörte ich meinen braven Burschen rufen, er wollte mich herausziehen. Ich wehrte ab, da der arme Kerl ja unfehlbar niedergeschossen worden wäre. Da erklärte er zu bleiben und mit mir in Gefangenschaft zu gehen, denn damit begann ich zu rechnen. Gegen 6 Uhr unternahm ich einen zweiten Rettungsversuch; ich arbeitete mich im Graben ungefähr 1 m rückwärts an eine Stelle, die gegen den Feind zu mit Schlingpflanzen bewachsen war. Nun kroch ich unter Zurücklassung meines Degens und Helms, auch meinen schönen Revolver verlor ich, durch einen Strauch; vom braven

Burschen R. unterstützt, gelangte ich auf den Weg. Ungefähr 50 m lief ich allein zurück, aber dann gestatteten es die Schmerzen in der Hüfte nicht mehr. Ein Unteroffizier kam herbei, und er und R. trugen mich zum Truppenverbandspatz. Ich fror entsetzlich in meinen triefenden Kleidern. Ich wurde von einem Arzt verbunden, da zeigte es sich denn, daß ich in der rechten Hüfte zwei Schüsse sitzen hatte, von denen der eine ein ganz anständiges Loch gerissen hatte. R. gab mir ein Hemd, von anderen Mannschaften des Bataillons erhielt ich Mäntel und eine Decke, und so wurde die ungemütliche Kälte gebannt. Im zivilen Leben hätte ich durch das Bad sicher Nieren-, Lungen-, Rippenfell- oder sonst eine Entzündung bekommen, im Kriege ist dies verboten, nicht einmal Schnupfen und Husten habe ich mir geholt. Nun ging es im Wagen nach Mantillois zum Hauptverbandspatze. Die Ärzte nahmen mich in ihrem Zimmer auf, das gemütlich warm war. Am nächsten Tage ging es im Bretterwagen in 5—6stündiger Fahrt ins Feldlazarett und von da zwei Tage später im Lastauto in das tadellos eingerichtete Etappenlazarett nach Montmedy.

Eine Kriegslift.

Nun will ich auch eine kleine Anekdote aus meinem Kriegerleben erzählen, die weder erfunden, noch aufgeschnitten ist: Auf unserem Umgebungs Vormarsch hinter den linken französischen Flügel in südlicher Richtung erhielt ich den Befehl, mit 15 Radfahrern von Br. aus zur Marne vorzufahren und zu erkunden, ob die dortige Marnebrücke vom Feinde frei und unzerstört sei. Falls

ich die Brücke erreichte, sollte ich mich verbarrikadieren und die Brücke möglichst halten. Die Entfernung von der Spitze unserer Division bis zu der Brücke betrug 20 Kilometer. Ich fuhr mit meinen Radfahrern los, spähte überall nach dem Feind und kam ohne Behinderung an die Brücke heran. Sofort lasse ich alle Telephon- und Telegraphendrähte der Bahn und Post zerschneiden, die Bahnlinie unterbrechen und befestigte das Brückenhäuschen durch Sandsäcke zur Verteidigung. Der Zufall wollte, daß an dem Tage sich die französischen Landwehrlaute aus der dortigen Gegend im nächsten Ort am jenseitigen Ufer stellen mußten und die Brücke passieren wollten und mußten. Es waren weit über 100 Leute. Für mich kam es darauf an, die Brücke für den Übergang der Division etwa 6 Stunden lang zu halten. Schnell entschlossen erklärte ich den Franzosen, wir seien eine englische Radfahrerpatrouille und müßten bis 7 Uhr abends die Brücke für jeden Verkehr sperren, damit die englischen Truppen ungehindert passieren könnten. Die Barrikade baue ich zur Sicherung gegen etwa ankommende Deutsche. Die Leute glaubten mir auch tatsächlich den Schwindel, und als ich ihnen als unseren Freunden herzlich die Hand drückte und auf die Deutschen schimpfte, beherrschte ich die Situation. Sie erzählten, daß 2 km westlich eine englische Brigade bivouakiere und einige Kilometer östlich eine französische Kavalleriedivision stände. Das beste war, daß die Leute dann alles im Ort auftrieben, was es an Essen und Trinken gab. Sie brachten Beefsteaks und Champagner und verpflegten mich und meine Radfahrer in bester Weise. Die ganze Situation war für mich keine sehr angenehme, und unter meiner äußeren fried-

lichen, sorglosen Haltung steckte eine furchtbare Erregung, da mir immer neue Landwehrleute ihren Gefestellungsbefehl vorzeigten und mir klarmachen wollten, daß die Brückensperrung für sie als Soldaten unsinnig sei. In dieser Situation mußte ich fast 6 Stunden bleiben. Als dann der Anmarsch unserer Division in dem Ort bekannt wurde, rieten mir die Landwehrleute, zu verschwinden. „Je n'ai pas peur,“ war meine Antwort. Als dann unsere Kavalleriespitze eintraf, sagte ich meinem Haufen Landwehrleute: „Nous sommes des Allemands aussi“ mit einem ironischen Lächeln und konnte der Division die Brücke für den Übergang übergeben.

Nächtliche Fahrt mit der Munitionskolonne.

In der Ferne brüllt die Schlacht. Der heiße Sommerabend brütet über der kleinen französischen Stadt und lastet im wolkenlosen Blau über den weiten Feldern und den langen, staubüberzogenen Hecken. Hinter den Wellenzügen der Ackerfelder, über den dunklen Waldrändern da vorn ringen die Heere Deutschlands und Frankreichs gegeneinander in blutiger Schlacht. Und während meine Kolonne von früh an ununterbrochen unterwegs war, hatte sie das lange rufende Dröhnen da vorn begleitet, in gleichem, schütterndem Konzerte.

Abends 11 Uhr. Eben habe ich mich zur Ruhe gelegt, da schlägt es an meine Tür. „Alarm! Sofort Munition vorführen!“ In drei Minuten bin ich fertig, und eine Minute später gleitet mein Auto durch die Gartenwege der Villa hinaus in die schweigende Nacht, hinunter die langen Straßen zum Bahnhof, wo hastiges Leben

herrscht. Der Adjutant wartet bereits und erteilt rasch mir die Befehle des Kommandeurs. Dringender Munitionserfaß ist geboten. Während wir noch sprechen, biegen meine schweren Lastzüge schon um die Ecke und fahren fauchend und donnernd auf den kleinen Platz vor dem Bahnhofe. Hastig wird der schöne Proviant abgeladen. Aus dem Dunkel der Nacht tauchen knarrend in endlosem Zuge die Pferdewagen der Munitionskolonne, die von hinten kommt und deren Ladung ich vorbringen soll. In eiliger Hast werden Patronen, Granaten und Schrapnells in meine Lastzüge geladen, und 2 Uhr nachts gebe ich den Befehl zur Abfahrt.

Die lange Reihe der glühenden Augen setzt sich ratternd in Bewegung und biegt in die große Landstraße nach Süden. Rot leuchtet von fern der Feuerschein eines brennenden Dorfes. Es ist eine unheimliche Nacht. Franktireurs sollen links von uns sein.

Nun vorwärts! Die Stadt verschwindet hinter uns. In dichten Schwaden wallt der Staub auf und ballt sich vor den Scheinwerfern zu undurchsichtiger Masse. Nur weiter! Da stockt die Kolonne. Ein umgestürzter Wagen liegt auf der Straße und muß weggeschafft werden. Als ich wieder anfare, bleibt der Wagen Nr. 3 stehen. Hin und nachsehen. Über dem Steuerrad hängt der Fahrer und schläft, links heraus hängt sein Begleitmann und schläft auch. Zu groß war die Anstrengung seit 24 Stunden ohne Schlaf. Mit kräftigen Flüchen reiße ich die beiden aus dem Schlafe, und weiter geht es.

Ringsum schweigende Nacht. In schweren Tropfen klatscht der kalte Nachttau hernieder. Aus dem Dunkel löst sich plötzlich eine Gestalt und tritt auf uns zu. „Feldhaubitzenmunition?“ fragt sie dringend. „Nein,

die kommt noch!“ Und wortlos tritt die Gestalt zurück, und an der langen Wagenreihe der wartenden Munitionskolonnen ziehen wir vorbei.

Da plötzlich zerstörte Drahthindernisse zur Rechten und zur Linken. Gefällte Bäume, die auf beiden Seiten halb noch auf der Straße liegen. Dann betäubender Nasgeruch. Und im Scheinwerferlicht, im weißglänzenden Nebel- und Staubqualm liegen riesenhaft verzerrt, ungeheuerlich vergrößert zwei groteske Ungetüme wüster Phantasie vor uns. Steif ragen die Beine in die Luft, der Leib unnatürlich angeschwollen, tote Pferde, um die wir mühsam herumfahren.

Wieder ein schweigendes Dorf. Aber mit einem Male schaudere ich unwillkürlich. Ode, zertrümmerte Mauern glänzen im Lichte, zersprengte Wände, wüste Schutthaufen, ragende Schornsteine, die höhnisch ins Dunkel der Nacht ragen. Trümmerhaufen nach Trümmerhaufen, es will nicht enden. Was hinter der Wand liegt, die das Licht meiner Scheinwerfer begrenzt, kann man nur ahnen. Immer neue groteske Ruinen, die unheimlich auf uns niederstarren. Und dann von rechts ein gespenstisches Knistern und Knattern und Prasseln. Eine rote Hölle leuchtet plötzlich hinter geborstenen Mauern. Glühend umgibt es uns von rechts und links. Im teuflischen Lichte sprühen Funken garben um zerspringende Mauern und stürzende Balken, schwebender Rauch mischt sich in den Staub und Nebel, und lastender Brandgeruch legt sich auf uns. Und durch diese rote, zischende Hölle fahre ich mit meinen Munitionswagen, mit den Granaten, Schrapnells und Hunderttausenden von Patronen.

Gott sei Dank, wir sind durch! Unwillkürlich trete

ich den Akzelerator, daß mein Wagen vorausschießt. — Da — Hufschlag in schweigender Nacht. Und plötzlich vor mir ein Reiter, der geblendet ins Scheinwerferlicht starrt. Aber was ist das? Das ist kein Feldgrau. Dunkelblauer Rock und Hose, mit zwei Reihen Knöpfen und dunkelblauem Käppi. Jetzt verschwindet er. Beinahe ebenso schnell legt es sich mir auf die Brust, französische Chasseurs. Wo kommen sie her? Sind sie durchgebrochen? Zurück mit dem Wagen. Flüsternd gebe ich den Leuten Anweisung, dann geht es langsam vorwärts. Von jedem Wagen spähen zwei Augenpaare in das dampfende Nebelgrau. Jetzt reißt der schwarze Schwaden vor einem Windstoße auseinander und legt plötzlich die Gegend links der Straße auf etwa 100 m frei. Und ebenso plötzlich gewahren wir eine sich bewegende dunkle Masse auf dem Felde. Französische Rufe — ein Blitz drüben — und in knirschendem, häßlichem Klirren schmettert das Glas meines linken Scheinwerfers weg. Die Bremsen knirschen, die Räder scharren, sekundenlang scheint dichtester Wirrwarr, dann knallt es hinter mir, und fast gleichzeitig prasselt, sich förmlich überstürzend, von der langen Reihe der Wagenkolonne ein Karabinerfeuer los, hinein in die dunkle Masse der Reiter; durch die nasse Nebelluft schlägt scharfes, peitschendes Krachen. Rossewiehern, Geschrei, französische Kommandos. In eiliger Hast entleere auch ich das Magazin meines Karabiners auf die dunkle Masse. Und kaum eine halbe Minute vergeht, da stieben die Reiter schreiend nach allen Richtungen auseinander. Das Feuer schweigt. War alles nur ein böser Traum? Zäh erscheint mit klagendem Wiehern vor den Laternen ein Pferd, das linke Auge ist ausgeschossen und hängt blutend halb

heraus, mit jähem Satze steigt es geblendet vor dem Kühler meines Wagens steil in die Höhe, dreht und rast davon.

Drüben hört man Wimmern und Rufen in französischer Sprache. Aber wir haben keine Zeit. Eine halbe Minute später setzt sich die Kolonne wieder in Bewegung in die schwarze Nacht, in das allmählich grau werdende Nebelmeer. Es beginnt zu dämmern. Wieder erscheint ein Dorf. Ein Reiter taucht auf, diesmal in Feldgrau. „Munition?“ „Jawohl! Granaten und Schrapnells.“ „Gott sei Dank.“

Und wieder beginnt ein fieberhaftes Umladen auf die leichten Munitionskolonnen. Übernächtigt, fröstelnd stehe ich in dem jungen Herbstmorgen an einer Hecke vor dem Dorfe und lausche dem brüllenden, beinahe angstvollen Donnern der neu entbrannten Schlacht. Wir bringen neue Nahrung für die hungrigen, bronzenen Mäuler, der kritische Moment ist vorbei. Und als wir müde und hungrig im Quartier wieder eintreffen, überholt uns bereits die Kunde, die wundervolle: „Die Franzosen sind geschlagen!“

„Hurra!“ schallt es unwillkürlich. Lieb Vaterland magst ruhig sein: Mit dieser herrlichen Armee ist Deutschland unbefiegbar.

Wie ich verwundet wurde.

Von einem Mitkämpfer bei Lüttich.

...Mitten in dieses Dorfgefecht (Sturm auf Fort Fléron) waren wir hineingerissen. Es blizte aus allen Häusern, unablässig rollt der Donner der Geschütze,

unablässig geht der Eisenregen nieder. Stockdunkel... Wie sehnlich wünschen wir den Morgen heran. — Kein Gegner zu sehen — und doch sinkt Mann neben Mann. Aus den Mauern der Häuser sind nur winzige Steine gelöst — ein Flintenlauf ragt durch; in den Fensterladen ein kleines Loch — der Lauf einer Jagdbüchse sprüht Flammen heraus — aus den Kellerfenstern, von den Böden zuckt und flammt und pfeift es ... Wie im Herenkessel ... Und wir dürfen nicht schießen, um die Kameraden, die rechts und links und vor uns im Gefecht liegen, nicht zu gefährden ... Einer neben dem andern sinkt — Achzen und Stöhnen überall. Hinweg über einen Haufen zuckender Leiber, vorsichtig — um keinem wehe zu tun — und um uns blüht's und kracht's. Aus einem Eckhaus prasselt uns ein Hagel entgegen. — Zwanzig, fünfzig Läufe heben sich —, da brülle ich: „Keinen Schuß, Kerls! Wer kommt mit? Beil her!“ Ein kleiner Musketier reicht mir eine Pickel... Zehn braune Bengels drängen hinter mir nach. — Dann ein paar Hiebe mit Beil und Kolben — die Tür kracht ein — von der Decke her zucken Geschosse nieder ... „Keiner die Bodentreppe hinauf! Hierbleiben! Streichhölzer her!“ Und schon habe ich ein paar Strohballen vorgerissen, — fünf Minuten später züngeln die Flammen aus allen Fenstern. „So, Jungs, nun vorwärts!“ — Hinein wieder in die Dorfstraße ... Da treffe ich meinen Kompagnieführer. „Hierher!“ schreit er. „Über die Mauer, mir nach!“

Zwei Kerle heben mich hoch, im Nu haben wir eine Gartenmauer überstiegen, und stürmen weiter, einer belgischen Abteilung in den Rücken zu fallen. Mannshohe Hecken, mit Stacheldraht durchzogen — vier, fünf

— vor uns. — „Her, Kerls,“ rufe ich, „gebt mir die Drahtschere!“ Ein paar wuchtige Jungens treten den Schlehdorn ein — ich knipse den Draht durch und gehe ihnen voran, — meine Hose hängt in Fetzen runter. Die Hecken werden genommen — auf einmal kracht es auf uns her — nur wenige Sekunden, dann saust eine Haubitze in den verruchten Giebel — Steine spritzern umher — das Gemäuer sinkt donnernd zusammen. Feuer von links! — Da sind die Unsern, sie schießen auf uns — sie erkennen uns noch immer nicht. Wir brüllen ihnen die Losung zu: „Der Kaiser! Der Kaiser!“ — Sie hören uns nicht in dem Höllenlärm. „Hornist,“ rufe ich, „blasen Sie Signal!“ Der brave Junge — er war von den vierten Jägern, nimmt das Horn und schmettert: Das Ganze! — Das Ganze! — Da kommt's von drüben zurück. Wir erkennen uns — es sind 27er — ich drücke dem Hauptmann, den ich seit Jahren kenne, die Hand. —

Heller Morgen, $\frac{1}{4}$ 7 Uhr (am 6. August).

Vor uns liegt ein Kohlenbergwerk. Zwei Kohlenhalden sind einige Meter hoch im Winkel zueinander aufgeschüttet — da stürmen wir hinauf. Ein Jägerleutnant, ein Kompagniekamerad von mir, Sch., dann ein riesiger Adjutant von den 27ern, A., ein tapferer Junge, der nicht mit der Wimper zuckte — am Wege unten bleibt H. zurück, der furchtlose Regimentsadjunkt vom Regiment Louis Ferdinand, und mit ungefähr zehn Mann nimmt der Hauptmann v. B. die Häuser in unserm Rücken unter Feuer, er selbst hat den Degen abgelegt und führt das Gewehr ...

Oben von meiner Kohlenhalde sehe ich ein Gehöft und

zum ersten Male belgische Infanterie — sonst waren die Kerle gelaufen, als sei der Teibel hinter ihnen. — Jetzt heben sie die Büchse an die Backe. Ich lasse das Feuer aufnehmen und beobachte durch das Glas die Wirkung ... „Ruhig zielen, Kerls, ihr schießt zu weit“ ... Zwei schwarze Mäntel sehe ich sich im Sande wälzen.

„Hol's der Teibel!“ Sie schießen von rechts her — von der andern Halde ... Da steht noch auf unserm Flügel der lange U. Seine Schärpe flattert, die Quasten sind schwarz von Kohlenstaub, er schießt auf die Bande rechts — jetzt knallt's auch von hintenher aus den Häusern ...

Ich setze das Glas ab und sehe mich um. Da links am Flügel liegt mein Kamerad Sch., hat einem Verwundeten das Gewehr abgenommen und schießt nach dem Gehöft ... Rechts von mir — ja, was ist denn das? Einer nach dem andern „klappt ab“ ... Der läßt den Kopf vornüber, der rollt den Abhang hinunter, der schreit ... Sie schießen wie besessen auf uns. Nun liegt nur noch einer rechts von mir, eben fängt auch der an, sich hin und her zu wälzen, Blut quillt aus dem Rock hervor, ich werde ihm sein Gewehr abnehmen; ich richte mich auf ... Donnerwetter, ich fühle einen Schlag vor der linken Brust: „Kinder, jetzt hat's mich auch.“ ...

Ich rutsche den Abhang hinab, das Blut kommt mir aus dem Munde ... hinter einem Steinhaufen finde ich Deckung vor dem mörderischen Feuer. Ich bitte einen Soldaten: „Mach' mir mal die Feldflasche ab — so — — und den Tornister.“ Einen langen Schluck. Der gute Kerl öffnet mir den Waffenrock.

Ich lehne mich gegen den Steinhäufen. Ganz warm quillt das Blut hervor; wie lange kann's dauern, dann ist's vorbei. Aus dem Rocktäschchen ziehe ich das Verbandszeug, öffne es hastig und drücke es auf die Wunde. Dann warte ich ab, minutenlang; auf dem Wege vor mir stehen die braven Kerle und feuern; da ist auch A. noch mit den schwarzen Quasten. „Kinder, schickt mir doch einen Arzt.“ Mir fängt's an, vor den Augen zu flimmern. Da kommt das Soldatengefühl: du mußt dich wehren, darfst nicht dich dumpf in dein Schicksal ergeben. Die Schlacht geht weiter; hier findet dich keiner ...

Mit Schmerzen richte ich mich empor — stülpe mir den Helm auf den Kopf — die Feldbinde, die Pistole — das Glas schenke ich einem Soldaten, er braucht's jetzt nötiger als ich, und dann meinen Degen — den lasse ich nicht, er braucht sich meiner nicht zu schämen — so schleppe ich mich an den Weg. Was geht mich das Pfeifen an, ich habe meinen Teil. Noch immer stehen die wackeren Kerle und feuern vom Wege gegen die Kohlenhalde — einen winke ich heran ... „Um Gottes willen, Herr Leutnant!“ ... „Bringe mich zum Verbandplatz, mein Junge.“ ... Er gibt mir seinen Arm... „Mußt aber langsam mit mir gehen, kann nicht mehr wie vorhin.“

Um uns pfeift's und donnert's. Der gute P. stützt mich. Wie sagt unser Bismarck? „Kein deutscher Offizier läßt seinen Soldaten im Stich — kein deutscher Soldat seinen Offizier.“ ... Nein, weiß Gott, nicht! —

Auf dem Wege stehen zwei belgische Bauern — sie lauern auf uns. Wehren kann ich mich jetzt nicht. „Komm, da in die Hecke hab' ich vorhin ein Loch

getreten — da durch.“ Ich humpel voran — P., das Gewehr schußbereit, hinterdrein.

Auf der Dorfstraße ... Die Truppen drängen nach vorn, uns entgegen — sie weichen mir alle aus, die Braven ... Donnerwetter, könnt' ich noch mit! — „Kinder, haut sie in die Pfanne!“ (Konnt's nur leise sagen, aber sie verstehen's.) „Wenn wir sie nur erst haben, Herr Leutnant!“

Der belgische Verbandplatz liegt dort. — „Den mag ich nicht, komm', bring' mich weiter, wir wollen zum deutschen Lazarett.“

So schleppe ich mich weiter — die Straße hinunter, wo der Tod so gräßliche Ernte gehalten. Wie liegen sie so dicht, so starr, so stumm ... Unter 100 Deutschen ein Belgier ... O, diese feige Bande! ...

Es greift doch an, dieses Humpeln. — „Seht ihr denn den Verbandplatz noch nicht, Jungens?“ — „Er muß gleich da sein.“ Tapps — tapps. „Langsam, Kinder, sonst tut mir's weh“ — ich hänge mich fester an den guten P. ...

Da steht der General. Er sieht mich, kommt einen Schritt auf mich zu: „Na, Herr Leutnant, hoffentlich wird's wieder!“

Antworten kann ich nicht — aber, so schwach ich bin, ich lasse den Arm meines Soldaten frei und lege die Hand an den Helm. —

Das Rote Kreuz! Gottlob. — Ich danke dem guten P. und drücke ihm die Hand ... Sie schneiden mir das Hemd runter, der unermüdliche Stabsarzt verklebt mir die Wunde.

Der Verbandplatz ist nur ein kleiner Raum —

drin liegen sechs, sieben Schwerverwundete und stöhnen und schreien ... So bleibe ich draußen und lehne mich sitzend an das Haus ... Wie viele liegen hier. — Drüben G., der tapfere Leutnant der Radfahrerkompanie. — Schuß in den Leib ... Er streckt sich — kein Laut des Schmerzes kommt über seine Lippen — sein Gesicht ist ganz gelb.

Neben mir ein belgischer Offizier — er hat's im Arm und im Bein. — Immer kommen neue. — Dort sitzt Kurt W., mein Regimentskamerad — Schuß ins linke Bein — aus einem Kellerfenster raus ...

Da bringen sie unseren D., mit dem ich so manche Stunde gebechert, gejubelt. — — — Bis an die Grenze des Forts Fléron hat er seine Kompanie geführt. Drauflos wie ein Held — der Tapfersten einer — — nun mitten in die Brust ... „Gestern noch auf stolzen Rossen ...“

Mich friert. Es ist ein trüber, kalter Morgen, der Regen träufelt nieder ... ich habe aber kein Hemd mehr, nur noch einen Ärmel. Sie decken mir meinen Waffenrock über, der Belgier läßt mir seinen Mantel umhängen ...

„Herr Stabsarzt, komm' ich nun bald in einen andern Ausschank?“ Alle lachen — — lachen über meine Frage. Nur der brave G. drüben lacht nicht mehr. Der ruft: „Ah — — — Wasser ...“ Trinkt, holt tief Atem und liegt nun ganz still ... ganz still dulce est et decorum pro patria mori... „Ja, mein lieber, kleiner Leutnant, wo wollen Sie denn hin?“ „Jrgendwohin — ins Lazarett, oder nach Lachen — oder sonstwo — aber ich friere hier wie ein Schnei-

der.“ „Na, warten Sie, Sie werden ins Lazarett kommen.“ ... „Wie lange dauert das?“ „Kann ich nicht sagen.“ ... „Ist es weit zum Lazarett?“ „Nein, nicht sehr.“ „Dann werde ich hinhumpeln.“ „Nein, mein Lieber, alle Achtung vor Ihrem Schneider, aber das wollen wir lassen.“

So muß ich warten. Alle gucken mich an, wie ich da so an der Mauer sitze. — Ein Pionier kommt an mich ran — einer von den 24. Pionieren. — „Hier, Herr Leutnant ...“, er gibt mir ein Stück Schokolade. Fast hätte ich weinen mögen — so treuherzig, so natürlich, so gutmeinend — — ich hätt's ihm nicht abschlagen können. Gegessen hab' ich's nicht, aber aufgehoben — und will's mir aufheben immer, und immer jener Stunde denken und immer daran denken, daß kein deutscher Soldat seinen Offizier im Stich läßt ...

Im Tragstuhl — das Liegen machte mir Schmerzen — haben mich vier Kerle die Dorfstraße hinuntergetragen zum Lazarett. Die Nordstraße, den Weg des Todes, den Weg des Sieges — unseres ersten deutschen Sieges! — — —

Es waren nicht schöne Tage, die nun kamen. — — Und qualvolle Nächte — — ; wie haben wir den Morgen herbeigewünscht, jedesmal, wenn wir abends die Augen schlossen.

Aber dann — ich erlebe es noch einmal: ein Tag war's wie der von Großbeeren; es goß vom Himmel, es hörte nicht auf, die Kanonen brüllten noch immer ... Da kam es das Dorf hinein, der Mann neben Mann, und Lauf neben Lauf! Unsere Verstärkung, unsere Ersatzbataillone! Hurra! Wie haben wir emporgejubelt

auf dem elenden Lager, und konnten wir ihnen auch nicht ins Auge sehen, konnten wir uns auch nicht aufrichten — es war eine Stunde stolzester Lust ... Nun kann's nicht mehr schief gehen, nun wird gehalten, wofür wir geblutet!

Der Krieg ist furchtbar — doch auch das Größte, was ich je erschaut.

Gruß und Kuß

Euer Hans.

Stimmungen. Beschauliches.

Aus einer stillen Stunde.

Mein liebstes Mutting!

Heute ist Ruhetag! O Wort voll zauberischer Klänge für den Feldsoldaten, der ohne ein Dach über sich mit Trockenheit, reiner Wäsche, Waschen, Essen und Ruhe sich ein wenig von dem Frieden vorspiegelt, den es jetzt nicht gibt. Einen Tag lang nicht den nervenspannenden Gedanken, gleich geht's los, einen Tag nicht das etwas wehmütige Gefühl, der Boden, auf dem du stehst, die Höhen, die vor dir liegen, sie können die letzten sein, die du siehst!

Nun, behaglich sitzen wir (Hauptmann und ich) im schönen Zimmer, vor mir die Postkarte von Paul, Fritz, Schokolade von Dir, 70 Zigaretten. Schon rauche ich, Bier und Wein stehen auf dem Tisch, lecker zieht der Duft der unten brodelnden Bohnensuppe zu uns herauf, und wir schreiben! Wie gut, daß man das kann! Wie gut, im Gegensatz zu der Bevölkerung hier! Meine Hauswirtin, deren zwei Neffen, die Nachbarin, deren Mann im Felde ist, erzählten mir heute morgen weinend: „Depuis deux mois, pas de nouvelles! Nous ne savons pas, où se trouve mon mari!“ Sie wissen nicht einmal, in welchem Regiment. Das ist doch fürchterlich. Sie wollte von mir wissen,

ob viele Franzosen tot wären; ich tröstete sie, es seien viele gefangen, und daran klammert sie ihre Hoffnung. Die Leute sind sehr nett, ich weiß nicht, was in ihrem Innern vorgeht, daß sie uns, die Eindringlinge, so gut behandeln. Als wir gestern völlig durchnäßt hier wieder ankamen, waren unsere Zimmer tadellos in Ordnung und sogar geheizt! Allerdings haben sie Vertrauen, besonders zu den Offizieren, und wenn das geringste ist, kommen sie gleich zu uns und bitten um Abhilfe, was gleich geschieht.

Wenn ich so höre, bei uns beginnt die Schule, alles geht seinen Gang, so kommt ein heißes Dankgefühl gegen Gott, daß er unsere Grenzlande verschont. Du müßttest hier die Unordnung sehen! Alles überladen mit Truppen, keine Verwaltung, die Ernte nicht herein, der Hunger droht, schrecklich. Ganz fassungslos stehen die Leute dem Schrecklichen gegenüber. Jetzt sind acht Tage seit den schrecklichen Tagen im Bois de K. verflossen; ich denke mit Schauder daran zurück. In der Schlacht, wenn man sich wehren kann, ist es was anderes. Aber versteckt im Wald, im tiefen, dichten Wald und dann über sich, um sich, neben sich dieses entsetzliche Krachen, Bersten der schweren Granaten, von denen ein Schuß ganze Lichtungen riß, ohne zu wissen, woher, ohne die Möglichkeit, sich zu wehren, das war schrecklich. Wir haben morgens aus dem Walde das ganze Abkochen der Franzosen usw., die uns da nicht vermuteten, in aller Gemütsruhe beobachten können und haben sie nur deshalb nicht unliebsam gestört, weil wir unsere Stellung nicht verraten sollten. Gestern kam auch die Nachricht, daß mein Patrouillengang bei K. ein weiteres Opfer gefordert hat,

ein bei mir Verwundeter ist gestern gestorben. Ehre seinem Andenken!

Ein Bild ist mir unvergeßlich. Als wir am 1. September morgens die Chasseurpatrouille abgeschossen hatten und zwei Mann, die liegengeblieben waren, gefangengenommen hatten, ging ich mit einem Chauffeur zu dem gleichfalls gefallenem jungen Offizier. Ich sah es sofort, er hatte Herzschuß. Aber der mich begleitende Chasseur, der ihn offenbar gern hatte, fragte mich angstvoll: „Mon officier, vive-t-il?“ Und als ich verneinend den Kopf schüttelte: „Il est mort“, kniete der Mann nieder und betete lange für seinen Leutnant! Ein ergreifendes Bild: weit sah man ins sonnenüberflutete Land, vor uns inmitten von vier toten Pferden lang hingestreckt friedlich der junge tote Offizier, drum meine Leute mit den Gefangenen, und mitten drin kniete der Soldat! Es war totenstill, wohl jeder fühlte den Schritt des Todes, der auch ihn morgen treffen kann! Und auch ich habe mit dem Chasseur still ein Gebet gesprochen für den braven Kameraden: Leutnant der Reserve Gaston Forgues de Bordeaux. Seine silbergeschmückte Briefftasche und viel Geld zeigte den reichen Kaufmannssohn. Alles ist abgeliefert worden, seine junge Frau wird es erhalten.

Vor einigen Tagen erhielt ich auch einen Brief eines Fabrikanten aus Remscheid, eines Schwagers meines Kameraden P., der an meiner Seite gefallen und dessen junge Frau ich benachrichtigt hatte. Er schrieb sehr traurig und bat um nähere Einzelheiten, die ich ihm sofort mitteilte. Ja, Mutting, es gibt so viel Leid, und nicht immer gelingt es, die trübernste Stimmung zu verschweuchen. Was wird, weiß ich nicht. Wir hören

dauernd aus der Ferne Kanonendonner, auch spricht man von einer Schlacht vor Paris, von deren Ausgang wohl unsere weitere Verwendung abhängen wird.

Die Wohnhöhle.

Wir sitzen in unserer, nach der feindlichen Seite zu offenen Sandsteinhöhle beieinander. Ich schreibe diese Zeilen, am gleichen Tische sitzt mein Adjutant, Oberleutnant P., und arbeitet an unserem Kriegstagebuche. Am Nebentische sitzen der Regimentschreiber, Bizefeldwebel St., und der Waffenmeister R. und schreiben Briefe nach der Heimat. Unsere Wohnhöhle ist leidlich gut durch eine Petroleumlampe und ein Licht erleuchtet. In einer kleineren Höhle, dicht nebenan, stehen unsere Pferde; man hört sie ab und zu schnaufen und behaglich ihr Futter kauen. Eine meiner Ordonnanzen spielt auf einer sehr guten Mundharmonika, die heute von unbekannter Geberin „für einen Füsilier, der sich eine solche wünscht“, unter verschiedenen Liebesgaben eingegangen ist, bald ernste, bald heitere Lieder. „Deutschland, Deutschland über alles“ und „Wie einst im Mai“ wechselt ab mit „Steh ich in finst'rer Mitternacht“ und „Puppchen“. C'est la guerre! Die anderen Burschen, Pferdepfleger usw. lauschen bei den Pferden oder in der gleichfalls ganz nahen Ordonnanzhöhle liegend den Tönen oder schnarchen schon. Unweit hört man den „Summer“ des nahen Fernsprechers, der das Regimentsstabsquartier (wie stolz das klingt) mit der vorgesezten Brigade und Division verbindet. Eine Ordonnanz sichtet die heute gerade

eingegangenen verschiedensten Liebesgaben und verteilt sie zu späterer Weitergabe auf die Bataillone usw. In den verschiedenen Höhlen der näheren und weiteren Umgebung ruhen die Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der Kompagnien der hinteren Linie; bis über die Ohren eingegraben, wachen die Kompagnien der vorderen Linie in den vordersten Schützen- und Deckungsgräben.

Aus vorstehendem geht hervor, daß wir jetzt eine Art Pause haben. Sie ist unseren Braven zu gönnen nach den schweren, schweren letzten Wochen und Tagen! ... Alle haben wir uns die besagten Höhlen je nach Geschick mehr oder weniger wohnlich eingerichtet. So stehen in unserer Wohnhöhle, in der nachts die Unteroffiziere des Stabes auf Matratzen schlafen, ein großer, runder Tisch zur Arbeit und zum Essen, ein Schreibtisch, je ein Lehnstuhl (ja, wir sind so üppig) für den Adjutanten und mich, ferner eine Reihe guter Rohrstühle und ein kleiner Waschtisch mit großer, schöner Waschschüssel. Dahinter liegt die Schlafhöhle für den Adjutanten und mich. Das bisher zu ihr führende Loch hat ein uns zugeteiltes Pionierkommando jetzt durch eine Tür abgeschlossen. In diesem Schlafraum habe ich einen kleinen Kamin aus Sandsteinen herichten lassen. Dazu ist der seit früher vorhandene Rauchfang benutzbar gemacht worden, und wir können also tatsächlich dort ein Kaminfeuer anlegen. Der Rauch zieht leidlich ab, nur an der Decke, die etwa mannhoch ist, sammelt er sich etwas, aber am Boden ist es rauchfrei. Dort liegen je eine Matratze und ein richtig gehendes Deckbett (sogar mit guter Bettwäsche bezogen) für uns beide. Alles ist aus dem nahen,

leider aber halb zerstörten Dörfe. Ja, man muß sich zu helfen wissen! Schonung von Mann und Pferd im Felde, wo es geht, um dann, wenn's nötig ist, desto mehr fordern und herausholen zu können ...

Aus dem Schützengraben.

Den Freunden in der Heimat senden die im ... Reservejägerbataillon stehenden Schaumburg-Lipper einen deutschen Soldatengruß. Wir wissen, wie groß jedesmal die Freude ist, wenn Post von daheim kommt, und können uns denken, daß auch Ihr gern von uns hört. Sechs Wochen liegen wir hier im Felde, eine kurze Zeit, wie's scheint, und doch so voll tausend großer Erlebnisse. Daß wir Maubeuge haben nehmen helfen, wißt Ihr gewiß. Jetzt sind wir zum zweiten Male am Feinde; wo wir stehen, will ich Euch später erzählen, wenn wir daheim sind, auch, was wir geleistet haben in harter Kriegsarbeit. Heute sollt Ihr hören, wie es uns hier im Felde ergeht.

Uns geht's gut — müssen wir alle freudig bekennen. Bisher hat der Lenker der Schlachten ganz bestimmt die Hand über uns gehabt. Gewiß, wir haben auch in unserem Bataillon Verluste. Sie sind unsere schmerzlichsten Opfer, aber sie sind verhältnismäßig gering. Wir Schaumburg-Lipper insbesondere sind bisher alle wohlauf.

Hört nun, wie solch ein Tag im Felde aussieht. An einem Hohlweg, nach Norden steil abfallend und darum ein sicherer Schutz gegen Schrapnells, die uns die Franzosen regelmäßig zum Morgenbrot, Mittag- und

Abendessen senden, liegt unsere Kompagnie. Wir sind alle Erdarbeiter geworden. Mit den kurzen Spaten, die wir am Seitengewehr tragen, haben wir Höhlen in die Lehmwand gestochen, so tief, daß jede Kugel über uns hinwegpfeift, und so lang, daß man die müden Glieder ordentlich strecken kann. Heute morgen, wo ich diesen Brief schreibe, scheint die Sonne seit zehn Tagen wieder einmal aus allen Löchern. Wie wir sie suchen! Da sind denn nun alle Kameraden fleißig an der Arbeit, um die Bärenhöhlen für die kalte Nacht und die Regenstunden so behaglich und warm wie nur möglich zu machen. Zweige werden durcheinander geflochten, mit Stroh und Erde bedeckt, und bilden ein schönes Dach. Stroh finden wir in Masse, der Franzos hat nicht wie Ihr die Ernte einbringen können, sie steht im Felde.

Eben kommt eine Gruppe Jäger von der Feldküche zurück. Sie bringt in den Feldkesseln das Essen zu uns. Die Küche selbst steht 10 Minuten zurück, hinter einem Felsen völlig gegen einen Treffer vom Feinde sicher. Wir würden sie auch nicht entbehren können. Ihr, die Ihr daheim von Müttern alle Tage das Mittagbrot vorgesetzt bekommt, könnt Euch wohl denken, wie man sich freut, wenn man pünktlich zu rechter Stunde seinen Eßnapf voll hat. Denn Hunger gibt's hier draußen, Ihr glaubt es kaum. Darum kocht unsere Küche zweimal am Tage. Ochsenfleisch ist hier ganz entschieden billiger als bei Euch, Kohl, Steckrüben, Wirsing, Kartoffeln, Möhren und Bohnen stehen uns in „unsern“ Gärten zur Verfügung. Brot wird jeden Tag, für jeden Mann ein halbes, ausgegeben. Gestern gab es sogar ein Niegelchen Schokolade und für jeden

Mann der Kompagnie eine Zigarre. Vor dem Schlafengehen tat uns ein heißer Grog wohl. Freilich, es war eine Ausnahme, daß wir heute nacht einmal ohne Störung schlafen konnten. Die Engländer, die vor uns liegen, sind eine zähe Gesellschaft, wir ringen ihnen aber dennoch Tag für Tag die Kilometer, Tal und Hügel, ab. Nachts müssen wir dann Schützengräben werfen, die als Schutz gegen Schrapnellfeuer uns als Stütze für den nächsten Tag unentbehrlich sind. Der Krieg besteht ja nach unsern Erfahrungen nicht mehr aus einzelnen Schlachten, sondern aus einem regelrechten Belagern. So stehen wir in unsern augenblicklichen Stellungen bereits zehn Tage. Aus Zeitungen, die allerdings schon immer ein ziemliches Alter haben, erfahren wir, wie wichtig hier unsere Aufgabe ist. Daß wir sie lösen, darüber herrscht hier bei uns eine solche feste Überzeugung, daß auch nicht einer daran zweifelt. Wir haben den Willen zum Sieg und das macht jeden Widerstand zuschanden. Dazu kommt das Bewußtsein, daß wir auf der ganzen Linie auch tatsächlich nur einen einzigen Sieg kennen, und so sind wir von einem Vertrauen beseelt, daß es nur so eine Freude ist, die entschlossenen, frohen Gesichter der Waffenbrüder zu sehen. Manchmal freilich sieht man auch andere Mienen aufziehen. Wenn die feindliche Artillerie, deren Hartnäckigkeit keiner von uns verkennt und unterschätzt, uns in die Gegend bollert, geht freilich nur ein ärgerliches Brummen durch die Reihen. Bücken tut sich niemand mehr. Enttäuschung malt sich manchmal in den Gesichtern, wenn man Tabak „fechten“ geht. Er fehlt uns. Bekommt jemand ein Paketchen von Haus, da übernehme ich jede Gewähr, daß

die Schachtel binnen fünf Minuten leer ist. Zigarren und besonders Zigaretten werden schwer verlangt. Angebot: gering. Wieder andere Gesichter sieht man morgens, wenn man die Nacht im strömenden Regen zugebracht hat. Ich will sie lieber nicht schildern, hätte aber doch manchmal gern einen Photographen zur Hand. Heute morgen lacht die Sonne, wir lachen mit. Da kommt eine Patrouille zurück, die lachen auch alle drei. Sie haben nämlich drunten im Waldgrund fünf Engländer ergriffen. Um die Lumpen ist's eigentlich zu schade, daß sie sich in der Gefangenschaft bei uns zu Hause satt füttern. Hoffentlich gebt Ihr ihnen nur Kommißbrot. Ihren vorzüglichen Shagtabak nebst der sonstigen, wirklich hervorragenden Ausrüstung liefern sie prompt an uns ab. Arbeit werdet Ihr für sie daheim ja auch wohl haben. Hier behauptet man z. B., daß der berühmte Sandweg in der Senne, der den schönen Namen Neumühlenweg führt, und die Bielefelder Poststraße dringend der Pflasterung bedürfen. — Die beschauliche Morgenstimmung wird plötzlich unterbrochen. Krankenträger bringen auf Bahren Verwundete. Voll Teilnahme grüßt sie jeder Kamerad. Man möchte jedesmal den Tschako abnehmen. Unsere Patrouillen haben im Walde noch Verwundete gefunden. Da ist ihnen gestern ein ganz wunderbares Erlebnis zugestoßen. Sie fanden einen Infanteristen, der vor acht Tagen einen Lungenschuß bekommen hat. Er hat sich unter einen Busch geschleppt und dort bis gestern ausgehalten. Die Nester im Brotbeutel, und, wie er ganz fröhlich erzählt, Gras und rote Mehlbeeren, hätten ihn genügend ernährt. Die Wunde schmerzte nicht mehr, nur der dumme zweite Schuß im Bein

habe ihn nicht aus dem Loche fortkommen lassen. Wir waren erstaunt über derartige Gefäßtheit und gaben ihm Kaffee. „Der tut gut“, meinte er aber doch. Nun ist er gerettet. Hier im Lazarett gibt's nämlich keine Wassersuppe wie in der Garnison. Essen ist reichlich da, und die Franzosen haben gemeinhin alle einen vorzüglichen Weinkeller. —

Die Kompagnie tritt an. Ich schließe und grüße Euch alle, die Ihr daheim unser gedenkt. Wir Schaumburg-Lipper halten hier alle zusammen. Es gibt doch kein festeres Band unter Kameraden als gemeinsam erlittene Not und — die gemeinsam geliebte Heimat. Einer für alle!

Nachdenkliches aus dem Schützengraben.

...., 27. September.

... Wir liegen jetzt vor der Festung Loul seit etwa acht Tagen. Wir haben uns, immer je zwei Mann, eingegraben. Dieses Eingraben von zwei Mann hat den Vorteil, daß, schlägt eine Granate ein, es nur immer zwei Mann das Leben kostet und nicht, wie früher, 20 bis 30, wenn es Volltreffer waren. Die Löcher sind klein, nur zusammengekauert hocken wir darin und nur bei Nacht können wir etwas heraus. Wir dürfen uns tagsüber nicht zeigen, denn die französische Artillerie kennt noch nicht genau unsere Stellung und beschießt somit das ganze Gelände. Das Essen wird, wie vorher, nachts geholt. Der allgemeine Zustand der Leute ist gut. An Durchfall leiden wir sehr viel, das macht die Witterung; bedenkt, daß wir gestern vor

acht Tagen, also Sonnabend, den 19., das letztmal in einer Scheune schliefen. Seitdem unter freiem Himmel. Die Nächte sind bereits kalt. Man kann sich auch nicht allzuviel warmes Zeug anziehen, denn kommt dann ein Marsch, so müssen wir es im Tornister mitführen, und unser Gepäck ist schon schwer genug, zumal da alles feucht ist. Auch heute Sonntag wütet die Artillerie schrecklich, überall kracht es, und manchmal sind wir mit Erde geradezu überschüttet, die die Granate in die Luft wirft. Eine Granate von den Forts schlägt ein Loch in den Boden von zwei Meter Tiefe und einem Umfang von vier bis fünf Meter. Da könnt Ihr Euch denken, welche Masse von Erde in der Luft herumfliegt. Aber wir ertragen alles geduldig. Gestern haben wir wieder unseren am Tage getroffenen Kameraden die letzte Ehre erwiesen und sie begraben, was überhaupt bei Nacht unsere Arbeit ist. Dabei spricht keiner, jeder hat seine Gedanken und arbeitet. Unser Gemütszustand ist sehr gleichgültig. Wir liegen im Loch, vor und hinter uns kracht es, neben uns schlägt es ein und kostet etlichen das Leben. Wir liegen dazwischen, den Körper an die Wand gepreßt, ohne etwas zu denken, ohne zu zucken, stundenlang in ein und derselben Lage. Rauchen tun wir sehr viel, denn das regt uns an. — Liebe Eltern! Wir halten aus, gilt es doch, Euch daheim vor Schaden zu bewahren, unser deutsches Vaterland zu schützen. Jeder einzelne stirbt den Heldentod, und sollte mein Gott zu mir sagen: „Komm wieder, Menschenkind“, gern und freudig ginge ich mit dem Bewußtsein, mein Leben dem Vaterland geopfert, für eine heilige, ernste Sache gekämpft zu haben. Und so denken alle, darum unsere

unerschütterliche Ruhe. Am 22., 23., 24. September hatten wir in der Division sehr große Verluste, die Verwundeten mit eingerechnet. Aber auch diese Verluste brachten uns nicht eine Minute ins Wanken, jeder hielt auf dem ihm zugewiesenen Posten aus, und noch heute, nach acht Tagen, sind wir, obwohl geschwächt, noch an derselben Stelle, nur um so eifriger unsere Pflicht tuend und für die Gefallenen mitkämpfend. Jeder einzelne tut seine Pflicht für drei, und sollte es von uns verlangt werden, wir tun sie für fünf Mann. Unsere Offiziere gehen uns mit gutem Beispiel voran. Sie geben uns den letzten Schluck Wasser aus ihrer Feldflasche, und wir teilen mit ihnen unseren letzten Rest Brot. Jeder einzelne ist ein Held, aber wir wissen, das Vaterland wird es uns einst danken. Und solange Deutschland solche Söhne, wie sie bis jetzt hier sind, ins Feld schickt, kann es nicht untergehen! Da steht der Oberlehrer neben dem Maurer, der Landwirt neben dem Künstler. Kein Unterschied, denn sie wissen, es gibt jetzt keine Klassen mehr. Unser Kaiser ließ uns sagen am ersten Mobilmachungstage: „Meine Kinder! Ich kenne keinen Unterschied unter euch, ich kenne nur Deutsche!“ Und dieses Wort hat sich in uns eingewurzelt, sitzt fest, und danach handeln wir. — Nun grüße ich Euch herzlich und wünsche Euch alles Gute. Mir kommt es manchmal so traurig an, mir ist es, als solltet Ihr mich nicht verlieren, sondern ich Euch, und dann könnte ich weinen. Aber nur kurze Minuten dauert die Schwäche, und ich brauch' mich dessen nicht zu schämen, geht es doch jedem so. Wenn wir nachts unsere Toten begraben, sieht man fast kein Auge tränenleer. Aber keiner sagt etwas zum anderen, keiner gibt

einen Befehl, alles geschieht lautlos, jeder verrichtet stumm seine Arbeit ...

Die belagerte Landwehr.

N..., den 2. September 1914.

In der letzten Woche bin ich mehrfach per Dienstauto in der Gegend hier um N. herumgekommen. Es gibt viele Dörfer und kleine Städtchen, die interessante Bauten und malerische Straßen haben. Lebhaft habe ich daher bedauert, daß ich doch zu vorsichtig gewesen bin und meine sonst so getreue Begleiterin, die Kamera, daheimgelassen habe. Leider war das Wetter bis einschließlich gestern ganz schlecht, fast fortgesetzt Regen, so daß ich ständig mit schweren Sorgen an unsere armen kämpfenden Truppen im Felde denken mußte. Die Breusch führt denn auch infolge der starken Niederschläge gewaltige Wassermassen mit großer Geschwindigkeit zu Tal und an vielen Stellen sind die tiefgelegenen Wiesen vollständig überschwemmt. Heute war das Wetter etwas freundlicher, so daß ich mich entschloß, nicht mit der Drahtseilbahn von unserer Feste herunterzufahren, sondern auf Schusters Rappen abwärts zu steigen. Es wurde mir aber nicht leicht gemacht, diese Absicht auszuführen, denn ich entdeckte plötzlich, daß unser Hauptausfalltor regelrecht von einer starken „Truppe“ belagert wurde. Wenn es auch unserem wachsamem Posten gelungen war, die Belagerer vom Eindringen in die Feste abzuhalten, so schien doch der erste Angriff einigen Erfolg bereits gehabt zu haben, denn ich sah, daß verschiedene unserer braven, meist bärtigen Landwehrleute sich schon gefangengegeben,

ja sogar den „unwiderstehlichen“ Angreifern buchstäblich in die Arme geworfen hatten. Es ist wirklich rührend, wie die Frauen und Mädchen, alt und jung, besonders des Sonntags hierher gepilgert kommen, um ihre Männer, Brüder und Väter zu sehen und mehr oder weniger wohlgefüllte Pakete abzuliefern. Meistens kommen sie wohl aus der engeren Heimat, denn die große bekannte „Elsaß-Schleife“ war besonders zahlreich vertreten. Aber ich weiß, daß viele, namentlich bessergestellte Frauen auch weitere Reisen nicht scheuen, aber auch oft recht unüberlegt, ohne genau zu wissen, wo ihr Mann steht, aufs Geratewohl losreisen, weil sie die Angst um den Mann nicht daheim läßt. So war in letzter Woche in unserem, jetzt besonders stark von den „männersuchenden“ Frauen frequentierten Hotel sogar ein Dame aus Zürich abgestiegen, die trotz möglicher Unterstützung hier ihren Zweck nicht erreichen konnte, und dann weiter an die Grenze nach Saales gefahren ist. Ob dort ihre Aufopferung und Ausdauer belohnt worden ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Als ich mich dann heute vormittag glücklich durch die langhaarige Zernierungstruppe, die von Sachverständigen auf 140—150 geschätzt wurde, hindurchgearbeitet hatte, um nach meinem Hotel zu gelangen, war bereits eine von den wenigen, die verständig genug gewesen waren, ihre Männer vorher schriftlich von dem beabsichtigten Überfall zu benachrichtigen, mit ihrem „Gefangenen“ dort eingetroffen. Ich kam gerade dazu, wie sie in unserem Gastzimmer den Inhalt eines umfangreichen Korbes auspackte und ihrem strammen Landwehrmann im reinsten Elsässer Ditsch den Zweck

und Gebrauch einer selbstgestrickten, handfesten, wollenen Leibbinde mit den Worten: „Da schlupfst dann so nei“ unter erläuternden Gebärden auseinandersetzte. Begreiflicher Weise schmunzelte der glückliche Gatte und Landwehroffizier beim Anblick all der Herrlichkeiten nicht wenig, und ich mußte unwillkürlich denken, wenn doch nur von Zeit zu Zeit einmal einen jeden von unseren braven Leuten, die dicht vor dem Feinde liegen, so unmittelbar die Liebe erreichen könnte, sie würden gewiß all die fast übermenschlichen Strapazen und Entbehrungen, auch Verwundungen und selbst den Tod noch leichter ertragen.

Der Normaltag des Automobilisten im Felde.

Heute will ich nun endlich einmal Wort halten und Dir mal eine Schilderung eines Normaltages oder einiger Normaltage geben, damit Du Dir ungefähr ein Bild von unserem Leben hier im Felde machen kannst:

Es ist 12 Uhr nachts. Unser Riesenauto knattert durch die Nacht, die Scheinwerfer leuchten weit auf die dunkle Straße hinaus. Ich sitze auf dem Führersitz neben den beiden Chauffeuren, die übrigen sieben Mann sitzen hinten im Wagen, im Dunkeln, denn die Beleuchtung würde das Zielen erleichtern. Die Gegend soll unsicher sein, es sind feindliche Patrouillen gemeldet. Deshalb habe ich in der einen Hand die gespannte achtschüssige Pistole, in der anderen die Karte. Der Chauffeur stiert geradeaus in die Nacht, ich beobachte rechts die Chauffee und die Karte, der zweite (Hilfs-)Chauffeur beobachtet links und hält den Karabiner zwischen den Knien. Der Wagen knattert mit unheimlicher Geschwin-

digkeit durch die Nacht. Wir haben bis vor einer halben Stunde die Station Compiègne besetzt, sind von der Etappen-Telegraphendirektion abgelöst worden und eilen nun 50 km vor nach dem Armeoberkommando. Die Leitung dorthin ist von einem anderen Trupp gebaut worden. Rechts und links in der Chaussee sieht man tote Pferde liegen, die teilweise einen entsetzlichen Gestank verbreiten. Jetzt kommen wir durch ein Dorf, in dem heute nachmittag Gefechte stattgefunden haben, wie wir aus telegraphischen Nachrichten wußten. Da wird es keine Franktireurs und Patrouillen geben, die haben die Nase noch voll. Die Pistole gleitet in die lederne Patronentasche, statt ihrer wird die elektrische Taschenlampe hervorgeholt, und ein vorüberflitzender Wegweiser und dann die Karte beleuchtet, ob wir auch richtig fahren.

Ja, es stimmt, jetzt muß gleich eine Brücke über ein Flüsschen kommen. Hoffentlich ist sie nicht zerstört, denn dann müssen wir riesige Umwege machen, und die eventuelle Nachtruhe ist dahin. In der Ferne erscheinen die brennenden Trümmer eines Dorfes, der ganze Himmel ist rot. Jetzt kommt ein dunkler Strich, es ist das Flüsschen, und da ist auch die Brücke. Zwei wackere Infanteristen stehen als Wache davor. Unser Auto mäßigt das Tempo, dem Posten wird zugerufen: „Oberkommando I.“ Er ruft uns zu: „Vorsichtig fahren!“ und mit einem kurzen Ruck sind wir über die 5 m lange Brücke. Es wird vorsichtig gefahren, denn die brennenden Balken der Häuser liegen bis mitten auf der Straße, Gewehre, Tornister, Mäntel, tote Pferde, zertrümmerte Wagen liegen auf dem Wege umher, einige Infanteristen, die als Wache zurückblieben, sitzen

am Lagerfeuer und braten Hühner, andere zerschlagen die fremden Gewehre, andere schleppen aus irgendeinem Keller Weinflaschen herbei, einer spielt Mundharmonika, die brennenden Siebel knistern dazwischen.

Jetzt geht es langsam, denn eine Granate hat den halben Kirchturm heruntergerissen, und die Ziegel bedecken die Straße. Im Hintergrunde sieht man die weiße Fahne mit dem roten Kreuz — eine Verbandstation, einige Sanitäter tragen Bahren mit Verwundeten vorbei. Und weiter hinaus geht's in die Nacht. Unser Wagen knattert mit 50 km Stundengeschwindigkeit durch die Nacht. Die letzten Posten des Dorfes mit den blinkend aufgepflanzten Bajonetten verschwinden, die Pistole wird fester gefaßt — da, ein Schatten vor uns, der Chauffeur hat ihn auch gesehen, er verlangsamt das Tempo, ein Mann auf der Straße — es ist ein Sanitäter, er winkt, wir fahren ganz langsam, wir sind in einem Hohlweg, vorsichtig fahren. — Da stehen drei Lastautos auf der Straße, total verbrannt, nur an den Trümmern noch erkennbar — ein Überfall — einige Chauffeure stehen noch neben den glimmenden Trümmern, den Karabiner fest in der Hand. — Nun steht unser Auto ganz still. Wir springen vom Wagen; vor uns auf der dunklen Straße leuchten im grellen Scheinwerferlicht dunkle Klumpen: es sind Tote, etwa 30 Mann. Die leuchtenden roten Hosen sagen uns, daß es Franzosen sind. Im ersten Moment sind wir erschüttert von dem Anblick, wie die armen Kerle in den Stellungen, in denen sie von dem tödlichen Geschosß erreicht wurden, liegen geblieben waren. Auch zwei deutsche Infanteristen liegen im Chauffegraben, wegen der feldgrauen Uniform kaum sichtbar. Dann rufe ich

meine sieben Leute aus dem Wagen, die Toten werden aus dem Wege geräumt, einer meiner Leute nimmt einem Franzosen noch sein Gewehr zum Andenken ab, es wird aufgefressen, und weiter geht's in die dunkle Nacht.

Wir nähern uns der Kampflinie, einzelne Kanonen- und Gewehrschüsse hallen durch die Stille, die rechte Straßenseite ist kilometerweit mit Bagage-, Sanitäts- und Munitionskolonnen gefüllt, wir rasen links vorbei, immer zwischen Armeen und Chausseegräben balancierend, doch wir drängeln uns vorwärts, wir müssen zum Armeeoberkommando. Die Chaussee ist wieder leer, wir jagen im alten Tempo weiter. Eine Chausseekreuzung, ein Wegweiser, ich steige ab, beleuchte ihn mit der Taschenlampe, es stimmt, wir müssen rechts, und über schlechte Feldwege schaukelt der Wagen dem Ziele entgegen. In trübem Lichtschein, es muß (... Ort ...) sein, da erscheinen schon Posten in Mengen, riesige Autoparks, viele Pferde, Wagen, erleuchtete Dachfenster, Offiziere, da, von einer Laterne trübe beleuchtet, die bekannte Fahne. Der Wagen hält. Ich steige aus und gehe in die Station. Ein Duzend Offiziere schreiben, telephonieren, dazwischen mein Hauptmann. Ich melde mich zur Stelle. Er ist gut gelaunt, denn wir haben erfreuliche Nachrichten: „Gut gemacht, mein Lieber“, sagte er, „morgen geht's wieder vorwärts, da müßt ihr wieder ran. Nun geht schlafen. Quartiere müßt ihr euch selber suchen. Und ich bin entlassen. Draußen befehle ich: „Lichter aus! Wagen auf dem freien Platz neben der Kirche! Wachen nicht nötig (da das Oberkommando durch Infanterie und Maschinengewehre genügend bewacht wird). Nachtlager in dieser Scheune!“ Und jeder nimmt seine Waffen, seinen Mantel und seine

irgendwo „gekaufte“ Decke, sucht sich ein wenig Stroh zusammen, genehmigt noch einen Schluck kalten Kaffees aus der Feldflasche und schläft vor Müdigkeit schon bei dieser Beschäftigung ein.

Von Plüschsesseln, Puls- und Seelenwärmern.

..., 13. Dez. 1914.

Wir sind glücklich abgelöst. Sollen neu feldgrau eingekleidet werden und voraussichtlich bis nach Weihnachten richtige, vollständige Ruhe haben. Wir sind in St. Andries bei Brügge einquartiert und fühlen uns! Deshalb, und um mich nicht mit meinem inneren Menschen in Widerspruch zu bringen, schreibe ich heute nichts von der rauhen Seite des Krieges, nichts von zerbrochenen Gewehrkolben, von zerschossenen Dörfern und Schützengräben, sondern werde lieber von Pulswärmern, von Zwiebelsauce, von efeuumkrankten Buchen und schlanken Birken schreiben, deren letzte Blätter verträumt im Herbstwind schaukeln.

Wir haben uns gestern die wunderbar schöne alte Stadt Brügge angesehen; Kaffee (richtigen Kaffee) getrunken, pro Nase für zwei Franken Gebäck untergebracht, Dortmunder Bier (welche Wonne) getrunken, jeder ein Pfund gekochten Schinken vertilgt und als Magendeckel noch ein Filet mit Zwiebelsauce aufgelegt. Darauf folgte ein friedlicher Abend, wie er dazu paßte. Ich lag nicht im Schützengraben, ich lag nicht auf schmutzigem, unerfreulich duftendem Stroh, nicht auf alten häßlichen Säcken, nein, ich saß da auf einem schönen mattroten Plüschsessel mit gebogenen Beinen, mit reichem Zierwerk an Sitz und Lehne, im Stil

Ludwig XVI., vor mir ein behaglich geheizter Ofen. Zuerst hatte ich die Zeitung gelesen, und zwar wie man Zeitungen liest im Kriege: nichts, gar nichts habe ich ausgelassen und weiß genau, wo man ein gebrauchtes Piano kaufen kann, welche Köchin ihre Herrschaft wechseln will, wann und wo es „Knoblauchwurst erster Sorte“ gibt. Nachdem ich diese Lektüre mit großem Behagen verdaut hatte, nahm ich nochmals meine Briefe und Karten aus der Heimat. In dem einen stand: „Da liegst Du armer Kerl in naßkalter Nacht im Schützengraben, ach, Du armer Schlucker!“ Ich las das noch zweimal durch und drückte mich noch viel tiefer in meinen mattroten Plüschsessel und durchkostete mitten im rauhen Kriege für einige Zeit den Zustand, den man zu Hause mit „mollig“ bezeichnet.

Noch am späten Abend brachte man mir ein Paket von weitläufigen Verwandten. Ich packte aus. So packt man Pakete nur im Kriege aus. Und was war alles drin! Durch die Aufzählung darf ich es nicht profanieren. Unten lagen noch neben einer großen hellglänzenden Tube von feinstem rheinischem Tafelsenf ein Paar Pulswärmer; prachtvolle, dunkelbraun-graue Pulswärmer mit einem Stich ins Grüne.

Es gehört vielleicht nicht hierher, aber ich habe jetzt im ganzen vier Paar Pulswärmer. Ganz schnell schreibe ich hinzu, um nicht als Nohling zu gelten: drei Paar werde ich heute verschenken, ein Paar braune trage ich. Jedenfalls konnte ich nicht umhin, daraufhin meine Liebesgaben in Wollsachen vor mir aufzubauen, und war glücklich, sehr glücklich. Ich habe früher, das weiß ich ganz genau, alle Winter gefroren, aber noch niemals hatte mir jemand Pulswärmer geschenkt, niemals hat

mir jemand Ohrenklappen gehäkelt; und jetzt habe ich zwei Paar dunkle Ohrenklappen, einen hellgelben Brustlatz, einen grünlichen Kopfschützer (im Gebrauch), einen braunen Kopfschützer, zwei gleichfarbige gelbbraune Kniewärmer, zwei Paar grüne, ein Paar braune (das bewußte Paar) und das letzterhaltene Paar dunkelbraun-graue Pulswärmer mit dem Stich ins Grüne. Wärmer für alle Körpergegenden, ja, ich glaube, daß ich nicht einmal so viele Körpergegenden habe, wie Möglichkeiten, sie vor Kälteeinwirkungen zu bewahren, und ich bin glücklich darüber. Pulswärmer sind wirklich unübertrefflich, ausgezeichnet, großartig, eine geradezu geniale Erfindung, viel genialer, viel wärmer, als alle festen „Röllchen“ an den sonst einwandfreien Oberhemden.

Es ist was Wunderhübsches, wieviel Wärme diese dummen Stricknadeln auf einmal in die Welt gebracht haben. Wie unendlich viel große Liebe wird da herausgeschickt mit diesen braunen und grauen Maschen, und hier draußen merken's alle, ob sie nun im Schützengraben liegen, auf übelriechendem Stroh schlafen oder auch mal gelegentlich auf Plüschsesseln träumen. Es ist was Wunderbares um die Wärme und um die Liebe!

Und das Herz, von dem man uns früher lehrte, daß es nur „ein besserer Muskel für die Blutzirkulation“ sei, möchte manchmal beinahe auseinandergehen von der heißen Blut, die die dummen Pulswärmer von zu Hause anfachen können. Alle haben sie etwas von der Wärme abbekommen, alle hier draußen: der Kamerad, der eben neben mir recht langsam und schwerfällig, mit einer Hand, die für diese Arbeit nicht recht taugt: „Mein liebes Herz“ als Überschrift auf eine Feldpostkarte

zeichnete, ebenso wie der andere, der zwanzigmal aus der Briefftasche die Photographie des Jüngsten, die er unlängst bekommen hat, zieht und sie jedem zeigt. „Wie er dasteht!“ sagt er und ist ganz närrisch vor Freude. Und denen, die fatalerweise keine solche (oder ähnliche) Photographie in der Briefftasche tragen, wird manchmal ein bißel anders zumute. Sie müssen sich eben dann die Pulswärmer und Ohrenklappen von zu Hause vornehmen, tun es auch und betrachten die Sachen mit so viel Andacht, als ob es recht kostbare Handarbeiten aus Belgiens Hauptstadt wären, und träumen. — —

Wenn wir, wie gestern, nach der Stadt gehen, kommen die kleinen Belgierkinder angewackelt, strecken die Patschen aus und sagen: „Chocolat“, in der Vorstellung, daß die deutschen Soldaten nur Schokolade für artige kleine Belgierkinder geschickt bekommen, eine etwas irrige Ansicht! Es ist aber tatsächlich wahr, die kleinen Belgier haben sich daran gewöhnt, Schokolade von den deutschen Kriegern zu bekommen. Es liegt etwas Deutsches drin: den Papas draußen, etwas weiter vor, schlagen sie zeitweilig den Schädel ein mit dem Gewehrkolben, und den Kindern in der Stadt oder im Dorf geben sie nachher Schokolade und helfen wohl auch zeitweilig die feuchtgewordene Säuglingsbekleidung auf die Leine hängen. Das war wohl schon immer so bei den Deutschen. Diese Mischung liegt ihnen. —

Geschmacklos, jetzt heißt's schon wieder: Marmbereitschaft. Na, das kann ja gut werden; erst sollen wir 14 Tage Ruhe haben, und nun geht's wohl schon wieder los.

Nächstens mehr.

Herzliche Grüße.

Landsturm.

Seit 8 Tagen bin ich nun hier in ... beim Landsturm. Ich war doch gespannt auf die militärischen Qualitäten, die die Über-Bierzigjährigen entwickeln würden, von deren manchem galt, was Shakespeare seinen Julius Cäsar sagen läßt von „wohlbeleibten Männern“ „mit dicken Bäuchen und die nachts gut schlafen“. Mir sollte bald ein Licht aufgehen! Der erste Morgen kam, an dem ich zum ersten Male seit 15 Jahren wieder vor einem Zuge stand, ein Zug, dessen Mannschaft zum Teil seit 20 Jahren kein Gewehr mehr in der Hand gehabt hatte. Also, wollen mal sehen — „Stillgestanden! Das Gewehr — über!“ Der kurze, rauschende, klappende Ton, den jeder Infanterist von seiner Dienstzeit her kennt, und drin saß das Gewehr in der Schulter, als hätten wir gestern erst die Kompagnieschule beendet. „Achtung — präsentiert das Gewehr!“ — ein Ruck, ein derbes Hineingreifen harter Männerhände in die alte „Knarre“, und ein Präsentiergriff ohnegleichen stand da. Ich bin nicht „weickmäudig“, aber mir ging doch ein eigenartiges Gefühl durch Leib und Seele, als ich in diesen zwei Griffen sah und begriff, was selbst in unseren ältesten Jahrgängen steckt, welche militärischen Qualitäten diese alten Leute noch mitbringen. Wir haben seitdem natürlich noch manches andere schon getrieben, Felddienstübungen haben diese Landsturmmänner gemacht, daß einem das Herz im Leibe lacht. Unser Hauptmann etwa 60, der von der anderen Kompagnie 65 Jahre, aber alle lebhaft und schnell. Nur wenn Siegesnachrichten kommen, wird der Landsturm verstimmt: „Da bleibt ja gar nichts für uns mehr

übrig“ — aber nicht in scherzendem Ton, in bitterem Ernst, fast vorwurfsvoll kommt das heraus. — Man muß das gesehen haben, wie diese Leute zwischen 40 und 45 über den tiefen Sand des großen Exerzierplatzes sprungweise vorgehen, muß sie haben exerzieren sehen, um zu erkennen, daß das Wort von dem „Volk in Waffen“ plötzlich eine ganz andere, viel konkretere und tiefere Bedeutung für einen gewonnen hat. Wir sind in der Tat ein Soldatenvolk, das lehren diese alten Leute viel eindringlicher und überzeugender noch, als die wundervolle Waffenfreudigkeit unserer Jungmannschaft. Ein gefangener französischer Offizier soll beim Anblick der einberufenen Landsturmmänner auf die Antwort, daß das alles auch noch Soldaten seien, seufzend gesagt haben: „Pauvre patrie“ — wenn er unsere alten Leute gar erst beim Exerzieren und im Felddienst sehen könnte, er würde noch viel sorgenvoller seines Vaterlandes gedenken.

Was der Leipziger Landsturm alles zu tun hat — und was er sonst noch tut.

Die eine der Leipziger Landsturmkompanien wurde mit dem Bataillon zusammen am 27. August d. J. per Bahn über Sangerhausen, Coblenz, Trier, Luxemburg, L. nach B. in Belgien befördert. Von dort trat sie ihren ersten Fußmarsch, etwa 25 km, an, nach St. C. Nach einem Aufenthalt von drei Tagen marschierte die Kompanie über C., M., S. nach Br., wo sie einige Tage verblieb. Dann wurde sie geteilt. Ein Zug verblieb in Br. unter der Führung des Leutnants S., während der Rest der Kompanie unter Führung des

Hauptmanns H. nach A. verlegt wurde. Hier liegt die Kompagnie nun bereits 8 Tage im Quartier. Hauptmann H. ist sonst seines Zeichens Teilhaber und kaufmännischer Leiter einer Flachsgarnspinnerei im Vogtlande und einer Weberei in Böhmen. Leutnant S. ist Ingenieur beim Tiefbauamt der Stadt Leipzig, ein Offiziersstellvertreter N. ist Direktor einer großen Braunkohlengrube, Offiziersstellvertreter K. ist im Konsulatsdienst, der vortreffliche Feldwebel M. ist Gefängnisbeamter beim Landgericht Leipzig, der Bizefeldwebel Postassistent. Unter den Unteroffizieren finden wir einen Rechnungsrat beim Reichsgericht, sowie einen richtiggehenden „Leipziger Sänger“. Unter der Kompagnie sind so ziemlich alle Berufe vertreten: Lehrer, Kaufleute, Ratsbeamte, Sattler, Schneider, Schuhmacher und andere Gewerbe. Sehr angenehm für die Kompagnie ist die Zuteilung eines Barbiers und Haarkünstlers, eines Kochs und eines Schlächters und Bäckers. Die Kompagnie ist dadurch in die glückliche Lage versetzt, für alle ihre Bedürfnisse gelernte und geübte Professionisten zu haben, so daß auch den außergewöhnlichsten Anforderungen entsprochen werden kann. Es ist natürlich, daß die ersten Märsche für die Leute sehr anstrengend waren. Der Mangel der Gewohnheit, das vielleicht nicht immer gut sitzende Schuhzeug, die enorme Hitze im August, die Staubplage, vermehrt durch die vorüberfahrenden Kraftwagen, die ganze Wolken von dichtem Staub aufwirbeln und hinter sich lassen, die ungewohnte Nachtruhe, zum Teil in Kleidern, in Scheunen, auf Stroh und Heu, alles das stellte in der ersten Zeit ungewöhnliche Anforderungen an die körperlichen Kräfte und an die Opferwilligkeit und Ent-

sagungsfreudigkeit der Landsturmmänner. Aber sie haben sich mit der Zeit geradezu glänzend eingerichtet. Der Dienst besteht in der Hauptsache aus Wacht- und Patrouillendienst, aus Exerzier- und Geländeübungen, Appells mit Gewehren und Ausrüstungsstücken, Streifen in die Umgebung der Orte, aus Sicherung der Bahnen und Telegraphenlinien und aus den vielen Fahrten und Märschen, welche durch Bedeckung von Transporten Verwundeter und Gefangener, aus der Heranschaffung von Lebensmitteln und dem Dienst für die Etappenkommandantur hervorgehen.

Folgen wir mal dem Tageslauf der Kompagnie. Um 5 Uhr bläst der Säger aus Leipzig die Reveille: Habt ihr denn noch nicht genug geschlafen? worauf wohl jeder Landsturmmann im stillen antworten wird: Nein, es könnte ruhig noch ein Stündchen länger sein. Aber es hilft nichts. Die Morgenwäsche wird vorgenommen, teils im Hausflur, teils draußen vor den Türen. Die Leute liegen — wie man sagt — in Bürgerquartieren, teils bei Einwohnern, welche den Ort nicht verlassen haben, teils in unbewohnten Häusern, deren Besitzer oder Mieter geflohen sind. Es wird quartier- bzw. korporalschaftsweise gekocht. Bald steht denn auch eine umfangreiche Menge Kaffee auf dem Tisch, in den seltsamsten Gefäßen, in Kannen und Töpfen, Kesseln und Schüsseln. Zu den etlichen „Schälchen Heefen“ wird das Kommißbrot mit Fett oder Honig gegessen. Das Fett stammt von den selbstgeschlachteten Schweinen, der Honig aus Bienenkörben, die einige beherzte Leute, allerdings in der nötigen Umhüllung, ausgeleert haben. Es ist prachtvoller Wabenhonig. Überhaupt — an kleinen Extratöpfchen mit Fett, Schmalz, mit Weiß-

Käse, Sülze und ähnlichen Zutaten ist wohl in keinem Quartier Mangel. Unsere Landstürmer haben das Kochen, das Auslassen und Konservieren brav gelernt.

Um 8 Uhr tritt die Kompagnie in der Regel an. Dann geht es auf die Anhöhen in der Umgebung des Ortes, wo eine Gefechts- oder Belehrungsübung stattfindet, wo auch mal ein Schützengraben ausgehoben, Anschlag und Zielen geübt wird. Die um den Ort herum vor sich gegangenen Kämpfe der deutschen und französischen Truppen bieten mannigfache Gelegenheit zu belehrenden Ausführungen und zu einem Anschauungsunterricht, wie er im Frieden nie geboten werden kann. Nach Rückkehr wird noch beim Einrücken in den Ort ein kleiner Parademarsch gemacht, und dann geht es zur Reinigung der Sachen und Gewehre in die Quartiere. Ein Teil der Kompagnie ist jedoch auf Wache gezogen. Sie stellt an allen Straßenausgängen je einen Doppelposten auf, schickt außerdem noch Patrouillen um das Dorf und durch die Straßen und Höfe. Wenn ein Angriff feindlicher Kräfte aus der fechtenden französischen Armee auch wohl ausgeschlossen ist, so können doch versprengte, zurückgebliebene Trupps, waghalsige feindliche Kavallerietrupps, die sich durchgeschlagen haben, oder Freischärler einer Etappe erheblichen Schaden zufügen. Im Jahre 1870 wurde nicht weit von hier eine Etappe völlig aufgerieben. So bleibt der Wachtdienst immer der wichtigste Zweig der Tätigkeit des Landsturms. Die Kompagnie hat aber am Vormittage noch allerlei Kommandierte zu stellen. Da ist ein Wagen mit Weizen nach einer Mühle zu geleiten, das Mahlen dort zu beaufsichtigen, das Mehl zurückzuleiten. Da muß 18 km entfernt Brot oder Tee usw. empfangen werden,

die Post ist zu holen, eine Meldung an das Bataillonskommando zu schicken, zu einem abgezweigten Zug in einem benachbarten Ort ist Proviant zu fahren, kurz, ein großer Teil der Leute verkrümelt sich durch allerlei Kommandos. Von 11 Uhr ab wird gekocht. Frisches Fleisch wird täglich in nicht zu kleinen Mengen empfangen. Die Kompagnie hat ja einen Schlächter in ihren Reihen. Da geht denn ein Kommando von einem Unteroffizier und 6 Mann auf die benachbarten Felder und Weiden hinaus, begleitet von den beiden Kompagniehunden, Hallax, der sich der Kompagnie bereits in Leipzig angeschlossen hat, und ..., der von dem Leipziger Säger an Kindes Statt angenommen ist! Dieser Hund entwickelt bei diesen Viehkommandos geradezu unbezahlbare Eigenschaften. Wird eine kleine Herde Hammel getrieben, und einer dieser braven Moutons will seinem Schicksal entfliehen, so sitzt ihm der Hund sehr bald in den Beinen und treibt ihn in Reih und Glied, oder er faßt den entfliehenden Hammel so fest in der Wolle, daß er ganz artig stille halten muß, bis er mit mehr oder weniger sanfter Landsturmüberredung wieder einschwenkt und tritt. Neulich wurde ... sogar zum Lebensretter. Die Kompagnie hatte es mit einem gefährlichen Gegner zu tun: eine ganz widerspenstige Kalbe stieß und wehrte sich, als sie zur Schlachtbank sollte. Dabei hatte die Kompagnie den ersten Verwundeten, denn ein Mann verlor durch einen Stoß unter das Kinn drei Zähne, und wenn ... nicht dazwischengefahren und die wütende Kalbe zur Räson gebracht hätte, so konnte die Sache sogar einen bösen Ausgang nehmen. Dieser Verwundete genießt seitdem die sorgfältigste Pflege des „Oberstabsarztes“, des Sanitäts-

unteroffiziers, dessen Haupttätigkeit bisher allerdings in der Verabreichung von Choleratropfen und Baldrian bestand, weil der Erfolg des genossenen Obstes, das Durcheinander der in oft allzu großen Mengen genossenen Speisen bei vielen einen einfach „durchschlagenden“ Erfolg hatte. Das Fleisch, in tadelloser Güte, wird mit Reis, Kartoffeln, Gemüse gekocht, von Kunstverständigen auch mal gebraten oder geschmort, zu Beefsteaks verarbeitet, in Hackfleisch, falschen Hasenbraten umgewandelt, kurz in den verschiedenartigsten schmackhaften Arten zubereitet.

Nach dem Essen herrscht auf den sonst stets belebten Dorfstraßen Stille. Da gibt es wohl wenige, die nicht so viel Zeit fänden, um ein paar Augen voll Schlaf zu nehmen. Aber lange dauert die Freude nicht, denn es gibt täglich allerlei Arbeit. Ein kleines Kommando holt von einer benachbarten Anhöhe die schönen glatten Messinghüllen abgeschossener französischer Schrapnells. Sie sind in einer Artilleriestellung gelegentlich einer Geländeübung entdeckt worden und müssen als wertvolle Kriegsbeute gesammelt und nach der Heimat geschafft werden. Durch die Etappenkommandantur hat der Bürgermeister inzwischen einen Bauern mit der hier üblichen hohen zweirädrigen Pferdefarre gestellt. Die Hüllen werden nach dem Platz vor der Wache gefahren, damit sie unter der Aufsicht des Postens sind, aber es sind so viele davon, daß der Bauer viermal fahren muß, und immer begleitet ihn das kleine Aufsichtskommando. Außer den leeren Kartuschen wurden aber auch drei noch geladene Granaten gefunden, entweder Versager oder in der Eile vergessene. Die dürfen nicht angerührt werden, da dies mit Lebensgefahr verbunden ist. Viel-

mehr wird davon eine vorgesezte Stelle benachrichtigt, die Feuerwerksmannschaften entsendet und die Granaten ebenso wie sogenannte Blindgänger, d. h. nicht krepierete Granaten, entladet oder sprengt. Ein anderes Kommando trägt große Massen von Heu und ungedroschenem Weizen in die beiden großen schönen und hellen Schulsäle. Es werden viele Verwundete erwartet, und so muß beste Vorsorge für sie getroffen werden. Warum ungedroschener Weizen über die dicke Heuunterlage gebreitet wird? Nun, weil es fast gar kein Stroh gibt und die Leute den schönen Weizen noch nicht ausgedroschen haben. Aber darauf kann keine Rücksicht genommen werden. Aus allen verlassenen Häusern werden nun die Matrazen und Betten, Kissen, Bettwäsche, wollene Decken zusammengetragen, über die Weizenstreu gebreitet, und so ist ein kleines sauberes Lazarett entstanden. Sogar einige reine gute Hemden sind aufgetrieben worden und liegen bereit, um Verwundeten zugute zu kommen. Für Gefangene sind große Scheu- nentennen zu säubern, gegen Entweichen durch Ber- stellen und Zunageln der hinteren oder seitlichen Türen zu sichern. Häuser sind zu reinigen und aufzuräumen, um Quartiere für durchziehende Leute zu schaffen. Last- wagen sind vor der Wache zu einer Wagenburg zusam- menzufahren, um sie bei Abtransport von Verwundeten und Kranken zur Hand zu haben und gegen Fortnahme durch fouragierende Truppen zu sichern. Unser Land- sturm ist also nicht nur Soldat, nicht nur Polizei, er ist auch Reinemachefrau, Dekorateur, Kollkutscher, Fahrer, Begleiter, ein Mädchen für alles, ohne Kündigung — bis der Friede ihm die Stellung kündigt.

Und nun erschalle laut das Lob der 2. Kompagnie

Leipzig I. Eine solche Willigkeit, eine solche unverdrossene Freudigkeit, auch die weniger angenehmen Arbeiten zu verrichten, ein solcher Ehrgeiz, es anderen vor auszutun, verdient die höchste Anerkennung. Schon wie die Kompagnie ihre Quartiere bald nach dem Beziehen reinigt, von allem überflüssigen Papier und Plunder befreit, den Schutt zusammenkehrt, verbrennt, vergräbt, das zeugte von einer anerzogenen Ordnung und Sauberkeit, die wohlthuend wirkt. Die vielen, vielen verschiedenen Arbeiten und Dienste, zu denen die Landsturmkompanie herangezogen werden muß, lassen sich unmöglich alle aufzählen. Es gibt fast nichts, was sie nicht tun müßte, und sei es Kinder wiegen und Tee für alte franke Leute kochen. Aber alles und jedes wird mit der größten Freudigkeit ausgeführt. Wenn dann das Abendessen verzehrt ist, zu dem der Koch der Korporalschaft zuweilen eine Überraschung in Form von Speckkartoffeln, Salat, Sülze, Klößen oder dergleichen bereitet hat, wird eine Partie Schafkopf — auch doppelt — gedroschen, und dann geht's so sachte in die Klappe, während der Sänger erst das Locken um $\frac{3}{4}9$ und dann um 9 Uhr den Zapfenstreich bläst. Dabei wechselt er zwischen dem preußischen und dem hübschen sächsischen Signal ab, den einen Tag dies, den anderen jenes. Wenn ihr zu Hause in Leipzig das Signal hört, dann werdet ihr euch immer erinnern an euren Gatten, Vater, Bruder und Freund, der ebenfalls treu die Wacht hält draußen in Frankreich.

Ein Buch könnte man schreiben über diese ganz ungewöhnliche Kompagnie aus Leipzig. Haben sie da irgendwo bunte Lampions aufgegabelt, vermutlich in der Schule beim Lehrer, der sie zu Kinderfesten verwendet

hat — schon ist die italienische Nacht fertig! Da Truppen aus benachbarten Orten ab und zu dem Dorfe einen Besuch abstatten und dabei ein Schwein oder ein Kalb mitgehen heißen, so hat die Kompagnie sich einen kleinen Viehstall angelegt. Da werden drei Rinder, zwei fette Schweine, eine Anzahl Hammel gefüttert und getränkt und liebevoll behandelt, bis sie eines Tages auch in den Kesseln und Töpfen verschwinden. Schnittfrei liefert der Fleischer die Haut ab, die dann, etwas eingesalzen, an eine Sammelstelle gebracht wird. Auch das ist eine Anordnung der Etappenleitung, die verständlich wird, wenn man bedenkt, daß viele Tausende und aber Tausende von Rindern, Kälbern und Schafen geschlachtet werden. Eine besondere Persönlichkeit ist der umfangreiche Koch der Kompagnie. Er war Schiffskoch, hat vieler Herren Länder bereist, auch auf der Leipziger Messe schon Kostbratwürstel verkauft. Er kocht für die Offiziere und für alle, die keine eigene Küche führen, für Kommandierte und Kranke usw. Täglich muß er einen Riesenkessel mit Fleisch und Reis und Kartoffeln zusetzen und bereithalten für Verwundete und durchziehende Truppenteile. Wird er mal nicht verbraucht, dann wird er abends an die Kompagnie verteilt. Der Koch ist unermüdlich in der Erfindung neuer Gerichte und Zusammenstellungen. Der Schneider flickt und näht, sogar auf der Maschine, die irgendwo immer gefunden wird, er füttert Beinkleider mit den Fellen von Kaninchen ab, macht Umhänge und Unterjacken und wird von allen Seiten um seine Kunst bebettelt. Unübertrefflich sind die Landstürmer in der Auffindung von Vorräten allerart in den verlassenen Häusern. Entdeckten sie doch neulich für 10 000 Mark allerbesten

Leders, nahmen sich davon einen Posten auf den Wagen, um Schuhe und Lederzeug damit zu flicken, während das andere der Inspektion zur Abholung angemeldet wurde. Ein verlassener Schneiderladen wurde aufgefunden, da gab es Stoffe allerart, aus denen sich viel Nützliches machen läßt, Knöpfe und Haken, Zwirn und Nadeln, Petroleum, Benzin, Benzol, Lichte, Wäsche, Säcke, Roggen und Weizen, Mehl und Eingemachtes, alles finden diese Männer. Nur mit der Suche nach Wein haben sie sowenig Glück wie andere. Den haben die Herrschaften, die vor uns hier waren, Franzosen und Deutsche, längst bis auf den letzten Tropfen gefunden und ausgetrunken. Ab und zu findet sich noch eine verlassene Flasche Pflaumenschnaps oder dergleichen. Neulich fanden einige Leute eine rote Flüssigkeit, die nicht übel schmeckte und für eine Art Likör gehalten wurde. Leider stellte sich heraus, daß es eine Art Abführungschnaps war und der „Oberstabsarzt“ hatte wieder alle Hände voll zu tun, um die Folgen abzuwenden. Einen Franzosen haben sie übrigens auch bereits gefangengenommen, leider keinen lebendigen, sondern jenes höchst zweckmäßige Werkzeug, welches unter dem Namen „Franzose“ allgemein bekannt ist und wohl auch Schraubenklemme genannt wird. Die einzige Flasche Sekt, die die Kompagnie besitzt, und die nur getrunken werden darf, wenn ein Franzose gefangengenommen wird, durfte in diesem Falle nicht geöffnet werden. Auch der Geburtstag des Herrn Hauptmanns, der neulich begangen wurde, war etwa kein Anlaß, diese einzige Flasche zu leeren. Übrigens war der Geburtstag — am Sonntag — wirklich hübsch arrangiert. Früh gab es unter Leitung des Leipziger Sängers, der uns

auch ab und zu durch den geschulten und stimmungsvollen Vortrag eines Liedes erfreut, ein Morgenständchen. Das Zimmer des Hauptmanns war ein wahrer Blumenhain und auf der Mittagstafel im „Offizierkasino“, welches gleichzeitig Schreibstube der Kompagnie ist, und auch mal in dem großen Himmelbett in der Ecke einen Kranken beherbergt, standen prächtige Sträuße. An diesem Sonntag war auch Kirchgang. Der Pfarrer hatte die Kirche bereitwillig zur Verfügung gestellt. Erst wurde das Lied „Lobe den Herren“ gesungen, dann sprach ein Unteroffizier einige einfache kernige Worte, worauf mit dem Gesange von „Nun danket alle Gott“ und dem Vaterunser der Gottesdienst beschlossen wurde. Der französische Pfarrer sprach sich nachher dahin aus, daß der volle gute Gesang auf ihn einen großen Eindruck gemacht habe.

Unseren Landsturmännern geht es also gut, und sie tun ihre nicht immer ganz leichte Pflicht mit Eifer und Freude. Vielleicht nächstens mal mehr davon. Alle senden nach der Heimat herzliche Grüße!...

Ein Pfadfinderbrief.

Einer der führenden Männer der deutschen Pfadfinderbewegung sandte der Zeitschrift des Bundes den folgenden Brief:

Der Bundesleitung und den lieben Pfadfindern daheim sende ich aus Feindesland herzliche Grüße. Aus strategischen Gründen darf ich nicht schreiben, wo ich bin, nur so viel will ich verraten, daß es eine Gegend ist, an der heftig gekämpft wird und wo hoffentlich die Entscheidung fällt.

Ich habe mit meinen braven Mannschaften schon viel Schweres durchgemacht, denn einen solch erbitterten und schwierigen Krieg hat die Welt noch nicht gesehen. Immer aber habe ich mich gefreut, zu sehen, mit welchem Heldenmut die Truppen vorgehen, mit welcher Ausdauer, mit welchem Gleichmut sie alle Strapazen aushalten, nur beseelt von dem festen Willen, zu siegen.

Eins habe ich mit großer Befriedigung immer wieder feststellen können, nämlich, daß unsere Pfadfindererziehung, wie sie der Bundesleitung ideal vorschwebt, allen Anforderungen, die der Krieg an uns stellt, in hervorragender Weise gerecht wird. Und daher, junge Freunde, arbeitet daheim fleißig weiter an Euch. Wenn Ihr auch noch nicht mit der Waffe in der Hand Eurer Vaterlande helfen könnt, so seid Ihr doch die zukünftigen Soldaten, die die jetzt gerissenen Lücken schließen, die den Fortbestand unseres hoffentlich gestärkten und vielleicht vergrößerten Vaterlandes verteidigen, zum mindesten aber den fremden Nationen die Lust nehmen sollen, noch einmal mit dem deutschen Bären anzubinden.

Aber nur ganze Charaktere werden diese Aufgabe erfüllen, nur echte deutsche Männer sind ihr gewachsen.

Wer ist ein Mann? Der beten kann. Diese Wahrheit ist mir in zahlreichen gefährvollen Stunden so recht zum Bewußtsein gekommen. Nicht das Gebet, welches einem die Todesangst eingibt, kann helfen; sondern das tägliche inbrünstige Gebet, welches auf Gottesglauben und Gottvertrauen gegründet ist. Und dieses Gottvertrauen gibt einem das Selbstvertrauen, welches zum unerschütterlichen Ausharren auf gefährlichem Posten

und zum rücksichtslosen Vorgehen gegen den Feind unentbehrlich ist.

Das Selbstvertrauen wächst, wenn man sich sagen kann, daß man etwas leistet, sei es in körperlicher Beziehung, sei es auf geistigem Gebiet oder bei Handgriffen aller Art. Drum haltet Euren Körper rein, pflegt ihn und stählt ihn. Der deutsche Junge muß ein „drahtiger Kerl“ sein, dem kein Graben zu breit, kein Baum, keine Mauer zu hoch, keine Anstrengung zu groß ist. Dabei übt Auge und Ohr, die Pflege dieser Sinne ist nicht mit Gold zu bezahlen.

Findig muß der Junge sein, d. h. er muß als echter Pfadfinder allein das Richtige zu tun wissen. Bei Nacht und Nebel den richtigen Weg finden, aus Schwierigkeiten sich heraushelfen, bei ernststen Lagen das Richtige treffen, in jeder Lebenslage sich sachgemäß benehmen — das sind Fähigkeiten, die man nach reiflicher Überlegung gründlich üben muß.

Alles muß der echte deutsche Junge leisten können. Wir müssen hier auch Gräben bauen, Öfen einsetzen, Schleusen reinigen, Wunden verbinden, Essen kochen, nähen, waschen, melken und was es für Künste mehr sind.

Und bescheiden muß er sein. Wir sind froh, wenn wir einmal am Tage etwas zu essen haben — es gab Zeiten (und sie können wiederkommen), wo wir fünf Tage gehungert und uns nur von Rüben und Möhren genährt haben — und ohne Murren haben es unsere braven Truppen ausgehalten.

Hat man ein Dach über seinem Kopf, so gilt man als „Fürst“, und wenn zwanzig solcher „Fürsten“ in einem Raum zusammengepfercht sind, wo sonst kaum

fünf Menschen zusammenleben, so tut das dem Glücke keinen Abbruch. Aber auch im Schützengraben geht es „fürstlich“ zu, wenn man bescheiden bleibt und sich mit dem einem zugewiesenen Plätzchen genügen läßt.

Wenn ich hinausgehe zu meinen Leuten in den Schützengraben und frage: „Na, Kinder, wie geht's?“, da tönt ein vergnügtes: „Ausgezeichnet, Herr Major!“ aus den Erdhöhlen heraus, und schmunzelnd zeigen die Leute, wie viel „wohnlicher“ es seit gestern ist, wo noch nicht die und die Einrichtung getroffen worden war.

Das Schönste, was dieser Krieg gezeitigt hat, ist die herrliche Kameradschaft: „Einer für alle, alle für einen!“ Da gibt es keine Rang- und Standesunterschiede, kein arm und reich. Jeder teilt mit dem andern — Freud, Leid, Essen, Trinken, Schlafgelegenheit.

Als ich verwundet in der Nacht das Bivak meines Bataillons suchte, nahm mich ein braver 178er mit den Worten: „Na, Landsmann, verwundet? Schlaf bis morgen bei uns“, mit auf sein Strohlager unter freiem Himmel. Er schob seine schnarchenden Kameraden beiseite, deckte mich zu, bis nur noch mein Gesicht zu sehen war — und als er mich am nächsten Morgen auswickelte, war er sehr erstaunt, einen Major gepflegt zu haben.

Ein anderes Mal kam ich als Verwundeter (ich war nicht ins Lazarett gegangen, sondern bei der Bagage meines Truppenteils geblieben) in einen Ort, den die Bagage infolge eines anderen Befehls nicht mehr erreichte. Da nahmen mich zehn Landwehrleute bei sich auf, kochten für mich, bewirteten mich und pflegten mich wie ein kleines Kind. Wir saßen bis zum Abend im traulichen Geplauder — unsere Trennung am näch-

sten Morgen tat mir ebenso leid, wie meinen braven Wirten.

Umgekehrt sorgen auch die Vorgesetzten für ihre Untergebenen. Als eine englische Granate in ein Haus einschlug, in dem eine Kompagnie von mir lag, waren der Kompagnieführer und seine Zugführer die ersten, die die Verwundeten herausholten.

Neulich besuchte ich einen Artilleriehauptmann in seiner Behausung. Nach dem Abendessen traten drei Kanoniere herein, der Stabsarzt der Abteilung gesellte sich zu ihnen, und da haben diese vier eine Stunde lang herrliche Volkslieder vierstimmig gesungen, und man merkte, daß das nicht das erstemal war, daß dieses Quartett zusammen gesungen hatte.

Zum Schluß noch eins. Vergesst die Natur nicht. Wie herrlich schön ist doch Gottes Welt. Die Laubfärbung der Herbstlandschaft, die winterliche Stimmung des Novemberabends, der glutrote Ball der aufgehenden Sonne, der geisterhafte Mondschein, der eine liebliche Baumgruppe neben den Ruinen eines zerschossenen Hauses beleuchtet — sie alle zeugen von Gottes Größe.

Und nun „Gut Pfad!“ — zur treuen Pflichterfüllung im Elternhaus, in Schule und Beruf. Für Gott, König und Vaterland!

v. H.

Mütter.

Ein Brief einer deutschen Mutter an eine französische.

Gnädige Frau!

Eine Mutter, die wie Sie ihren Sohn zur Verteidigung seines Vaterlandes in den Krieg ziehen sah,

eine deutsche Mutter, möchte Ihnen einige Worte schreiben.

Freitag, den 28. August, kam hier ein großer Transport verwundeter Soldaten an, unter denen Ihr Sohn, Herr Lucien Paul, sich befand. Er hatte eine schwere Verletzung am Kopfe. Man trug ihn mit großer Sorgfalt ins Krankenhaus der Schwestern des heiligen Vincent von Paul, wo er mit großer Fürsorge verpflegt wurde. Einer unserer Chorherren, Prälat Monsignore Hilpisch, der die Verwundeten besuchte, war von den Schwestern benachrichtigt worden, daß Herr Paul die Beichte abzulegen wünschte. Monsignore fand ihn, wie er mir sagte, sehr schwach. Ihr lieber Sohn sprach mit Mühe und sagte daher zu Monsignore: Wollen Sie mich, bitte, befragen. Er erhielt die Absolution. Da für den Augenblick keine direkte Gefahr vorzuliegen schien, wollte Herr Monsignore die heilige Kommunion und die letzte Dlung am nächsten Tage geben, um Ihren Sohn nicht zu sehr zu ermüden. In der Nacht aber um 3 Uhr trat ein Krampf ein, dem Ihr Sohn um $\frac{1}{2}$ 5 Uhr erlag, ohne wieder zur Besinnung zu kommen. Offenbar war das Gehirn schwer verletzt worden.

Sie können versichert sein, gnädige Frau, daß Ihr lieber Sohn mit der größten Sorgfalt verpflegt worden ist und daß man nichts vernachlässigt hat, um sein junges Leben zu retten. Das wird Sie ein wenig trösten, Sie und Ihren Gatten in Ihrem großen Schmerze. Der Gedanke, daß ein Priester ihm in den letzten Stunden beigestanden hat und daß sein Tod ein heiliger gewesen ist, wird Ihnen helfen, Ihr Haupt unter die Hand des höchsten Herrn über Leben und Tod zu beugen. Ihr Sohn ist als Held für sein Vaterland

gestorben und schläft jetzt zwar in fremdem, aber gesegnetem Boden, wo er die Auferstehung erwartet und wo er die Seinen, die jetzt seinen Verlust beweinen, wiedersehen wird, um sie nicht mehr zu verlassen.

Seine Bestattung fand am Dienstag, den 1. September, statt, beim Geläute der Glocken der Kathedrale. Er erhielt alle militärischen Ehren. Unsere zwei Kriegervereine mit ihren Fahnen, die von schwarzem Flor bedeckt waren, bildeten das Ehrengeläute. Ein blauer Himmel glänzte über dem offenen Grabe, als die drei Ehrensalven abgegeben wurden. Möge er in Frieden ruhen!

Ich erlaube mir, Ihnen einliegend einige Zweige von dem Lorbeerkranz zu schicken, den die Kriegervereine auf dem Grabe niedergelegt haben, sowie einige Ausschnitte aus der hiesigen Zeitung. Sie werden darin sehen, wie sehr man Ihren lieben Sohn geehrt hat, als man ihn in seine letzte Wohnung brachte. Er ruht im neuen Kirchhof unserer Stadt. Sein Grab trägt die Nummer 1.

Gnädige Frau, man hat mir gesagt, daß der so schwer verwundete junge Franzose vor allem seine Mutter wiederzusehen wünschte. Das ist mir so sehr zu Herzen gegangen, daß ich beschloß, seiner armen Mutter sofort zu schreiben und ihr alles, was ich über den jungen Soldaten erfahren konnte, mitzuteilen. Denn auch ich, gnädige Frau, habe einen einzigen Sohn, der voller Enthusiasmus dem Rufe seines Kaisers gefolgt ist, und seit dem 22. August fehlt uns jede Nachricht von ihm.

Dieser Brief soll Sie ein wenig in Ihrem großen Schmerze trösten, Sie und Ihre ganze Familie über

den großen Verlust Ihres teuren Sohnes, der sein junges Leben für sein Vaterland geopfert hat.

Genehmigen Sie, gnädige Frau, die Versicherung der aufrichtigsten Teilnahme einer Mutter, die innig mit Ihnen empfindet.

Berliner Mädels.

(Brief einer siebenjährigen Berlinerin an den Schriftsteller Paul Oskar Höcker.)

Lieber Herr Hauptmann!

Ich danke ihnen herzlich zu den schönen Briefen die sie drucken lassen haben. Wir wissen dann immer ob mein Onkel Hermann dabei war. Er ist Pfiezefeldweibel sie sind sein Hauptmann. Ich bitte sie das sie aufpassen das ihn keine Granate trifft. Wenn sie mir diese Freude bereiten wollen dann lege ich inen eine Tafel Schokolade zu dem Brief. Wenn ein Banbeamter die Tafel aufisst dann müssen sie ihn ernstlich bestrafen. Ich bin 7 Jahre alt und wohne ... Ich freue mich das sie heil aus dem Hexenkessel raus gekommen sind. Wenn sie eine kleine Tochter haben dann grüßen sie sie bitte von Gisela und können ihr erzählen das ich einen langen Brief an sie geschrieben. Sie können wenn sie wollen ihre Frau auch grüßen. Schießen sie mann noch viele böse Franzosen Tot. Ich Gratuliere ihnen zum Eisernenkreuz das sie bekommen haben und Onkel Hermann hat es an Lante Fridel geschrieben. Grüßen sie meinen Onkel jeh stricke ich für in einen Schaal und ich bitte den lieben Gott das sie nicht Tot geschossen werden dann können sie

ja gar keine schönen Briefe schreiben und wir können dann die schönen Briefe nicht mehr lesen. Es Grüßt die Treue Gisela S.

Die Schokolade ist von Ruhts Geburtsag und Ernst Günther hat zwei Gedichte gemacht vom Krieg Onkel Hermann hat sie.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig-Neudnitz

Unser Eisernes Kreuz

Ein deutsches Heldenbuch

Unter Mitarbeit von Paul Oskar Höcker, Rudolf Presber, Graf Ernst zu Reventlow, Landrat z. D. Kammerherrn Paul Freiherr von Koell, Geh. Regierungsrat Professor Dr. Max Gg. Zimmermann u. a. bearbeitet und herausgegeben von

Ernst Boerschel

Mit 6 ganzseitigen Abbildungen. Gebunden M. 4.50

Urteile: Hundert Jahre unter dem Zeichen des Eisernen Kreuzes, dem schlichten Sinnbilde deutschen Heldentums, das unter Joch und Not geboren wurde, gehen durch die Seiten dieses Werkes, zu dem die einzelnen Stücke namhafte Vertreter aus der Literatur, aus Heer und Marine beigesteuert haben. Der starke Band ist ein aus der Zeit geschaffenes Jugendbuch, das wir allen unseren Jungen auf den Tisch legen sollten, damit sie in ihren Mußestunden aus dem Großen und Gewaltigen schöpfen, das täglich von Millionen Brüdern und Vätern draußen zu Schutz und Schirm unserer Heimat geleistet wird. Aus diesen Blättern strömt die echteste aller Vaterlandsliebe, die Aufopferung für die Heimat, das Buch predigt die treue Anhänglichkeit an das gemeinsame Volk, den Einheitsgedanken und die Erkenntnis von der ganzen Größe unseres Vaterlandes. Es ist ein Buch für ein heranwachsendes Geschlecht von Kämpfern. (Hannoverscher Kurier.)

Dieses deutsche Heldenbuch ist Jungdeutschland gewidmet. Und mit Recht! Es gehört in die Hand der deutschen Jugend, damit sie erfüllt werde von dem Heldengeiste der Väter. Worte lehren, aber Beispiele ziehen. Die Beispiele machen den Wert dieses Buches aus. Darauf beruht seine erziehliche Kraft.

(Deutsche Lehrer-Zeitung.)

Nicht Ruhmredigkeit spricht aus der Sammlung. Sie will nur an Beispielen zeigen, welchen Eigenschaften Heer und Flotte ihre beispiellosen Erfolge verdanken. Wie Mannschaften und Führer von gleichem Wagemut beseelt, von Treue und Pflichtbewußtsein erfüllt sind. Herrliche Vorbilder für die heranwachsende Jugend, der eine glückliche Zukunft winkt. Der inneren Gediegenheit des Buches paßt sich seine äußere Ausstattung an. (Berliner Allgemeine Zeitung.)

Verlag von Otto Spamer in Leipzig-Neudnitz

Der Ruffenschreck

Eine Erzählung aus den Tagen
der Sommerschlacht in Masuren

Von

Dietrich Darenberg

Mit Bildern von Erich Sturtevant * Geb. 3 Mark

Urteile: In schlichter Weise schildert uns das gut ausgestattete Büchlein die traurigen Schicksale einer ostpreussischen Familie, deren Dörfchen von den Russen schrecklich heimgesucht wird, und die in den nahen masurischen Wäldern Tage der Entbehrung und des Schreckens erleben, bis Hindenburg die barbarischen Eindringlinge in der gewaltigen Schlacht bei Tannenberg unschädlich macht. Der als vollstümlicher Erzähler wohlbekannte Verfasser hält sich erfreulicherweise frei von jeder Übertreibung und läßt die nackten Tatsachen und Ereignisse durch ihre eigene Wucht und Tragik wirken. Auf unsere Jungen wird die fesselnd und flott geschriebene Geschichte jetzt und später großen Eindruck machen.

(Blätter für höheres Schulwesen.)

Was Darenberg schlicht und eindringlich erzählt, trägt so offenkundig den Stempel der Wahrheit, daß alle, auch Erwachsene, mit lebhafter Anteilnahme die Schilderung von der russischen Gewaltherrschaft lesen werden.

(Berliner Morgenpost.)

Natürliches, warmes Empfinden, eine tiefe Heimatliebe und die Schilderung eines vorbildlichen, deutschen Familienlebens, das gerade in der Not seine Schätze zeigt, geben dem Buche Wert.

(Deutscher Reichsanzeiger.)

Verlag von Otto Spamer in Leipzig-Neudnitz

Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika

Von

Major Maximilian Bayer

Zweite Auflage. Mit 100 Abbildung. u. 1 Karte

Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark

Empfohlen durch mehrere Generalkommandos deutscher Armeekorps

... Sein Buch ist von sehr großem Interesse, nicht bloß für den Soldaten, sondern für jeden, der sich mit unserer noch jungen und doch schon sehr lehrreichen Kolonialgeschichte befassen mag. Es ist ferner sehr ansprechend geschrieben, mit warmer Vaterlandsliebe, hohem Verständnis für unsere nationalen Kulturaufgaben und sittlichem Ernst, dabei an geeigneten Stellen mit frischem Soldatenhumor gewürzt; es ist also ein unterhaltendes Buch im besten Sinne des Wortes. Die Absicht, ein wahrheitsgetreues Bild der Gesamtkämpfe zu zeichnen, scheint mir in vortrefflicher Weise erreicht zu sein. (General Litzmann im „Militär-Wochenblatt“.)

Unsere Chinafahrt

Feldzugsenerinnerungen eines deutschen Offiziers

Von

Franz Max

Mit 39 Abbildungen nach photographisch. Aufnahmen des Verfassers

Preis Mark 3.50

Max ist das Pseudonym eines deutschen Offiziers, der selbst als guter Beobachter an dem Chinafeldzuge teilgenommen hat. Als gewinnender Erzähler weiß er den Leser nicht nur mit den Begebnissen des eigentlichen Feldzuges vertraut zu machen, sondern auch unauffällig eine passende Schilderung von Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen zu geben. Mit einer Abteilung Bayern und Württemberger führt uns der Verfasser bis zur „Großen Mauer“, und es muß jeden Deutschen mit Stolz erfüllen, mit welcher Selbstverständlichkeit die Freiwilligen von 1900 die Strapazen und Gefahren des Feldzuges auf sich genommen haben: Es galt die verletzte Ehre des Vaterlandes zu rächen. Ein reiches Bildermaterial nach eigenen photographischen Aufnahmen belebt die anregende Schilderung.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig-Neudnitz

Deutschland zur See

Ein Buch von der deutschen Kriegsflotte

Von

Graf Ernst zu Reventlow

Mit 48 meist ganzseitigen Abbildungen im Text und 4 Farbenbildern

Gebunden 6 Mark

Das Reichsmarineamt bestellte 700 Exemplare dieses Buches

Urteile: Es fesselt das Interesse des Lesers und gibt gemeinverständlich und unter Hervorhebung alles für weitere Kreise Wissenswertes einen klaren Begriff von der Bedeutung der Seemacht für die Geltung und für die Wohlfahrt des Reiches... (Deutsch.Reichsanzeig.)

In überaus lebendiger Form wird die Geschichte der deutschen Flotte, ihre Entstehung, Gliederung und Bedeutung von einem berufenen Kenner dieses Gebietes anschaulich gemacht. (Leipz. Illustr. Ztg.)

Wir begrüßen das Buch als eine höchst schätzenswerte Bereicherung des Materials, das der Ausbreitung der Seekenntnisse in unserem Volke gewidmet ist. (Marine-Rundschau.)

Seehelden und Seeschlachten

in neuerer und neuester Zeit

Geschildert von

Korvetten-Kapitän a. D. von Holleben

Mit 60 Abbildungen. Dritte Auflage

Geheftet Mark 5.50, gebunden Mark 6.50

Urteile: Das hervorragend hübsch ausgestattete Werk ist geeignet, die Begeisterung für die See und im besonderen für Seehelden bei alt und jung wachzurufen oder zu steigern. (Die Flotte.)

Über diese Stoffe sind schon viele Jugendbücher geschrieben; sie sind aber auch danach. Vorliegendes ist das einzig empfehlenswerte, denn es stammt aus der Feder eines gediegenen Fachmannes. Alles in allem: ein Werk von seltener Güte und ebenso interessantem Stoffe. (Berliner Tageblatt.)

Verlag von Otto Spamer in Leipzig-Neudnitz

Tobias Käferbeins seemännische Laufbahn

Eine vergnügliche Geschichte

von

Fritz Brehmer

Mit Bildern von B. D. Stolz * Preis gebunden 4 Mark

Ein prächtiges Buch für jung und alt, gerade jetzt, wo aller Augen auf unsere Kriegsflotte gerichtet sind! Die kernige Frische und der unverwüßliche Humor unserer blauen Jungen weht uns aus dieser wirklich „vergnüglichen“ Geschichte entgegen, nicht minder aber auch die treue Kameradschaft und das eiserne Pflichtgefühl, die Offiziere und Mannschaften in gleicher Weise beseelen. Der Verfasser ist früherer Marineoffizier; nur ein solcher konnte ein derartiges Buch schreiben.

Valentin Upp der Legionär

Nach Berichten eines alten Afrikaners

von

Max Geißler

Bilder von Th. Kocholl * Einbandzeichnung von B. D. Stolz

Preis gebunden 3 Mark

Der Deutsche Schutzverband gegen die Fremdenlegion urteilt über das Buch: Valentin Upp der Legionär, von Max Geißler, ist ein Buch von eigenartigem Reiz, aus dem eine starke, tief empfindende Dichterseele spricht, die sich nicht begnügt, Abenteuer, Gefahren und die grenzenlosen Härten des Legionärlebens zu schildern und auszumalen, wie Hunderte es vordem taten, sondern darüber hinweg den Leser mit dem prachtvoll gezeichneten Helden empfinden läßt, daß die Heimat und das Vaterland Rechte an ihre Söhne haben und daß — wäre auch die Fremdenlegion ein Paradies auf Erden — doch die Schmach, als Deutscher unter Frankreichs Banner zu kämpfen, einen Deutschen zu Boden drücken muß. Durch die schlichte und doch wieder so reiche Sprache leben wir das Legionärleben mit dem Empfinden des märkischen Bauernjungen mit, bleiben unberührt wie er von den abenteuerlichen Bildern und bewahren von Beginn des Buches bis zum Ende den einen Gedanken: „Wir gehören nicht dorthin.“ Ein Gedanke, den sicherlich auch besonders die gereifere Jugend aus dem Buche in sich aufnehmen wird. Es kann ihr deshalb nur auf das wärmste empfohlen werden.